

Heinrich Schöttle

Erinnerungen

an 83 Jahre eines bewegten Lebens

Bessarabien 1883 - 1906

Kaukasus 1906-1917

Bessarabien 1917 - 1930

Siebenbürgen 1930 - 1946

Nachkriegs-Deutschland

Berichtszeitraum

Ca. 1883 –1966



Vorwort:

Heinrich Schöttle war der Bruder meines Großvaters Immanuel. Durch die verwandtschaftliche Beziehung gelangte ich über Heinrichs Sohn Helmut an die Lebenserinnerungen seines Vaters und erhielt von ihm die Erlaubnis, sie zu veröffentlichen. Heinrich schrieb seine Lebenserinnerungen 1966 im 83. Lebensjahr auf.

Ich war neugierig, mehr über das Leben in Bessarabien der 3. und 4. Generation nach Auswanderung unseres gemeinsamen Vorfahren Joseph Schöttle zu erfahren und habe den Bericht begierig gelesen. Beachtlich, die präzise Erinnerung und die lebendige Darstellung.

Erstaunlich war für mich auch, dass Heinrich, der aus einem rein bäuerlichen Milieu stammte und darin bis ins Erwachsenenalter integriert war, es wagte, unter Aufgabe einer gesichert erscheinenden Existenz, auszubrechen. Heinrich war ein hoch sensibler, intelligenter, zurückhaltender Mann, der nach Höherem strebte.

Nachdem 1871 die Sonderverwaltung von Zar Alexander II. aufgehoben wurde, gab es einschneidende Veränderungen für die deutschen Siedler in Bessarabien. Besonders gravierend war die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht 1874. Viele wanderten deswegen in die USA aus.

Heinrich und seine vier älteren Brüder waren wehrpflichtig. Aber nur zwei seiner Brüder kamen zum russischen Militär. Heinrich und die zwei anderen Geschwister wurden als Lehrer

vom Militärdienst befreit. Man musste nur bis zum 26. Lebensjahr die Lehrtätigkeit ausüben. Danach wurde man nicht mehr zum Waffendienst eingezogen. Heinrich, als jüngster Sohn des Michael Schöttle, hätte nach der in Bessarabien üblichen Erbfolge die Landwirtschaft seines Vaters übernehmen sollen. Sein Vater rechnete auch damit, dass er den Hof übernehmen würde. Heinrich entschied sich aber im 23. Lebensjahr, nachdem er schon den Lehrerberuf ergriffen hatte, der Landwirtschaft fluchtartig den Rücken zu kehren, durch Übersiedlung in den Kaukasus. Dort setzte er sein Studium für deutsche und russische Sprache und Literatur fort und machte an verschiedenen Schulen Karriere. Schließlich, auf dem Höhepunkt seiner Laufbahn, wurde er „Beamter des Zaren“ und als Studienrat für deutsche Sprache und Literatur am Knaben-Gymnasium Stawropol tätig. Im Jahre 1917 erhielt er dort sogar den Lehrstuhl an einer Hochschule. Als Kirchenvorstand übernahm Heinrich die wichtige Aufgabe in Stawropol, Spenden für deutsche, österreichische und türkische Kriegsgefangene und Deportierte - in russischer Lesart „Verschickte“ - zu verteilen. Diese liefen dort im Winter ohne Unterkunft und Verpflegung frei herum. Im Zusammenhang mit dieser Aufgabe musste er unter Lebensgefahr für sich und seine Familie fliehen und kehrte 1918 wieder nach Bessarabien zurück, das inzwischen zu Rumänien gehörte. Keine guten Aussichten für einen Lehrer ohne Kenntnis der rumänischen Sprache, dort wieder Fuß zu fassen. Eine neue riesige Herausforderung zur Sicherung des Lebensunterhaltes kam hierdurch auf die junge Familie zu.

An der Schreibmaschinenvorlage habe ich sprachlich keine wesentliche Bearbeitung vorgenommen. Ausgelassen wurde auf Wunsch von Heinrichs Sohn Helmut eine rein familiäre Angelegenheit nach ihrer Rückkehr nach Bessarabien 1918. Alle Fußnoten wurden von mir erstellt, um eine bessere zeitliche und räumliche Orientierung zu ermöglichen. Ich habe, in den Fußnoten auch Orte und Namen der Personen genannt, wo Heinrich nur Initialen verwendete, um die Zuordnung nachvollziehbar zu machen.

Harald Schöttle

Hamburg, Dezember 2008

Inhaltsverzeichnis:

Vorwort:.....	2
So hat es angefangen.....	5
Ich vergifte meine Schwester.....	7
Mein "Schepperle".....	9
Bei Großmutter zu Gast.....	11
Mein erster Schultag.....	13
D'r Großvatter un' d' Großmutter.....	15
Kindheitserinnerungen.....	16
Vater hat Geheimnisse?.....	18
D' Bekkabas.....	19
Glücklicher Finder.....	20
Christtag.....	21
Es war einmal.....	25
Unsere Spiele.....	25
Die Ballspiele.....	26
Unsere Händler.....	29

D'r Kaschtamann.....	31
Unsere Wäsche und Kleider.....	32
Popschei und Welschkornbrecha.....	33
In der Schule.....	35
Ackertreiben und Schafehüten.....	37
Ein junger Kranich.....	40
Wölfe.....	44
Konfirmation.....	50
W e i t e r l e r n a.....	53
Im russischen Lehrerseminar.....	58
Und weiter?	64
In der Schule nun als Lehrer.....	68
Wie es kam?.....	70
„Vater, i fahr jetz weiterlerna“	71
„Es ginge alles viel besser, wenn man mehr ginge“...	78
Wieder in der Schule.....	84
Zum ersten Mal in der Heimat der Väter.....	88
Wieder daheim.....	91
Hochzeit feiern.....	94
Als Ehemann.....	95
Meine Tätigkeit in der Gemeinde.....	96
Im Dienste der Menschlichkeit.....	101
Die Revolution.....	104
Teufel aus Sibirien?.....	106
Beinahe Politiker.....	117
Ich riskiere Kopf und Kragen.....	119
Ich entschieße mich zum Bleiben.....	121
Ein Jahr Kommunismus.....	123
Wieder in der Heimat.....	129
In der Heimat der Väter.....	135
R ü c k b l i c k.....	138



Heinrichs Eltern: Michael Schöttle und Frau Justine, geb. Schmied



Heinrich Schöttle

So hat es angefangen

Was ein Häkchen werden will, krümmt sich beizeiten, sagt das Sprichwort, und wer fürs ganze Leben "so ein... " werden will, muss sich sputen, sage ich. Und ich darf da mitreden, denn ich habe Erfahrung darin. 84 Jahre sollten doch wohl genügen.

Ich habe damit schon mit meinem Eintritt ins Leben begonnen. Das war meine erste Dummheit. Nicht, dass ich zu denen gehörte, die das Leben so gern ein Jammertal nennen und es doch so ungern verlassen wollen, die sich mit Händen und Füßen wehren, wenn Freund Hein sie eines Tages am Rockzipfel fasst und sie aus diesem Jammertal erlösen will. Nein, ich habe diese Welt, so schief und krumm sie auch sein mag und so sehr und oft die "guten Nachbarn und dergleichen" sich auch bemühen, über jedes Blümchen ihren Mist auszubreiten und ihre stinkige Jauche auszugießen, doch immer ganz schön lebenswert gefunden. Und der Mist und die Jauche? Nun ja, eine Weile waren sie schon eine Strapaze für die Nase. Aber sie haben sich dann meist doch in guten Dünger verwandelt. Und die Blumen des Lebens haben dann nur noch schöner geblüht und noch herrlicher geduftet. Und wenn auch ein klein wenig Mistgeruch zurückgeblieben ist, - für mein Geruchsorgan war das kein Schaden. Den bin ich von klein auf gewöhnt. Und auch heute noch, wo ich doch schon so viele, viele Jahre lang keinen Kuhstall mehr ausgemistet habe, finde ich ihn angenehmer und nobler, - jawohl n o b l e r! - als die Luft in den fashionabelsten Tanzbars unserer Großstädte.

Warum dann mein Eintritt in dieses Erdenleben eine so große Dummheit gewesen sei? - Ja, damit hat es ein eigenes Bewandnis.

Ich bin von Elfen als Neunter¹ zur Welt gekommen. Nun meinen Sie natürlich gleich, dass ich mir da die Sache eben etwas früher und besser hätte überlegen sollen. Irrtum! Erst einmal wissen Sie doch, wenn schon nicht aus eigenen Beobachtungen, so doch wenigstens aus dem Munde des alten Weisen aus Wiedensahl, dass man vor diesem fürs ganze Leben so entscheidenden Schritt weder Zeit noch Möglichkeit zu langen Überlegungen hat, denn "Schlupp! Ist man zur Welt gebracht!" Und zum andern war ich auch als Neunter keineswegs überzählig. Bei den deutschen "Kolonisten" in Südrussland waren die Kinder wirklich ein Segen Gottes, ganz ohne Gänsefüßchen. Der beste Beweis dafür ist, dass die zwei, die nach mir noch gekommen sind, mit Jubel begrüßt wurden. Dazu kam, dass von den acht, die vor mir gekommen waren, nur noch vier² geblieben waren. Den andern Vieren³ hatte der Tod nur all zu früh die unschuldigen Kinderaugen zgedrückt.

Unter anderen Umständen wäre auch mein Erscheinen allseitig begrüßt worden. Leider aber waren unter den Vieren, die schon der kühle Rasen deckte, auch die beiden Schwesterchen, die der liebe Gott geschenkt hatte. Zurückgeblieben waren nur vier zum Teil schon recht erwachsene und kräftige Buben, die dem Vater sowohl in der großen Wirtschaft, als auch in der Werkstelle - im Winter wurde fleißig getischlert - schon tüchtig zur Hand gingen. Mutter aber war in Haus und Hof allein, nur auf die oft sehr fragwürdige Hilfe von Mägden angewiesen. Da war es natürlich, dass sie sich - aber ganz gewiss nicht nur als Hilfe in der großen Wirtschaft! - so sehr ein Töchterchen wünschte. Und sie stand mit diesem Wunsch durchaus nicht allein. Auch Vater und die älteren Brüder hätten so gern ein buntes, flatterndes Kleidchen und ein paar fliegende Mädchenzöpfchen auf dem Hof herumhüpfen sehen und nach Feierabend so gern was Kleines, Zierliches, Lachendes, Quietschendes gehabt, das man auf den Schoß nehmen und streicheln und lieb haben konnte.

¹ Geboren am 14.1.1883

² Johannes (*1870), Christian (*1873), Immanuel (*1877) Georg (1879)

³ 2 Jungen und 2 Mädchen (Johannes, Michael, Justina, Helena)

So hatte sich jeder im Hause die Zukunft auf seine Weise schön lieblich ausgemalt. Und mit-
ten hinein in diese schönen Träume und Hoffnungen plumpste nun ich wie ein ... Aber ich will
lieber keine Vergleiche ziehen. Wie sehr ich meine Eltern und Geschwister aus allen Himmeln
gerissen habe, zeigt allein schon der Umstand, dass sich tagelang niemand um einen Namen
für mich kümmerte. Aus dem Munde meiner Mutter erfuhr ich viele Jahre später, dass ihn
mein Vater von einer einsamen Fahrt ins Nachbardorf mit nach Hause brachte.

Notgedrungen hat sich dann alles ins Unabänderliche geschickt. Aber es ist mir doch wohl nur
recht geschehen, dass knapp anderthalb Jahre darauf meine Schwester⁴ ankam und mich mit
dem allerliebsten Lächeln aus der Wiege, und, was wohl noch schwerer wog, viel früher
schon von Mutters Brust, verdrängte. Nicht erst, als meine Schwester angekommen war,
schon viele Monate früher bekam ich statt der Mutter Brust - nicht den "Schnuller", den gab's
damals ja noch gar nicht, sondern - das "Schlotzerle" in das kleine Mäulchen gestopft. Was
das war? Ein Fetzelchen Stoff von etwa einem abgetragenen Hemd, in das ein von Mutter -
manchmal mit etwas Zucker - zerkautes Stückchen Brot gewickelt und mit einem Faden an-
gebunden war. - Unhygienisch und nicht sehr appetitlich, - stimmt. Aber geholfen hat's den-
noch. Das Balg hörte auf zu brüllen, und das war ja der Zweck.

Wer aber glauben sollte, dass sich darin die Enttäuschung bekundet habe, die ich meiner lie-
ben Mutter bereitet habe, der irrt sich sehr. Mit Zärtlichkeiten und sonstigen Liebesbezeugun-
gen hat man bei uns im Hause ebenso wenig um sich geworfen, wie mit harten, rohen Worten
und Taten. Verhätschelt bin ich, bei Gott, nicht worden, aber, dass ich irgendwie und - wann
zurückgesetzt worden wäre, kann ich mich beim besten Willen nicht erinnern. Wenn die Son-
ne der ohnehin recht spärlichen elterlichen und geschwisterlichen Liebesbezeugungen auf so
Viele verteilt werden muss, dann bleibt für den Einzelnen natürlich immer nur ein kleiner
Bruchteil übrig. Dass sich der weitaus größte Teil dieser Sonnenwärme auf das kleine
Schwesterchen ergoss, war ja ganz selbstverständlich, und ich habe dies Vorrecht neidlos an-
erkannt. Der Rest aber wurde - wenigstens was Vater und Mutter anbelangte - unter die übr-
igen christlich verteilt, und jeder musste eben sehen, wie er damit sein Auskommen findet.
Nun, wir sind ja auch alle damit ausgekommen.

Und doch hat die große Enttäuschung, die ich durch mein Erscheinen auf dieser Welt bereitet
habe, ohne dass mir das klar zum Bewusstsein gekommen wäre, meinem ganzen Leben
gleichsam einen Stempel aufgedrückt. Ich bin es nie wieder losgeworden, das halb, und meist
ganz unbewusste Gefühl, dass ich irgendwie ungelegen komme. Wie oft bin ich darum Men-
schen aus dem Wege gegangen, in deren Nähe ich mich wohlgeföhlt hätte. Wie viele herrliche
Gelegenheiten habe ich aus demselben Grunde nicht wahrgenommen! Und wie oft mag sich
ein enttäuschtes Herz verärgert, oder aber auch in aufrichtiger Trauer mit einem - ausgespro-
chenen, oder auch nur gedachten - "So ein..." abgewandt haben! -

Ich vergifte meine Schwester

Aus Rache dafür, dass sie mich so vollständig vom ersten Platz im Hause verdrängt hat? Oder
aus Neid um das viele Liebe und Gute, das ihr von allen Seiten in den kleinen Schoß fiel? -
Weder, noch. Was Rachegefühl ist, war mir, dem kaum Fünfjährigen, vollständig fremd. Und

⁴ Marie *19.10.1884

außerdem lag ja doch schon seit einigen Wochen am ersten Platz in der Wiege in Mutters Stube ein zweites Schwesterlein⁵.

Meine Schwester hab' auch ich recht lieb gehabt. Nicht die, die in Mutters Stube in der Wiege lag. Da wusste ich ja noch gar nicht, ob man die lieb hat oder nicht. Da konnte man ja nur die Wiege schaukeln, damit sie nicht weint, und das, nämlich das Schaukeln, das war so eine Sache....Es gab eine ganze Reihe anderer Dinge, die mir erheblich angenehmer waren. Aber die größere⁶, die schon überall mit mir mitgehen und spielen konnte, die hatte ich recht gern. Und dass ich sie dennoch vergiftete, kam so:

Im Gärtchen hinterm Haus stand neben zwei Maulbeerbäumen auch ein ganz alter Aprikosenbaum. Er trug aber dennoch alljährlich ein ganz schönes Häufchen Früchte. Sie waren zwar sehr klein und unansehnlich, aber uns Kindern, die wir so selten Obst bekamen, schmeckten sie prächtig. Und damit keiner den anderen übervorteile, sorgte Mutter selber dafür, dass sie richtig - nach ihren Begriffen richtig, verteilt wurden, nämlich im umgekehrten Verhältnis zur Größe oder zum Alter. Obwohl die Älteren dabei am schlechtesten wegkamen, ist meines Wissens gegen dieses Prinzip doch niemals Einspruch erhoben worden. Anders war es mit den Steinen. Sie fielen nicht unter Mutters Verteilungsschlüssel. Womit aber nicht gesagt sein soll, dass sie kulinarisch wertlos gewesen seien. Die Erwachsenen legten jedoch keinen besonderen Wert auf sie, und darum blieb für uns Kleinen immer ein ganz schönes Häufchen übrig. Das Knacken der Steine war aber eine nicht ganz einfache Sache. Sie erforderte eine gewisse Geschicklichkeit und Übung. Und gerade über diese verfügte meine kleine Schwester noch nicht. Es war daher ganz selbstverständlich, dass wir beide uns zu einer Arbeits- und Verbrauchsgemeinschaft zusammenschlossen. Die gesammelten Steine wurden auf ein Häufchen geschüttet, ich holte mir Amboss und Hammer, und nun ging's los. In schöner Eintracht auf dem Boden sitzend, die Schwester auf der einen Seite des Ambosses und ich auf der andern, begannen wir unseren Schmaus. Ich klopfte mit dem Hammer die Steine auf, und abwechselnd wanderte immer der eine Kern in den Mund der Schwester, der andere in meinen. Ab und zu verzichtete ich auch einmal großmütig auf meinen Anspruch zu Gunsten der Schwester. Das ging so ganz schön, bis die Steine alle waren.

Was dann unmittelbar darauf geschah, weiß ich nicht mehr. Wahrscheinlich war ich aber wohl allein, ohne die Schwester, hinten zum Hof hinaus gebummelt und habe mich längere Zeit irgendwo im Garten oder im nahen Wäldchen aufgehalten. In meiner Erinnerung ist nichts davon haften geblieben. Deutlich aber erinnere ich mich, wie unheimlich verstört alles im Hause war, als ich nichts ahnend zurückkam. Ich wurde sofort zu Mutter in die Stube geschickt. Und dort stand ich nun erst recht vor einem unheimlichen Rätsel. Vier oder fünf Frauen aus der Nachbarschaft saßen mit so ernsten Gesichtern da. Am Fußende des Himmelbettes stand die Wiege mit der schlafenden zweiten Schwester. Daneben saß Mutter mit der älteren Schwester auf dem Schoß. Sie zeigte mir auf ein Schemelchen in der Ecke neben der Tür. Niemand beachtete mich weiter. Da saß ich nun und konnte den Blick nicht von Mutters Gesicht wenden. Das war ja gar nicht mehr Mutters Gesicht. Mutter hat doch nicht solche Augen und einen solchen Mund. Und die Schwester, die hatte doch immer so rote Backen und einen so roten Mund. Und jetzt ist sie so blass und die Lippen so bleich. Und das Ärmchen hängt so schlaff über Mutters Knie herab. Alle sprechen nur im Flüsterton und ich verstehe

⁵ Sophie * 30.1.1887

⁶ Marie

kein Wort davon. Was ist das nur? Ich möchte die Frage laut hinausschreien, doch irgendetwas schnürt mir die Kehle zu.

Und dann ist wieder eine große Lücke in meinem Gedächtnis. Erst später habe ich dann erfahren, dass meine Schwester mehrere Stunden lang zwischen Leben und Tod schwebte und mehrmals minutenlang sogar für tot gehalten wurde. Welche Seelenqualen meine liebe Mutter in diesen Stunden ausgestanden hat, habe ich natürlich erst viele Jahre später begriffen. Mich hat sie nicht nur nicht gestraft, sondern nicht einmal gescholten. Als ich ihr auf ihre Fragen erzählte, wie alles gekommen war, hat sie nur immer den Kopf geschüttelt, und als ich mit meinem Bericht fertig war, hat sie mir mit der Hand übers Haar gestrichen und geweint. Ich hab' diese Tränen damals doch auf mein Konto genommen, obwohl ich mir einer eigentlichen Schuld nicht recht bewusst war. Ich hatte ja doch meiner Schwester etwas Gutes tun wollen.

Es ist mir dann im Leben noch öfter passiert, dass ich einem Menschen etwas Liebes erweisen wollte, und hernach zeigte es sich, dass es auch Aprikosenkerne waren.

Mein "Schepperle"

Mit den Spielsachen waren wir besser daran, als die heutigen Kinder. Insofern nämlich, als wir überhaupt niemals welche bekamen. Wenn aber jemand glauben sollte, dass wir darum an diesen Sachen ärmer gewesen seien, als die Kinder von heute, so irrt er sich sehr. An Spielsachen hat es uns nie gefehlt. Und das Gute an ihnen war, dass wir sie uns selbst machten und nur selten dabei Rat und Hilfe unserer älteren Geschwister in Anspruch nahmen. Und ich kann jeden versichern, dass wir Buben von damals mit unseren "Pferdchen" besser und schneller und viel, viel weiter gefahren sind, als jemals ein Junge von heute mit dem schönsten Schaukel- oder Steckenpferd gefahren ist. Und das, obwohl unsere "Rösser" nur aus einem abgebrochenen Gabel- oder Schaufelstiel oder aus den Fesselknochen eines toten Pferdes bestanden. Dabei hatten wir doch den Unterschied zwischen diesen und den wirklichen Pferden täglich und stündlich vor Augen! Und so war es auch mit vielen anderen Sachen. Man mag die geistigen Fähigkeiten eines Bauernjungen noch so niedrig einschätzen, seine Phantasie ist unvergleichlich schöpferischer als die des besten Spielzeugfabrikanten. Und die Puppe mit dem Porzellankopf, die meine kleine Schwester einmal zu Weihnachten geschenkt bekam, die lag oft viele Monate lang unberührt in der guten Stube in der kleinen Wiege, die Vater für sie gemacht hatte. Nur bei ganz besonderen Gelegenheiten wurde sie hervorgeholt, um sie von den Spielfreundinnen bewundern zu lassen. Geherzt und geküsst hat sie die andere, die sie mit Mutters Hilfe selbst aus ein paar alten Stoff-Fetzen gemacht hatte.

Dass die Schwester ein solches außergewöhnliches Spielzeug erhielt, war für uns Buben eine Selbstverständlichkeit, und keinem von uns wäre auch nur im Entferntesten eingefallen, sie darum zu beneiden oder gar daraus irgendwelche eigenen Ansprüche abzuleiten.

Und da geschah nun eines Tages etwas ganz Außergewöhnliches, etwas nie da Gewesenes, was das ganze Haus in Staunen versetzte, mich aber, den es am nächsten betraf, vollständig sprachlos machte. Vom Wochenmarkt brachte mir meine Mutter aus dem Nachbardorf ein "Schepperle" mit. Es sah aus wie ein kleines Holzhammerchen. Der Kopf glich einem Fäss-

chen mit schönen aufgemalten roten und blauen Ringen darum, die wie richtige Reifchen aussahen. Im Inneren des Fässchens befanden sich ein paar kleine Steinchen, die "schepperten", wenn man das Ding schwenkte. Auch der dünne Stiel hatte ein paar bunte Streifen, und am Ende war innen ein kleines Stimmchen untergebracht, wie in einer Mundharmonika. Wenn man hinein blies, gab's einen feinen, kläglichen Ton.

Alle bestaunten und bewunderten das herrliche Ding. Nur ich stand da und hielt das kleine Wunder in der noch immer ausgestreckten Hand und fühlte weder Glück noch Freude. Ich fühlte überhaupt nichts. Kopf und Brust waren einfach leer. Nur ein grenzenloses Staunen und eine ganz unklare, unbestimmte Frage war da noch irgendwo im Innern. Meine älteren Geschwister lachten und redeten durcheinander und zeigten mir, wie man damit "scheppern" könne. Sie nahmen mir das Ding aus der Hand, schepperten und tuteten und gaben es dann wieder mir mit der Aufforderung, es doch auch zu probieren. Meine Hand aber blieb ausgestreckt. War das überhaupt meine Hand?..

Wie lange das so gedauert hat, weiß ich nicht. Sicher ist es meinen älteren Brüdern "zu dumm" geworden und sie sind mit ein paar derben Bemerkungen über meine geistigen Fähigkeiten auseinander gegangen. Nur wie Mutter mich endlich von dem Banne befreit hat, das weiß ich noch sehr gut. Sie nahm mir das Ding aus der Hand und sagte mit ihrer lieben ruhigen Stimme "Komm, Heinrich, i bewahr's dr uf". Und damit trug sie es in die gute Stube hinüber. Ich bin ihr nicht gefolgt. Ich spürte nicht den leisesten Wunsch, zu wissen, wo und wie mein Schatz aufbewahrt wird.

Mehrmals hat es meine Mutter mir dann zum Spielen gegeben. Doch so richtig gespielt habe ich niemals damit. Es hat dann immer am Rande meines Spielplatzes gelegen. Ab und zu nahm ich es auch wohl in die Hand, schepperte und tutete ein wenig, legte es aber stets wieder sorgfältig an seinen Platz und brachte es dann nach einiger Zeit wieder der Mutter zurück.

Nun soll man aber ja nicht glauben, ich hätte nicht gewusst, welch kostbaren Schatz ich besaß. Ich war mir sehr wohl bewusst, dass es im ganzen Dorf kaum einen zweiten Jungen gab, der etwas Ähnliches sein Eigen nennen konnte. Und das will was heißen. Glückliche? ... Nein, glücklich fühlte ich mich darüber nicht, aber reich, reicher als alle andern. Nur dass ich mich darüber nicht freuen konnte, dass es mir so unbegreiflich fremd war, das drückte wie ein Stein auf der Brust. Und in Gegenwart der andern Jungen konnte ich mit dem Schepperle auch nicht spielen. Nicht dass ich ihnen missgönnt hätte, auch einmal damit zu scheppern und zu tuten, nein, nur die Augen, mit denen sie dabei meinen Schatz anschauten, die taten direkt weh.

Und da kam dann ein Tag, der wie ein großes Fragezeichen in meinem Leben steht. Ich hatte wieder einmal mein Schepperle zum Spielen bekommen. Ob und wie lange ich damit gespielt habe, weiß ich nicht mehr. Ich entsinne mich auch nicht, dass mich etwa irgendwelche Gedanken oder Gefühle besonders bewegt hätten. Ohne irgendeinen Grund oder Anlass - wenigstens soweit ich mich später erinnern konnte - nahm ich mein Schepperle, holte mir aus der Werkstelle einen Meißel, grub damit an der hinteren Giebelseite unseres Hauses unmittelbar an der Wand ein etwa handtiefes Loch, legte das Schepperle hinein und scharrte es zu. Und soviel entsinne ich mich noch: Es war für mich eine richtige, sehr ernste und auch ein wenig traurige, aber doch auch gleichzeitig irgendwie erlösende Beerdigung.

Ich habe mein Schepperle nie mehr wiedergesehen. Auf eine für mich bis heute noch immer ganz unerklärliche Weise habe ich es vollständig vergessen und viele Jahre lang nicht ein einziges Mal wieder an es gedacht. Es war wie von Zauberhand aus meinem Gedächtnis hinweggewischt. Als ich dann nach Jahren - ich mag wohl schon meine zehn Jahre alt geworden sein - mich ganz zufällig daran erinnerte und an der bekannten Stelle nachgrub, fand ich auch nicht die geringste Spur mehr davon. Mein Schepperle war verschwunden, für immer. In meiner Erinnerung aber lebt es zum Greifen klar bis heute weiter.

Und was war es nun, das an dem kleinen Ding eine so unerklärliche Wirkung auf mich ausübte? Was war es, das mich daran hinderte, mit ihm zu spielen wie mit anderen Spielsachen, mich über seinen Besitz zu freuen und glücklich zu fühlen? Und was war es schließlich, das mich bewog, es wie einen lieben Toten zu begraben? Die Furcht vor dem Neid der andern? Die Unfähigkeit, mich an etwas zu freuen, das nur ich ganz allein besaß, und auf das die andern verzichten mussten? Vielleicht. Vielleicht ein wenig von dem und ein wenig von jenem. Der eigentliche Grund war aber wohl weder das Eine, noch das Andere, noch auch alles zusammen. Den suche ich bis heute vergebens. Nur das eine ist mir klar im Bewusstsein geblieben: Ich habe unter einem unwiderstehlichen inneren Drang gehandelt. Ich musste.

Ich habe dann später im Leben noch so manches Mal aus einem solchen unwiderstehlichen Drang heraus ein "Schepperle begraben". Und ich kann und will es den Menschen nicht übel nehmen, dass sie mich darum einen Esel nannten. Manchmal habe ich es sogar selbst getan.

Bei Großmutter zu Gast ⁷

Eine Strecke von sechzig Kilometern ist auch für einen Erwachsenen ein weiter Weg, auch wenn er wie damals mein Vater, ein paar sehr gute Pferde vor dem Wagen hat. Für den kleinen fünf- oder sechsjährigen Buben war es eine Weltreise. Führte der Weg doch durch eine ganze Reihe von Dörfern, und er hatte ja von dem eigenen kaum das eine Ende gesehen, wo das Haus des Vaters stand.

Warum mein Vater gerade mich auf diese Fahrt mitgenommen hat, ist mir heute noch ein Rätsel. Bestimmt nicht, um einen unterhaltsamen Reisegefährten zu haben. Er selbst gehörte nicht zu den Schwatzhaften, auch nicht, wenn er in besserer Gesellschaft war, als damals auf der Fahrt zu seiner Mutter. Und ich hatte so viel Neues zu sehen und zu bestaunen, besonders, wenn der Weg durch die fremden Dörfer ging, dass es höchstens ab und zu noch zu einer kurzen Frage: "Was isch des?" reichte, auf die dann stets eine ebenso kurze Antwort folgte.

Ein großes Erlebnis war es, als sich nach etwa zwei Stunden Fahrt fast plötzlich für uns ein schier bis ins Unendliche reichender Fernblick auftat. Obwohl wir die ganze Zeit auf - wie mir schien - ganz ebenem Gelände gefahren waren, befanden wir uns auf einmal am Rande eines wohl an die zweihundert Meter tiefen Tales, in das der Weg vor uns ziemlich steil abfiel, auf der andern Seite aber kaum merklich wohl ein Dutzend Kilometer weit langsam anstieg. Vier große Dörfer lagen vor uns im Tal. Das eine lag unmittelbar am Fuße der Anhöhe quer zu unserer Fahrtrichtung, und wir konnten wie aus der Vogelperspektive von oben in die Höfe und Gärten hineinsehen. Ich hätte stundenlang da oben stehen und staunen mögen, wie groß

⁷ Maria Elisabeth Schöttle geborene Keller * 14.10.1820

und schön doch die Welt ist. Leider hatte ich dazu keine Zeit. Unser Weg fiel so steil ab, dass die Pferde nur mit Mühe den nachdrängenden Wagen aufhalten konnten. Und ich hätte wohl eine große Angst ausgestanden, wenn ich in Vaters Gesicht auch nur eine Spur von Unruhe hätte entdecken können. (Auch die Angst ist eine ansteckende Krankheit, der Mut weniger). Aber das ruhige Gesicht des Vaters, an den man glaubt, wie an den lieben Gott, das vermag auch die größte Angst zu vertreiben. Ich hatte auf dieser Fahrt noch zweimal Gelegenheit, diese Feststellung zu machen.

Es ging schon zum Abend, als wir bei Großmutter ankamen. Sie lebte im "Ausgeding", in einem kleinen Häuschen auf dem Hof des jüngsten Bruders⁸ meines Vaters. Großmutter und einige von Onkels Familie kamen natürlich sofort heraus und begrüßten uns. Die Pferde wurden ausgespannt und in den Stall geführt. Ich blieb auf dem Wagen sitzen, obwohl ich wiederholt, auch von Vater, aufgefordert wurde, abzusteigen. Alle gingen dann ins Haus, und natürlich wurde auch ich auf das Dringlichste aufgefordert, doch mitzukommen. Besonders Großmutter war es, die mich zu überreden suchte und direkt bettelte, ich möchte doch mit ihr kommen. Noch heute sehe ich die alte kleine Frau im schlohweißen Haar mit dem lieben guten Gesicht vor mir. Ich blieb stumm und stur auf dem Wagen sitzen. Es wurde Abend. Immer wieder kam jemand heraus und versuchte, mich zu überreden, doch in das Haus zu kommen und zu essen. Vergeblich. Schließlich brachte mir ein Mädchen - wohl eine Base - das Abendessen auf einem Teller zum Wagen heraus. Ich aß es erst, nachdem sie wieder ins Haus gegangen war. Als es ganz dunkel geworden war, kam mein Vater heraus, machte auf dem Wagen aus Heu ein "Bett", und darauf schliefen wir beide, bis uns am andern Morgen die Sonne weckte. Nachdem wir uns beide am Brunnen gewaschen hatten, ging Vater ins Haus, und ich stieg auf den Wagen, den ich trotz aller Bitten von Großmutter und den andern den ganzen Tag (es war ein Sonntag) nicht verließ. Wieder wurde mir das Essen an den Wagen gebracht, und wieder kam nach Dunkelwerden Vater und legte sich zu mir auf den Wagen. Erst am andern Morgen trat ein Wandel ein. Als wir uns beide wieder am Brunnen gewaschen hatten, sagte Vater in seiner üblichen ruhigen Weise: "Komm, jetzt trinket m'r Kaffee, un no fahret m'r heim." Und ohne Zögern, als wäre es die selbstverständlichste Sache der Welt, folgte ich ihm ins Haus und trank am gemeinsamen Tisch, zusammen mit Großmutter und der ganzen Familie des Onkels, meinen Kaffee. Kurz darauf wurde angespannt, und wir fuhren heim.

Auf dem ganzen Weg nach Hause hat Vater kein Wort über mein Verhalten gesagt. Ob er daheim der Mutter etwas davon erzählt hat, weiß ich nicht. Wohl nicht. Sie hätte mich sonst bestimmt zur Rede gestellt.

Auf zwei Fragen habe ich bis heute, nach siebenundsiebzig Jahren, noch immer keine Antwort gefunden, obwohl ich mir einbilden darf, etwas von Psychologie zu verstehen. Ich war kein unfolgsames, störriges Kind. Warum habe ich mich so stur geweigert, zu meiner Großmutter ins Haus zu gehen, wo sie doch so lieb und gut zu mir war? Ich habe doch mit meinen Vettern und Basen, den Kindern meines Onkels, die zu mir an den Wagen kamen, ganz schön gespielt. Was war es, das mich abgehalten hat, mit ihnen ins Haus zu gehen und dort mit ihnen zu spielen? Und die zweite Frage: Was hat meinen Vater, dessen Wort in unserem Hause unumstößliches Gesetz war, der nie auch nur eine Spur von Eigensinn und Widersetzlichkeit geduldet hat, - was hat ihn veranlasst, meine starrköpfige, durch rein gar nichts gerechtfertigte Weigerung zu dulden, sie sogar dadurch quasi zu sanktionieren, dass er selbst zu mir kam und

⁸ Samuel * 5.10.1859

mit mir auf dem Wagen schlief? Aber war es wirklich Starrköpfigkeit? Einen allgemein verständlichen Grund dazu gab es doch nicht. Und doch waren die inneren Hemmungen so groß, dass ich etwas ganz Unglaubliches tat: - mich Vaters Wort zu widersetzen. Einer in Form eines Befehles erfolgten Aufforderung wäre ich wahrscheinlich doch gefolgt, es hätte aber bestimmt mit einem heftigen Weinkrampf geendet.

Viel, viel später erfuhr ich von meiner Mutter, dass Vater von seinen Brüdern um seinen Anteil am großväterlichen Erbe gebracht wurde. War das vielleicht der Grund, warum er es vorgezogen hatte, bei mir auf dem Wagen zu schlafen, statt in einem guten Bett im Hause, in dem er geboren wurde und seine ganze Kindheit und Jugend verlebt hatte? Schön und gut, für das, was Vater getan hat, mag das eine Erklärung sein, - aber für mein Verhalten doch nicht, selbst, wenn ich von dieser Sache damals schon Kenntnis gehabt hätte. Unterbewusstsein, werden die Herren Psychoanalytiker sagen. Mumpitz! Unterbewusstsein bei einem sechsjährigen Bauernjungen! Aber was? Dummheit? ...

Mein erster Schultag⁹

Die Zeiten, in denen unsere Schulmeister - und wohl auch die in anderen Gegenden - ihren Schülern und Schülerinnen die Weisheit auf dem Umweg über den entgegen gesetzten Körperteil in die Köpfe zu bringen suchten und dabei natürlich der weiteren Wegstrecke entsprechende Resultate erzielten, - diese Zeiten habe ich, Gott sei Dank - nicht mehr erlebt. Damit will ich aber durchaus nicht sagen, dass nicht auch zu meiner Zeit zuweilen der Stock - und manchmal sogar recht kräftig - geschwungen wurde. In meiner frühesten Kindheit ist aber in unserem Hause von der Schule niemals als von einer Strafanstalt gesprochen worden. Mit welchen Gefühlen ich meinen ersten Gang in die Schule angetreten habe, weiß ich nicht mehr. Bestimmt nicht mit so bangem Herzen, wie dies zuweilen in verschiedenen Büchern geschildert wird. Von dem ganzen Tag ist mir nur das folgende Erlebnis im Gedächtnis geblieben.

Wir Abc-Schützen saßen in einem ganz kleinen Klassenzimmer, in der "kleinen Schul". Die "große Schul" lag über dem Gang und war noch wenige Jahre zuvor gleichzeitig auch der Betsaal des Dorfes, in dem die Gottesdienste abgehalten wurden.

Soviel ich mich erinnere, saß ich in der vierten Bank ganz außen an der Wand. Der alte Lehrer gab jedem von uns ein kleines Büchlein - es war die Fibel - und sagte uns, dass ihm morgen jeder so und so viele Kopeken dafür bringen müsse. Alle mussten wir das Büchlein vor uns auf die Bank legen und die erste Seite aufschlagen. Was dann weiter getrieben wurde, weiß ich nicht mehr. Offensichtlich war es aber für mich wenig interessant. Ich fing an, weiterzublättern und fand schon mehr gegen den Schluss des Büchleins das Märchen vom Wolf und den sieben Geißlein. Bald war ich so vertieft in meine Lektüre, dass ich alles um mich her vergaß und erst wieder zu mir kam, als mein Nachbar plötzlich aufstand und rief: "Herr Lehrer, der do" - dabei zeigte er auf mich - "kann scho lesa". Ich bin wohl nie mehr in meinem Leben so furchtbar erschrocken wie damals. Der schwerste Verbrecher kann sich nicht so schuldig fühlen, wie ich in diesem Augenblick. Und doch kam es noch schlimmer. Ich musste mit meinem Büchlein heraus aus der Bank und nach vorn an den Tisch des Lehrers kommen. Jetzt war auch die Angst weg. Meine Brust war leer. Und denken?.. Nein, wenn ein Lehrer und so viele

⁹ 1889

Kinder mit so großen Augen einen anstauen, da kann man doch nicht mehr denken! Der Lehrer nahm mir das Büchlein aus der Hand und legte es auf den Tisch, aufgeschlagen, wie es war. Dann fragte er mich, ob ich wirklich lesen könne. Ich mag wohl etwas mit dem Kopfe genickt haben. Und nun sollte ich den Anfang des Märchens vorlesen. Aber wie lesen, wenn einem das Schuldbewusstsein die Kehle zuschnürt? Es muss wohl etwas lang gedauert haben, bis ich endlich einen Ton herausbrachte. Dann ging es aber doch, ganz leise, dass ich mich selbst kaum hörte. Mit den ersten Worten begann sich die furchtbare Spannung in meinem Innern langsam zu lösen, und nun kam die Reaktion. Ich hatte kaum zwei - drei Sätze gelesen, da stürzten mir die erlösenden Tränen aus den Augen. Ich begann bitterlich zu weinen. Der Lehrer bemühte sich vergeblich, mich zu beruhigen und zu trösten. Ich habe von allem, was er gesagt hat, auch nicht ein Wort im Gedächtnis behalten. Ich durfte mich auf meinen Platz setzen und dort habe ich mich dann auch langsam beruhigt.

Von dem, was dann noch an diesem Tage in der Schule geschah, ist mir nichts im Gedächtnis geblieben. Daheim sagte ich natürlich kein Wort von meinem Erlebnis. Noch immer drückte mich das Bewusstsein, etwas Verbotenes begangen zu haben, wenn ich auch nicht wusste, worin es eigentlich bestand. Wenn ich aber geglaubt hatte, dass die Sache nunmehr abgeschlossen sei und mit der Zeit in Vergessenheit geraten werde, so hatte ich mich gründlich geirrt. Als ich am Nachmittag mit irgendeiner Arbeit auf dem Hof beschäftigt war, sah ich, wie der Lehrer kam und zu Vater ins Haus ging. Nach einer geraumen Weile ging er dann wieder weg, und ich tröstete mich schon, dass die Sache nun doch wohl erledigt sein müsse, da ja der so bang erwartete Ruf, zu Vater in die Stube zu kommen, ausgeblieben war.

Erst eine geraume Weile nach dem Abendbrot kam Mutter zu uns in die "hintere" Stube und sagte mir: "Du sollsch zum Vatter komma". Also doch! Vergeblich bemühte ich mich, aus dem Gesicht der Mutter herauszulesen, was meiner wartete. Es hat mir nichts verraten, und mit bangem Herzen trat ich meinen Gang zu Vater an. Vater saß an seinem Tisch und vor ihm lag unter der Lampe ein sonst in seinem kleinen Bücherschränkchen wohlverwahrtes Kleinod des Hauses, ein kleines, schön in Leder gebundenes und messingbeschlagenes "Neues Testament" mit Goldschnitt aufgeschlagen auf dem Tisch. Er rief mich zu sich heran, nahm mich bei der Hand und zog mich ganz nahe zu sich heran. Zwischen seinen Knien stehend, blickte ich ihm in die vom Lampenschirm etwas verdunkelten Augen. Nein, böse blickten sie nicht auf mich herab. Es schien sogar ein kaum merkliches gutes Lächeln um Mund und Augen zu liegen. Und nun sagte er mir in seinem tiefen Brustton, der Lehrer sei da gewesen und habe ihm gesagt, dass ich schon lesen könne. Ob das wahr sei. Ich nickte wieder mit dem Kopf. Er wandte sich gegen den Tisch, wo das Büchlein lag. So zwischen seinen Knien stehend musste ich ihm ein paar Verse vorlesen. Meine Angst hatte sich gelegt, und das Lesen muss ganz leidlich ausgefallen sein. Vater strich mir ein paar Mal mit der Hand übers Haar - es war das erste und einzige Mal, dass Vater sich mir gegenüber eine solche Zärtlichkeit erlaubt hat. - Ganz langsam begann ein tiefes Glücksgefühl in mir zu wachsen und verdrängte alle Angst. Und als er mich dann fragte, wer mich denn das Lesen gelehrt habe, erzählte ich ihm schon ziemlich frei, wie es damit angefangen habe, dass mein älterer Bruder das Lied "Vom Himmel hoch, da komm ich her" auswendig lernen musste, dass ich es vom Zuhören dann sogar vor ihm auswendig gekonnt hatte, dass ich mir sodann das Gesangbuch genommen und immer Wort für Wort nachgelesen hätte, was ich ja auswendig wusste, wie ich dann die einzelnen Buchstaben habe herausgefunden; erst das "o" in den Wörtern "vom", "hoch", "komm", dann das "m" in "vom", und dann das "h" in "hoch" und "her", wie ich dann diese Buchstaben auch in anderen Wörtern gesucht und gefunden habe, und wie dann schließlich das Lesen so ganz von selbst

gekommen war, und ich nur noch selten den Bruder oder Mutter oder auch die Magd dies und jenes habe fragen müssen. Ich mag wohl bei meinem Erzählen etwas in Eifer gekommen sein. Die innere Verkrampfung war langsam einem großen ruhigen Glücksgefühl gewichen. Vater stand nicht mehr so unerreichbar hoch über mir. Er war ganz, ganz nahe. Seine Hand ruhte auf meinem Arm und zwischen seinen Knien fühlte man sich so unendlich ruhig und sicher. Was er dann zum Schluss vom Immer-fleißig-sein sprach, und dass er mich dann vielleicht auch "weiterlernen lassen" werde (einer meiner älteren Brüder war damals schon in der Fortbildungsschule), das hörte ich kaum noch. Ich war unsagbar glücklich, als ich wieder zu den andern zurückkam. Wie viel Angst hatte ich doch an diesem Tag ausgestanden, nur weil ich mich so grenzenlos schuldig fühlte, wo doch keine Schuld war, weil ich für ein strafbares Vergehen hielt, was andere gut und lobenswert fanden.

D'r Großvatter un' d' Großmutter

Meine wirklichen Großväter habe ich nie gesehen. Beide waren Jahre vor meiner Geburt gestorben. Von den Großmüttern lernte ich nur die eine, die Mutter meines Vaters, kennen. Über meinen einzigen Besuch bei ihr habe ich an anderer Stelle erzählt.

Der Großvater und die Großmutter, von denen ich hier erzählen will, müssten eigentlich in "Gänsefüßchen" genannt werden. Denn Großvater und Großmutter wurden sie nur genannt, waren sie aber nicht. Blutmäßig hatten sie absolut nichts mit unserer Familie gemein. Sie waren buchstäblich g e k a u f t. Meine Eltern hatten diese beiden alten Leute von deren Kindern mit der "Wirtschaft", d.h. Haus und Hof mit 60 Desjatine = 65.4 ha Land gekauft und dabei in aller Form (nicht etwa schriftlich, sondern nur mündlich, aber "vor der Gemeinde") die Verpflichtung übernommen, den beiden Alten die "hintere Kammer" zur Wohnung zu überlassen und sie bis zu ihrem Tode zu verpflegen, nach dem damals noch üblichen Fachausdruck "ihnen das Leibgeding" zu geben. Sie haben es fast volle anderthalb Jahrzehnte lang erhalten. Dass es meinen Eltern und manchmal auch uns Kindern sehr unangenehm war, hatte aber seinen Grund keineswegs in den Mehrkosten, die es verursachte. Meine Mutter litt wahre Qualen an der ganz unvorstellbaren Schlampigkeit und Unreinlichkeit der "Großmutter", die z. B. alle ihre Notdurft in der Kammer verrichtete und das Gefäß dann einfach zum Hinterfenster in den Blumengarten hinaus schüttete. Dabei führte der Eingang in ihre Kammer durch die Küche, und die Verbindungstür zur danebenliegenden Stube schloss keineswegs hermetisch. Ebenso schlimm war, dass sie manchmal auch die Küche beanspruchte, um sich irgendeine Lieblingspeise selbst zu bereiten. Schwer litt die ganze Familie - und oft auch die Nachbarn - unter dem alltäglichen wüsten Zank und Streit der beiden Alten. Was die beiden alten Leute sich gegenseitig "an den Kopf warfen", war schon allein im Ton und in der Form so roh, so brutal, so hässlich und gehässig, dass es gar nicht erst noch der ordinären, schmutzigen Worte bedurfte, um das Mitanhören zur direkt körperlichen Qual zu machen. Die Frau starb, als ich knapp 4 Jahre alt war. Ihr Mann überlebte sie einige Jahre. Die letzten 2 Jahre war er bettlägerig. Und ich musste ihm täglich das Essen ans Bett bringen.

Er zählte zu den Gründern des Dorfes. Diese waren schon Jahrzehnte vorher in den an Deutschland angeschlossenen Teil Polens ausgewandert und sind dann um etwa 1830 von dort nach Bessarabien gekommen. Ich war wohl der aufmerksamste, und oft auch der einzige Zu-

hörer, wenn er - was er gern und oft tat - aus seinen eigenen Erlebnissen aus der Gründungszeit meines Heimatdorfes¹⁰ erzählte. Vieles von dem, was er erzählte, war mir, dem kaum fünfjährigen Jungen, vollständig unverständlich. In Erinnerung geblieben ist mir nur ein einziges von seinen Erlebnissen.

Da es in der Steppe so gut wie keine Baumaterialien gibt, die Einwanderer auch kein Geld für den Erwerb solcher hatten, lebten sie die ersten Jahre in sogenannten "Semljanka's" - Erdhütten, nur wenige Quadratmeter groß in etwa 2 Meter tiefen Gruben, über die ein paar Bretter gelegt, und auf die sodann etwas Erde geschüttet wurde. In den ersten Jahren sehr schneereichen Wintern war von der Siedlung so gut wie nichts zu sehen. Alles verschwand unter einer dicken Schneeschicht.

Nur knapp einen Kilometer südlich der Siedlung führte die große, mindestens 40 Meter breite Verbindungsstraße von Akkerman nach Ismail vorüber, an der wenige hundert Meter weiter westlich eine damals noch staatliche "Schenke" - ein äußerst primitives Wirtshaus - stand, in dem "Wodka" ausgeschenkt wurde. Offensichtlich hat es unter den Einwanderern auch welche gegeben, die ihren Durst nicht gern immer nur mit Wasser stillten. Es hörte sich ganz gruselig an, wenn der alte "Großvater" in seinem mir so komisch klingenden "Kaschubisch" erzählte, wie unheimlich es geklungen habe, wenn ein paar so "durstige" Einwanderer aus der schon etwa 20 Jahre früher angelegten 10 Kilometer nördlich gelegenen "Kolonie" B.¹¹ in mehreren Schlitten direkt über die Siedlung hinweg zu dieser Schnapsschenke jagten. Heute würde ich ihn sehr gerne fragen, ob er nicht auch selbst manchmal den für ihn viel kürzeren Weg dorthin gefunden habe. Als ich nach ein paar Jahren in jener Gegend unsere Schafe hüten musste, war von dem Wirtshaus nur noch der Brunnen übrig geblieben. Die Straße war schon vor der Gründung unseres Dorfes verlegt worden. Warum er im Dorf "d'r Schäferbrunna" hieß, weiß ich nicht. Benützt wurde er nie. Für mich selbst ist mit ihm eine meiner frühesten und sogar ganz angenehmen Erinnerungen verbunden. Wie ich an anderer Stelle bereits erwähnte, mussten damals bei uns auch Mädchen die elterlichen Schafe hüten. Und so traf ich dort einmal, natürlich beim Schafehüten, zwei oder drei, ein paar Jahre ältere Mädchen, deren Herden auch in der Nähe des Brunnens weideten. An die Brunneneinfassung gelehnt, saßen sie nebeneinander auf der Erde und schwatzten. Als ich ganz ohne jegliche Absicht an ihnen vorüberging, faßte eine von ihnen mich an der Hand, und mit einem lustigen: "Oh! 's Pfeifadecke!" zog sie mich auf ihren Schoß nieder, streichelte mir die Backen und meinte dann zu den andern: "Der will a'mol Pastor werra". Woher sie das wusste, wo ich's doch selbst nicht wusste? Aber das Streicheln und auf dem Schoß sitzen, das war doch ganz angenehm.

Kindheitserinnerungen

Außer den beiden bereits erzählten Erinnerungen an das Lebkuchenpferdchen, mit dem ich nach einer schweren Krankheit im Bett meiner Eltern gespielt habe und den so hässlichen Erinnerungen an die mitgekauften "Großeltern", waren es noch drei. Von Zweien kann ich genau das Jahr nennen, aus dem sie herrühren. Die Dritte ist hinsichtlich der Zeit ebenso verschwommen, wie die beiden bereits erzählten. Also:

¹⁰ Plotzk

¹¹ Brienne

Nr. 1. Mit einem ganzen Haufen von Buben, es mag sehr wohl ein gutes halbes Dutzend gewesen sein, darunter höchstwahrscheinlich auch mein um drei Jahre älterer Bruder¹², denn allein hätte ich den weiten Weg von unserem Hause bis hierher bestimmt nicht gewagt, es waren sicher wenigstens 400 - 500 Schritte! - also in diesem Haufen stand ich mitten im Dorf mitten in der Straße vor einem großen Neubau.

Rund herum Bausteine, Bretter, Gerüstböcke, Tröge mit und ohne Mörtel und allem möglichen Gerümpel, wie's nun einmal um Baustellen zu liegen pflegt. Die Grundmauern des Baues stehen aber bereits fertig da. Sogar das Dachgebälk steht zum Teil fertig aufgerichtet, und ein paar Männer steigen auf dem Gebälk umher und nageln und hämmern bald hier, bald dort. Und, oh Wunder! Das ist doch mein Vater, der dort oben im Gebälk herumsteigt, so frei und sicher, als ging's auf ebener Erde, bald dem einen der Männer, bald dem andern ein paar Worte sagt, bald dem andern das Werkzeug aus der Hand nimmt und selbst arbeitet. Und, wie gesagt, alles mit einer so gelassenen Ruhe, wie daheim in der Werkstelle. Eine ganze Weile habe ich ihm so staunend zugeschaut, dann plötzlich entfuhr es mir: "Unser Vatter het kei Angscht!" Alle blickten sich verwundert nach mir um. Offensichtlich haben auch sie, ebenso wenig wie ich selbst, die Zusammenhänge erkannt, die mir diesen Ausruf erpresst hatten. Denn die Angst hatte mein Vater zwar wirklich nicht, ich selbst aber nur allzu sehr ausgestanden. Der Neubau war das neue Bethaus, das unsere Gemeinde knappe drei Jahre nach meiner Geburt erbaute. Und als einziger Tischlermeister im Dorf hatte mein Vater die gesamten Holzarbeiten, einschließlich der Innenausstattung übernommen.

2. Nur ein paar Monate darauf, fast auf den Tag vier Jahre nach meiner Geburt, kam meine zweite Schwester¹³, unser Nesthäkchen, zur Welt. Sonderbarerweise ist von diesem Familienereignis auch nicht die geringste Spur mir im Gedächtnis geblieben. Dagegen aber ein anderes, das von unvergleichlich viel geringerer Wichtigkeit war. In meiner Erinnerung stehe ich mit Zweien oder Dreien von der Familie - wer es war, weiß ich nicht - am Hoftor. Dagegen weiß ich und zwar ganz genau - dass neben mir unser Hund - Munter hieß er - stand. Wir warteten auf etwas. Was dieses Etwas war, wusste ich nicht. Nach einer ganzen Weile kam eine Frau mit einem ganz in Tücher und Decken gehüllten Kind auf dem Arm die Straße herab. Schon bevor sie zu uns herangekommen war, rief sie mit lachendem Gesicht laut: "Die hat garnet g'heult" (Das Wort "weinen" wurde in meiner engeren Heimat überhaupt nicht gebraucht). Wer die Frau war, die das Kind trug, wusste ich damals auch nicht. Nur, dass sie nicht zur Familie gehörte, das weiß ich bestimmt. Und das weiß ich, weil ich mich sehr darüber gewundert habe, als unser Hund, der doch sonst jeden Fremden heftig anzubellen pflegte, still zu der Frau hinlief, sie beschnupperte und dabei mit dem Schwanz wedelte. -

Viele Jahre später erfuhr ich, dass es mein kleines Schwesterchen gewesen sein muss, das die Frau von der Nottaufe heimbrachte, die notwendig geworden war, weil das Kind so schwach und kränklich war, dass die Hebamme am Überleben zweifelte. -

3. Das dritte Erlebnis, das mir aus meiner frühesten Kindheit im Gedächtnis haften geblieben ist, kann ich absolut nicht datieren. Es kann nach den bereits erzählten, wird aber höchstwahrscheinlich früher stattgefunden haben. Denn die Erinnerung daran ist erheblich "verschwom-

¹² Georg

¹³ Sophie

mener", undeutlicher, als die andern. Wie man mir später erzählte, war ein Bulgare aus dem 5 Kilometer südlich gelegenen Nachbardorf in rasendem Galopp durchs Dorf geritten und habe ununterbrochen "Sarandscha! Sarandscha!" gebrüllt (Sarandscha - russisch und wohl auch bulgarisch = Heuschrecken). Sofort sei Feueralarm geläutet worden. In meiner Erinnerung rennt das ganze Dorf, buchstäblich Klein und Groß, sogar die ältesten Greise und Greisinnen wie auch Kinder, die kaum das Laufen gelernt haben, wie wahnsinnig auf der Straße und auf den Höfen herum, jeder und jede hat ein Blechgefäß in der Hand und hämmert mit einem Stock darauf herum und brüllt aus Leibeskräften, als ob sie am Spieß stäken. Und auch ich bin dabei und mache aus Leibeskräften mit. Warum? - weiß ich nicht. Aber wenn's alle, buchstäblich alle machen..... Ich sehe eine ganze Wolke von ... nein Vögelchen sind es nicht, die da vom Süden des Dorfes herangeflogen kommen. So was habe ich überhaupt noch nie gesehen. Und wie ekelig! - sie fliegen einem direkt ins Gesicht und setzen sich einem auf die Kleider. Und soviel man auch nach ihnen schlägt, es werden immer mehr, man kann sich ihrer überhaupt nicht mehr erwehren. Heulend renne ich zurück in den Hof und stürze ins Haus ... Und damit ist meine Erinnerung auch zu Ende. Ganz, ganz dunkel schwebt da mir noch etwas vor, dass unsere "großen Buben" und jungen Männer, auch die Knechte, hastig die "Schleppen" holten. Diese waren ein Ackergerät, das dazu diente, die Oberfläche des Feldes nach der Einsaat staubig fein zu machen, damit die Ausdünstung der Bodenfeuchtigkeit vermindert wird. Es bestand aus einem etwa 15 cm dicken und 2 - 3 Meter langen Balken, in den von rückwärts etwa meterlange Schlehdornreisiger hineingesteckt und befestigt waren, anspannten, damit in rasendem Galopp zum Dorf hinaus und dort im selben Tempo über die Viehweide und Felder hinweg jagten und so die am Boden sitzenden Heuschrecken zermalmt. Aufgefallen ist mir später, dass in der Dorfchronik dieses Ereignis nicht erwähnt wird.

Vater hat Geheimnisse?

Dass Vater etwas tun kann, das nicht alle Welt wissen darf, das man verschweigen, geheim halten muss, damit es ja nicht das ganze Dorf erfährt!? - Das könnte doch nur was Schlechtes, Böses, Hässliches sein, etwas, wofür man bestraft werden muss. Und so etwas sollte Vater tun? Vater, der doch so hoch und rein und unfehlbar steht, fast wie der liebe Gott? Das ist doch ganz undenkbar... Und doch! Ich hab' es doch selbst gehört! Mit eigenen Ohren und aus seinem eigenen Munde!!

Ob sich wohl einer denken kann, welche Seelenqualen mir diese Gedanken verursacht haben, drei oder vier Tage lang, ununterbrochen von morgens früh bis abends spät, sogar sehr spät. Denn das Einschlafen mit diesen Gedanken, das war ja fast unmöglich.

Und die Ursache? - Zum Lachen! Heute denke und sage auch ich es. Aber vor bald achtzig Jahren? Als ich an einem schönen Nachmittag in der Glasveranda unseres neuen Hauses saß, und für mich ganz unerwartet Vater mit Mühlenbesitzer St. aus der Stube kam, diesen zur Tür begleitete und ihm dort halblaut zuflüsterte: "Aber gelt, Danel, sagsch keim was d'rvo". . . . Klang das nicht haargenau so, wie wenn ich oder einer meiner Brüder irgendetwas angestellt hatten und dann bettelten: "Gelt, sagsch's net d'r Mutter oder 'm Vatter!" Wenn's was Gutes war, was man getan hatte, braucht man doch nicht betteln, es nicht zu verraten! Und wenn einer bitten muss, es keinem zu sagen, was man getan hat, dann kann es doch nichts Gutes gewesen sein. Das ist doch klar.

Erlöst hat mich mein älterer Bruder. Als ich ihm den ganzen Vorgang erzählte und ihn dann fragte, was das wohl sei, was der Müller keinem sagen solle, guckte der mich eine Weile schweigend an, dann sagte er: "Bisch 'n....D'r Vatter hat'm Müller Geld borgt, und des soll'r net weitersaga". Er, der Bruder, hat noch einiges mehr gesagt, aber auch das braucht nicht "weitergesagt" werden. Ich hab's ihm auch gar nicht übel genommen. Im Gegenteil, ich war ja so sehr dankbar dafür, dass er mich endlich von meinen quälenden Gedanken befreit hat. Konnte ich doch nun wieder Vater voll in die Augen sehen.

Die Bitte, keinem etwas davon zu sagen, hätte doch aber eigentlich nicht mein Vater, sondern der Herr Mühlenbesitzer aussprechen müssen, denn das Verborgene kompromittiert doch erheblich weniger, als das Borgen. Dass ich, der 4 - 5-jährige das nicht begriffen habe, war wohl verständlich. Aber die andern? - Auch, man muss sich nur in die damalige Zeit hineindenken, und das ist freilich nicht so einfach.

D' Bekkabas

Die gesellschaftlichen Beziehungen zwischen den Siedlern in SüdRussland und speziell zwischen den einzelnen Familien eines Dorfes (Kolonie) hatten sich zur Zeit meiner Kindheit schon etwas geändert. Das "Z'lichtgehen" z. B. hatte zwar nicht ganz aufgehört, aber doch eine wesentlich andere Form angenommen. Bedingt wurde das wahrscheinlich, wie so vieles im gesellschaftlichen Leben, auch durch den "technischen Fortschritt", wie man heute so stolz zu sagen pflegt.

Dass an den langen Winterabenden die Frauen (natürlich meist in Begleitung ihrer Männer) gern zur Nachbarin oder auch zu einer weiter ab wohnenden Freundin gingen, mag wohl nicht, oder doch zumindest nicht immer aus dem nicht ganz unnatürlichen Klatsch- und Tratschbedürfnis geschehen sein. Weitgehend dürfte das aus einem sehr realistischen Grunde geschehen sein, wie dies - nach meiner Auffassung - schon der Name "Z'lichtgehen" besagt. Das Licht war damals nicht nur in den Bauernstuben eine zwar nicht gerade kostspielige, aber doch sehr umständliche und wenig erfreuliche Sache. Gegenüber der "Ampel", dem kleinen "irdenen" Schälchen voll Schmalz, aus dem am Rand oder aus der Mitte ein kleines Zipfelchen des Stoffes hervorragte, den man mit hineingegossen hatte, gegen dies war das Talglicht natürlich schon ein gewaltiger Fortschritt. Von beiden habe ich noch ein Zipfelchen selbst erlebt, die "Ampel" im Stall, das Talglicht in der Stube. Aber natürlich besaß nicht jede Hausfrau, so wie meine Mutter, den "Trichter", mit dem man sich die Lichter selbst herstellen konnte (wenn man die Handhabung heraus hatte!) Kurz: Ein Vergnügen war selbst das Licht und die Ampel erst recht, nicht. Es ist daher sehr begreiflich, dass die Hausfrau "am Licht sparen" wollte und zwar weit weniger, weil es Geld, sondern weil es so viel Mühe und Arbeit, noch dazu so schmutzige, unangenehme Arbeit kostete. Und weil doch bei "d'r Amei, oder Krischte, oder Margret sowieso Licht brenna muss, do koscht sie's jo nix, wenn i mi neber sie setz". Und kaum war nach dem Abendbrot das "G'schirr" weggeräumt, machte sie ein wenig Toilette ("so uf d' Stroß geh, des g'hört sich net!"), packte ihr Spinnrad und los zur Amei! - Und ihr Hannes? Dem stand es natürlich frei, ob er "mitgehen" wollte, oder nicht. Manchmal zog er es aber vor, zum Krischtöf zu gehen, weil es dort nicht nur "G'schwätz", sondern auch etwas zu essen und vor allem zu trinken gab. Das hieß "z'Licht gehen".

Zur Zeit meiner Kindheit hatte es sich in der Form schon wesentlich geändert. Das Spinnrad, jedenfalls, ging nicht mehr mit. Auch fand es erheblich seltener statt. Ob nur darum, weil das Licht ganz wesentlich "populärer" geworden war? - Weitgehend schon. Die gegenseitigen Besuche der Frauen wurden auch auf die Nachmittage verlegt. Ob auch nur wegen des Kaffees?

Für mich, den 4 - 5 Jahre alten Jungen war nicht nur das, sondern die so viel sprechenden Besuche (in unserem Haus wurde nicht viel geredet) ganz unwichtig. Einen Besuch aber versäumte ich nie. Wenn "d' Bekkabas" zu meiner Mutter kam, war ich immer dabei. Da stand ich neben dem Stuhl meiner Mutter, lehnte mich auf ihr Knie und lauschte. Warum wohl? –

Die Antwort darauf dürfte für jeden, der wie ich Psychologie als Hauptfach gelernt hat, genau so überraschend sein, wie sie es für mich war. Ich habe sie freilich erst viele Jahre später gefunden: Auch kleine 4 - 5-jährige Buben können schon vernünftiges Reden vom leeren Geschwätz unterscheiden. Vielleicht nicht alle, mag sein, aber ich war doch wohl kaum der Einzige, der es konnte.

Die Erklärung ist kurz und einfach: "D' Bekkabas" war die Mutter unseres zweiten Nachbarn. Sie hieß Rebekka. Sie war die Einzige, nicht nur im Dorf, sondern in der ganzen Umgegend, die ihre Kindheit noch in Deutschland erleben durfte. Wie dies so kam, ist mir unbekannt. Zu den Gründern des Dorfes gehörte sie jedenfalls nicht. Sie war kaum mehr als 10 Jahre älter als meine Mutter, musste also viele Jahre später zugewandert sein. So viel aber steht fest: Sie hatte mehrere Jahre in Deutschland die Schule besucht. Und wenn sie anfang, zu erzählen, wie es dort in der Schule, wie überhaupt im Leben war, wie schön und gut dort dies und das und überhaupt alles war, - dann brauchte ich nur meiner lieben Mutter in die Augen zu blicken, um zu sehen, dass auch sie, genau wie ich, sich nicht satt hören konnte. Und weil die gute Bekkabas dies sah, und weil sie, wie jeder von uns, in ihren alten Tagen so gern auch selbst in ihren schönen, verglichen mit der so viel primitiveren "Gegenwart" so viel, viel schöneren Kindheitserinnerungen schwelgte, - darum kam sie gern und oft zu uns. Augenscheinlich hatte sie nicht viele gefunden, die ihren Erzählungen so aufmerksam lauschten, wie wir.

Glücklicher Finder

Zum Mittag, um etwa 11 Uhr, wurde der Unterricht in der Schule für eine Stunde unterbrochen. Ob's immer genau eine Stunde war, weiß ich nicht. So genau haben wir es damals mit der Zeit nicht genommen. Es wird wahrscheinlich und vielleicht sogar sehr wahrscheinlich, ein gutes halbes Stündchen mehr gewesen sein, denn dem Lehrer wird es bestimmt ebenso wenig in die Schule pressiert haben, wie uns.

Wie immer rannte ich eines Tages wieder trotz Kot und Dreck schräg über die fast 200 Meter breite Straße zum gegenseitigen Gehsteig (dort war der Dreck doch etwas weniger tief). Eben wollte ich am Tor unseres zweiten Nachbarn auf diesen einbiegen, da erblickte ich auf der Erde eine kleine Silbermünze. Hoch erfreut hob ich Sie auf. Kaum hatte ich aber zwei, drei Schritte weiter gemacht, da lag noch eine auf der Erde. Und als ich dann weitersuchte, fand ich noch weitere drei.

Ob sich heute wohl jemand vorzustellen vermag, wie reich und glücklich ich mich fühlte? Waren es doch ganze 80 Kopeken! Glückstrahlend rannte ich weiter nach Hause. Dort sagte ich aber keinem der Geschwister ein Wort, sondern schlich mich zu Mutter hin und flüsterte ihr leise ins Ohr: "Mutter, i han Geld g'funda", und reichte ihr den Fund hin. Sie war wohl nicht weniger überrascht als ich. Jedenfalls fragte sie laut: "Ja wo hasch du des g'funda"? Es klang fast wie ein Vorwurf, und ich war ganz betroffen, fast enttäuscht. Mein "uf d'r Stroß, Mutter", klang sehr zaghaft und leise. Erst als die Geschwister angestürzt kamen und meinen Fund jubelnd bestaunten, kehrte das Glücksgefühl langsam wieder in die Brust zurück, doch immer noch sehr zaghaft. Immer noch war es gleichsam überschattet von dem unklaren Gefühl einer gewissen Schuld, darüber, dass nur ich allein der Glückliche sein soll. Erst die etwas barsche Frage eines älteren Bruders: "Ja, was wersch jetz anfanga mit dem Geld"? weckte mich aus meinem Sinnen. Woher sollte ich das wissen? Ich schaute erst ihn und dann Mutter fragend an. "I werd's dir ufbewahra bis Chrischttag, no kaufsch dir was". Ich nickte freudig erlöst. Und dabei blieb's.

Aber bis Weihnachten war es noch lang. Keineswegs dauernd, sondern nur immer für kurze Augenblicke erinnerte ich mich an meinen Fund, und die Frage, was ich damit "anfangen" solle, stand noch immer offen. Doch auch die längste Zeit muss ja einmal vergehen. Vergeht sie wirklich? Heute meine ich, sie sei die Einzige, die stille stehe. Nur unsere Uhren gehen, und die Welt, und die Sonne, und die Sterne, und alles, alles geht – und wir mit ...? - Aber das liebe Weihnachtsfest, das kommt jedes Jahr wieder. Das steht außer Zweifel. Und es ist auch in jenem Jahr endlich doch gekommen. Und als unser Jude Chaim, wie üblich, sich in dem Wagenschuppen eines Bauern mit seinen paar für uns so verlockenden Süßigkeiten eingerichtet hatte, rief mich Mutter eines Nachmittags: "Komm, Heinrich m'r gehn zum Chaim un kaufsch d'r was". Das Verfügungsrecht über den Fund hatte ich also noch nicht verloren. Dort stand der ganze Schuppen voll Kisten mit den (für uns Kinder von damals) herrlichsten Sachen. Mutter begann sofort einzukaufen. Ich ging zaghaft und schüchtern von Kiste zu Kiste und bestaunte die Sachen. Plötzlich wurde ich aufgeschreckt durch die Stimme meiner Mutter: "Na, hasch was g'funda"? "Ja", antwortete ich und zeigte mit dem Finger auf eine Kiste. "Von denne möcht i gern". Es waren kleine Pfeffernüsse. Wir nannten sie "Verschimmelte", weil sie einen weißen Zuckeraufstrich hatten, durch den stellenweise das Braun des Kuchens durchschimmerte, was den Eindruck machte, als seien sie verschimmelt. Mutter ließ sich gleich davon einwiegen. Da keine weitere Frage folgte, konnte ich ja auch keinen weiteren Wunsch äußern. Und darum blieb's auch bei den "Verschimmelten". Mutter nahm sie natürlich zu den andern Sachen zu sich in den Henkelkorb und daheim wanderten sie ebenso natürlich mit ihnen in die Vorderstube, wo sie bis zum Weihnachtsabend ruhten.

Und am Weihnachtsabend? - Als wir nach dem Abendgottesdienst heimkamen, standen in der Hinterstube auf dem Tisch genau wie jedes Jahr vor dem Lämpchen die bekannten Säckchen mit der Bescherung klein, kleiner, am kleinsten in der Reihe nebeneinander. Und meins, das Drittletzte? Es war auch genau wie jedes Jahr das Drittkleinste.... Ganz tief hinten in der Brust regte sich etwas wie Enttäuschung. Aber die Aufteilung haben doch Vater und Mutter gemacht - also muss es doch richtig sein

Christtag

So nannten wir damals das Fest der Feste. Dass es richtiger Weihnachten heißt, erfuhren wir erst später, in der Schule. Und warum es richtiger so heißt, war mir erst recht ganz unverständlich. Denn dass man zwischen dem "i" und dem "n" noch ein "h" schreiben muss, erfuhr ich auch erst vom Lehrer in der Schule. Das Verbum "weihen" lag außerhalb des damals üblichen Wortschatzes.

Das Fest selbst war natürlich auch in meiner Kindheit das Fest der Feste. Nicht, dass wir an diesen Tagen viel und laut gejauchzt und gejubelt hätten. Dazu hatten wir damals überhaupt keine Gelegenheit. Die Welt war ja doch das "Jammertal", in dem man nur beten und arbeiten konnte. Arbeiten, um von dem so verächtlichen und doch mit so fanatischer Besessenheit angestrebten "irdischen Mammon" eine möglichst große Menge anzuschaffen; und beten, dass der liebe Gott einen doch e n d l i c h aus diesem Jammertal erlösen und zu sich in den Himmel holen möge, wo man immer nur jauchzen und jubeln und Hosanna singen wird. Im Gegensatz zu Ostern herrschte zu Weihnachten immer eine zwar gehaltene, aber doch ausgesprochen freudige Stimmung. Für uns Kinder lag der Grund dazu aber wahrscheinlich zum Teil mehr darin, dass es das einzige Fest war, an dem wir mit Naschwerk beschenkt wurden. Das Osterei konnte man doch unmöglich als ein Geschenk betrachten. Hatte man es ja doch selbst aus dem Nest geholt und beim Färben Mutter geholfen! Ein großes Fest war natürlich auch Ostern, aber ein Vergleich mit Weihnachten - unmöglich!

Über die "Naschereien" muss aber einiges gesagt werden, da sonst heute diesbezüglich ganz falsche Vorstellungen herrschen würden. Wenn wir das, was wir damals erhielten, einem Kinde heute auf den Gabentisch legen würden, - sicher hätte es auch Tränen in den Augen, aber ganz gewiss wären es keine Freudentränen. Ein Dutzend Nüsse, doppelt soviel Haselnüsse, drei vier Pfeffernüsse, manchmal auch ebenso viele "Zuckerle", - das war es, was wir heute Bescherung nennen. Damals kannten wir noch nicht einmal das Wort. Und doch, wenn ich heute einer Weihnachtsbescherung beiwohne, manchmal sogar daran teilnehme, kann ich mich des Eindruckes nicht erwehren, dass wir uns damals, wenn nicht mehr, so doch aufrichtiger über das Geschenke gefreut haben, als dies jetzt trotz der vielen und oft sehr teuren Gaben der Fall ist.

Einen Weihnachtsbaum kannten wir in meiner frühen Kindheit überhaupt nicht. Wälder, und gar Nadelwälder, gab es in der Schwarzmeeressteppe nicht. Tannenbäume hätten folglich Hunderte von Kilometern weit aus dem Norden hergeholt werden müssen, was bei den damaligen Wegen und Verkehrsverhältnissen mehrere Tage und ganz erhebliche Unkosten gefordert hätte. Den ersten Tannenbaum sah ich mit 16 oder 17 Jahren. Einen Ersatz hatte ich aber schon ein gutes Jahrzehnt früher in unserer eigenen Stube gesehen. Eine entfernte Verwandte, die mehrere Jahre bei uns als Magd diente, hatte ein kleines wild gewachsenes Kirschbäumchen aus dem Garten geholt und mit unendlicher Geduld und Ausdauer Zweigchen um Zweigchen mit schmalen, an der einen Seite eingefransten bunten Papierstreifchen umwickelt. Ein paar in "Gold"- und "Silber"- Papier gewickelte Nüsse, ebenso viele Pfeffernüsse und "Zuckerle" und 5 - 6 winzige Kerzchen waren der einzige Schmuck. Dass man Äpfel und anderes Obst bis Weihnachten aufbewahren kann, hätte damals niemand für möglich gehalten. Wegen der sehr großen Feuergefahr mussten die Kerzchen natürlich ganz außen an den Ästchen, und weil es damals noch keine Kerzenhalter gab, mit einfachem Eisendraht festgemacht werden. Gefreut haben wir uns darüber aber bestimmt viel mehr, als sich unsere Kinder heute über den schönsten und oft nur zu überreich geschmückten Weihnachtsbaum freuen. Und zwar nicht erst als er am Heiligabend geschmückt und brennend auf dem Tisch stand. Das Mithelfen bei der wo-

chenlangen abendlichen Herstellung des Bäumchens war eine unvergessliche, sogar noch größere Freude.

Das "Nussa-Spiela" während der drei Feiertage war nicht immer und nicht für jeden eine Freude. Den Verlierer kostete es meist ein paar Tränen. Aber auch der Gewinner hatte nicht immer und nie eine reine Freude an seinem Gewinn. Gewonnen haben natürlich immer die Größeren, Älteren. Und wenn dann die Kleinen sich in die Ecke stellten und heulten, hat dann zwar durchaus nicht immer, aber doch manchmal der Gewinner in die Tasche gelangt und seinen Gewinn zurückgegeben. Das Spiel bestand in Folgendem: An der einen Wand, meistens vor der Eingangstür des Zimmers, legte jeder Mitspieler 2, 3 oder mehr von seinen Nüssen schön nebeneinander in die Reihe auf den Fußboden (es war meistens Lehm Boden). Der Reihe nach warf nun jeder mit seiner Spielnuss nach dieser Reihe. Traf er, dann durfte er die aus der Reihe herausgeworfenen Nüsse als legalen Gewinn in die Tasche stecken. Traf er nicht, musste er eine neue aus der Tasche in die Reihe legen.

Nun aber kurz zwei ganz persönliche Weihnachtserinnerungen:

Das erste Erlebnis umfasst in meiner Erinnerung an Zeit höchstens ein paar Sekunden. Es mögen wohl die dritten, höchstens die vierten Weihnachten meines Lebens gewesen sein. Das geht schon allein aus der Tatsache hervor, dass ich mitten im zweischläfrigen Bett von Vater und Mutter lag, also noch ganz klein gewesen sein muss. Es muss Weihnachten gewesen sein, denn ich hielt vor mir auf der Decke ein kleines Pferdchen aus schneeweißem Kuchenteig mit roter Mähne und Schwanz. Es war kein Erzeugnis aus Mutters Küche, sondern vom Juden gekauft, der alljährlich während der Adventszeit in einem Schuppen irgendeines Bauern einen provisorischen Verkaufsstand einzurichten pflegte. Ich muss eben erst die Krise einer schweren Krankheit überstanden und aus einer längeren Bewusstlosigkeit wieder erwacht gewesen sein. Denn von allem Vorhergegangenen ist mir absolut nichts mehr in Erinnerung. Ich liege nicht, ich sitze im Bett mit einem dicken Kissen im Rücken und vor mir auf der Decke halte ich das Pferdchen mit beiden Händen und lasse es auf der Decke hin- und herspringen. Und dann springt das Pferdchen plötzlich auf mich zu, und ich rufe: "Der jagt mir noch grad in da Hals nei!" Und damit endet auch ebenso plötzlich die Erinnerung. Dass ich das Pferdchen schließlich aufgegessen habe, ist mehr als wahrscheinlich, die Erinnerung daran fehlt aber vollständig. Dass diese fehlt, mag aber, wenigstens zum Teil, daran liegen, dass diese Art von Teigwaren, wie ich aus späteren Erfahrungen nur zu gut weiß, vollständig geschmacklos waren.

Das zweite Erlebnis ist mir aber unvergleichlich besser in Erinnerung geblieben, obwohl es höchstens zwei Jahre später stattgefunden haben mag.

In die Kirche gehen mussten bei uns damals auch schon die Kinder, und zwar je früher desto besser. Meine Eltern legten uns Kindern diesbezüglich keinen Zwang an, Nachbarfrauen, und besonders meine Taufpatin, waren darin aber weit weniger tolerant. Soviel ich mich erinnere, ist mir das Kirchgehen auch durchaus nicht schwergefallen. Die Stunde Stillsitzen – manchmal auch länger - auf der kleinen Empore über dem Eingang in unserem wenige Jahre zuvor neu erbauten Bethaus fiel mir nicht schwer. Von dem, was der Küster vorlas oder der Pastor sprach, verstand ich natürlich ebenso wenig, wie die andern Buben auch. Das Harmoniumspiel und der Gesang aber umso mehr, hatten wir doch ein solches Instrument auch daheim in der "guten Stube" stehen, und Vater, und noch mehr mein älterer Bruder, der damals schon die "Zentralschule" besuchte, saßen oft stundenlang davor und spielten. Dass sich das in der Kir-

che Gehörte von dem daheim sehr unterschieden hätte, habe ich nicht gefunden. Umso tiefer, ja geradezu unvergesslich war der Eindruck, den mein erster Gottesdienst am Heiligen Abend hinterließ. Noch heute nach bald 80 Jahren ist mir dieser Abendgottesdienst bis in die kleinsten Einzelheiten klar in Erinnerung. Um das aber zu verstehen, muss man unsere damalige "Beleuchtung" kennen.

Mein Elternhaus zählte zu den "Fortschrittlicheren" des Dorfes, auch hinsichtlich der Beleuchtung. Wir hatten schon eine Petroleumlampe, und sogar nicht nur in der "vorderen Stube", wo Vater und Mutter saßen, sondern auch in der "hinteren Stube", wo wir Kinder mit der Magd abends saßen. Der Docht der Lampe war zwar bei Vater und Mutter etwa 10 Millimeter, an unserer Lampe aber knapp 6 - 7 mm breit. Und so breit war natürlich auch die Flamme. Doch das Licht, das dieses schmale Flämmchen ausstrahlte, war ganz unvergleichlich heller als das des alten "Talglichts", bei dessen Herstellung ich meiner Mutter manchmal helfen durfte. Aber ganz "außer Betrieb" war die Talgkerze durchaus noch nicht. In der Küche brannte nur sie, und im Hause herumgetragen durfte nur die Kerze werden, denn wenn der Glaszylinder der Lampe irgendwie zu Schaden gekommen wäre, das wäre ja einer Katastrophe gleichgekommen!

Und nun mit dieser Vorstellung von künstlicher Beleuchtung zum Abendgottesdienst in der Kirche. Schon im Vorraum auf dem kleinen Tischchen, wo sonst die Opferschale zu stehen pflegte, stand jetzt eine brennende echte Stearinkerze. Die Treppe nach oben war unbeleuchtet. Wir kleinen und größeren Buben brauchten auch keine Beleuchtung. Den Weg fanden wir auch im Dunkeln. Oben aber standen zwei brennende Kerzen auf dem Harmonium. Unten dagegen brannte vorn auf dem Altar eine Kerze. An den Seitenwänden waren zwischen den Fenstern rechts und links je vier zweiarmige Wandleuchter angebracht. Gebrannt haben aber nur die beiden Kerzen am hintersten. Ein schummeriges Halbdunkel herrschte in dem Raum. Mein 3 Jahre älterer Bruder und ich waren schon gleich nach dem ersten Läuten in die Kirche geeilt und fanden daher auch noch in der vordersten Bank gleich an der Brüstung Platz, so dass wir den ganzen Raum unten frei überblicken konnten. Die halbe Stunde bis zum "Zusammenläuten" und Beginn des Gottesdienstes verging schnell. Ununterbrochen strömten die Menschen herein. Das tiefe Schweigen in dem halbdunklen Raum wirkte wohl nicht nur auf mich so geheimnisvoll. Erst als die beiden Glocken zu läuten begannen, kam Leben in den Raum. Die beiden "Kirchenväter" zündeten erst die Kerzen an den Seitenwänden und zwei weitere auf dem Altar an. Dann stellten sie einen Stuhl unter den Kronleuchter, und einer stieg darauf. Was er nur will? Bald hätte ich ihn laut gefragt, so erstaunt war ich über sein für mich ganz unverständliches Gebaren. Der Mann aber griff seelenruhig nach der unten am Kronleuchter hängenden Glaskugel und zog. Und - oh Wunder! - die eiserne Stange, an der der Leuchter hing, begann sich auf ganz unerklärliche Weise langsam auszudehnen, wurde länger und immer länger, bis der Kronleuchter etwa einen Meter über dem Fußboden mit einem leisen Klirren der Zierketten aus geschliffenen Glaskristallen zum Stehen kam. Die Männer zündeten nun in aller Ruhe Kerze um Kerze an. Es mag wohl ein Dutzend oder gar noch mehr gewesen sein. Und auf ebenso unerklärliche Weise begann nun der Leuchter, geführt von der Hand des einen Kirchenvaters, sich zu heben, bis er wieder an seinem Platz stand. Jetzt erst konnte ich aufatmen. Und jetzt erst stellte ich fest, wie der ganze Raum in einem wahren Zauberbermeer von Licht schwamm. Dass es so viel Licht überhaupt gab! Das war ja doch viel, viel heller selbst als die Sonne! Dieses große Wunder konnte doch nur das liebe Christkind eigens für uns Menschen vollbracht haben. Was war dagegen das kleine Petroleumlämpchen, das daheim abends auf dem Tisch stand, und auf das wir doch so stolz waren, weil es doch so viel

heller machte, als die Talgkerze. Und wie vollständig unwichtig war nun doch, was daheim in dem kleinen Säckchen stak, das dort auf dem Tisch lag! Nicht dies, oh nein! Jenes dort in der Kirche, jenes war Christtag.

Es war einmal

Unsere Spiele

Unsere Sportspiele im Freien dürften wohl auch bei der jetzigen Jugend zum großen Teil dieselben sein.

1. Fangeles: Da musste erst einmal "abgezählt" werden. Dazu gab es mehrere nette Verschen. Leider ist mir nur eines davon im Gedächtnis geblieben:

Ehne, dehne do,
Nicke, nackte no,
Nicke, nackte nuss,
Du bisch duss! (draußen).

Der Ausgezählte musste so lange fangen, bis er einen erwischte, worauf ihn dieser ablösen musste.

2. Ein Pendant dazu war das von den Russenjungens übernommene "Gorelki" - Hasche-Spiel: Es wurde mit Vorliebe gemeinsam mit den Mädchen gespielt. Der Hascher oder die Hascherin wurde auch hier erst ausgezählt. Die andern stellten sich paarweise in einer Reihe auf. Etwa 5 - 6 Schritte vor der Reihe musste der Hascher sich stellen, und ein kurzes Verschen hersagen. Bei dem besonders laut gerufenen Schlusswort musste das hinterste Paar, der Eine rechts bzw. die Andere links an der Reihe entlang und in möglichst weitem Bogen um den Hascher herumlaufen und sich gegenseitig an den Händen fassen. Gelang es dem Hascher, einen des Pärchens zu erhaschen, noch bevor sie sich an den Händen zu fassen bekamen - es durfte aber nur in seinem Rücken geschehen, und bei gemischten Spielen musste es möglichst der oder die anderen Geschlechts sein - und die beiden hatten sich vorn in die Reihe zu stellen, der oder die andere aber wurde Hascher.

3. Bockspringen: In beliebiger Reihenfolge stellte sich einer der Mitspieler - das Spiel wurde fast ausschließlich von Buben gespielt - etwas abseits, beugte das eine Knie, stützte sich mit beiden Armen darauf und neigte den Kopf nach unten. Ein anderer lief so rasch er konnte von rückwärts auf ihn zu, schlug ihm beide Hände auf die Schulter und sprang rittlings so hoch

wie möglich, jedenfalls ohne dessen Kopf zu streifen, über ihn weg, lief dann 5 - 6 Schritte weiter, und stellte sich ebenso wie der Erste auf. Usw.

4. Huckepack: Eigentlich müsste das Spiel eher zu den Ballspielen gezählt werden, es war aber vor allem ein Geschicklichkeitsspiel. Ganz nach freier Wahl nahm einer (das Spiel wurde nur von Jungen gespielt) einen andern rittlings auf die Schultern. Die Reiter stellten sich in möglichst großen Abständen in einem Kreis auf und nun wurde Fangball gespielt. Der Ball musste in möglichst kräftigem Wurf ganz in beliebiger Richtung einem anderen Reiter zugeworfen werden, und zwar wieder in möglichst rascher Folge. Der Ball sollte dem Zugeworfenen möglichst unerwartet kommen. Denn erwischte er ihn nicht, dann wurde er zum Ross und das Ross zum Reiter.

5. Wettlaufen: Das Spiel wurde in der allerorts bekannten Weise auch bei uns gespielt. Es unterschied sich von den andern nur dadurch, dass es den Ehrgeiz zum Antrieb hatte und die Teilnahme von der Leistungsfähigkeit eines jeden abhing. Nur die Besten kämpften um den Ruf, der beste Läufer des Dorfes zu sein.

Die Ballspiele

Zuvor ein paar Worte über den Ball. Der unterschied sich nämlich ganz wesentlich von dem, was wir heute Ball nennen. Gummibälle gabs bei uns damals natürlich noch nicht. Ob es die damals, Mitte der 80er, Anfang der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts überhaupt schon gab? Wir, jedenfalls, hatten davon keine Ahnung. Unsere Bälle mussten wir uns selber machen. Es gab natürlich auch damals gute und weniger gute und sogar schlechte Bälle. Maßstab war das Hopsen, das Springen. Es zeigte gleichzeitig auch die Härte des Balles an. Am besten sprang und am weichsten waren die Bälle, die einen Wollknäuel zum Inhalt hatten. Selbstverständlich bestand der Knäuel nicht aus neuem Wollgarn. Das hätte Mutter doch nie hergegeben. Ein paar alte, zerrissene Wollsocken, ein Fetzen Wollstoff war es, aus denen wir uns das Garn selbst entnehmen mussten. Und auch das war durchaus nicht so leicht zu bekommen, auch das kostete viele gute Worte und oft auch manche Gegenleistung. Und wenn auch das nicht half, dann blieb nur noch der Weg zum älteren Bruder oder zum Knecht. Im Frühjahr, wenn die Pferde das Winterkleid ablegen, haaren, hat man beim Putzen immer gleich den Striegel voller Haare. Sie werden gewöhnlich einfach auf den Stallboden geworfen und wandern mit dem Mist auf den Dunghaufen. Kommt aber ein kleiner Junge zum Herrn und Gebieter des Stalles und bittet um diesen sonst vollständig wertlosen Abfall, dann wird dieser plötzlich zur Kostbarkeit und kostet nicht nur viele liebe gute Worte, sondern oft auch noch einiges aus Küche und Keller, das sonst nicht, oder lange nicht immer zu haben ist. Aber Not lehrt beten und leider manchmal auch mehr...

Die Bälle aus solchen Haaren, die natürlich ungewaschen, so voll Staub und Schmutz und Pferdeschweiß, wie sie aus dem Striegel gekratzt worden waren, in den Ball gestopft, die sprangen überhaupt nicht, waren schwer und hart und wenn man einen solchen in die Rippen bekam, das spürte man noch nach Wochen. Für manche Spiele zogen wir sie aber dennoch vor. Sie flogen besser und weiter. Die Ballhaut war meist irgendein festerer Stoff, nur selten Leder.

Schlagball. Außer dem Ball gehörte dazu ein Stock zum Schlagen. Meist war dies ein abgebrochener Gabel- oder Hackenstiel, oft aber auch ein Stück von einem mehr oder weniger geraden Ast. Vor Beginn des Spieles teilten sich die Spieler in zwei Gruppen, Schlagler und Fanger. Einer der Schlagler nahm den Stock, ein anderer den Ball. Beide stellten sich quer zur Laufstrecke einander gegenüber. Der mit dem Ball warf diesen etwa zwei Meter in die Luft, und der Schlagler musste den herabfallenden Ball in der Richtung der Fanger schlagen. Traf er ihn nicht, so durfte er noch zweimal schlagen. Misslingen auch diese, dann musste er zu den Fangern hinüber gehen. Traf er ihn, dann musste er sofort losrennen, um zu den Schlagern zu gelangen, noch bevor einer von diesen den Ball fing und nach ihm warf, traf dieser ihn nicht, dann konnte er verhältnismäßig leicht wieder zu den Schlagern zurücklaufen. Traf er ihn aber, dann wurde er Fanger, und, der ihn traf, Schlagler. Nach dem Laufenden durfte aber nur während des Laufes geworfen werden. Die Schlagler galten als Bevorzugte. Es erforderte aber Geschick und Übung, denn den herabfallenden Ball zu treffen, war keine Kleinigkeit. Viele haben's nie gelernt. Die guten Schlagler waren gesucht.

Schnackdegall, so haben wir das Spiel nach dem Beispiel der Alten genannt. Der Name entstammt wohl dem entstellten "schnack da Ball", denn der Ball wurde tatsächlich geschnackt, nicht geschlagen. Vor Beginn des Spieles wurde ein etwa 10 - 12 cm breites, und 15 cm tiefes Loch gegraben, das in der Richtung zu den Fangern flach, in der entgegengesetzten aber fast senkrecht anstieg. In dieses wurde ein etwa 25 - 30 cm langes Brettchen von der Breite des Grübchens an der steileren Seite hineingeschoben und vor dieses der Ball gelegt. Nun galt es, das herausragende Ende des Brettchens mit dem Stock so zu treffen natürlich von vorn! - dass der Ball möglichst hoch und weit in der Richtung der Fanger flog. Wie beim Schlagball, musste der Schlagler sehen, dass er mindestens zu den Fangern kommt, bevor ihn der Ball trifft. Ein Zurücklaufen war nur selten möglich, denn bei diesem Spiel flog der Ball zwar natürlich auch verschieden hoch und weit, aber stets in der gleichen Richtung. Er war daher wesentlich leichter zu fangen, und für den Schlagler war die Gefahr, getroffen zu werden, entsprechend größer. Dafür war aber das Treffen des kleinen Brettchens unvergleichlich leichter, als das Treffen des Balles.

Sauball. Dieses Spiel haben wir eigentlich nur als Schafhirten gespielt. Jeder Mitspieler musste seinen Stecken haben, und den hatte jeder von uns, freilich nicht eigens, um damit Sauball zu spielen, sondern der hatte einen ganz anderen Zweck.

Unsere Viehweide war Urboden, den noch niemals eine Pflugschar berührt hatte. Auf ihr wuchsen wild außer den kleinen bunten Schwertlilien und Herbstzeitlosen auch eine kleine Krokusart, die ich, so weit ich auch in SüdRussland herumgekommen bin, sonst nirgends angetroffen habe. Wir nannten sie bei ihrem moldowanischen - rumänischen Namen "Brandusche". Ihre Blüte glich weitgehend dem Schneeglöckchen, nur hing sie nicht herab, wie bei diesem, sondern stand nach oben. Ihre Knöllchen (sie hatten zwar auch eine hartfaserige netzartige Schale, jedoch Zwiebeln nennen konnte man sie nicht) waren haselnußgroß, massiv und schmeckten süß. Und mit Süßigkeiten war Mutter zu meiner Zeit sehr, sehr sparsam, und zwar nicht nur meine. Und weil wir diese Branduschen so sehr gern aßen, darum hatte jeder von uns den "Branduschastecka" beim Schafhüten ständig in der Hand. Sein unteres Ende war spatentartig zugespitzt, um jede Brandusche, die man erblickte, sofort damit ausgraben zu können. Somit war jeder von uns Schafhüter auch für das Sauballspiel ausgerüstet.

Für das Spiel mussten nach der Zahl der Mitspielenden ein kleines Grübchen (so groß, dass der Ball gut darin Platz hatte) in der Mitte und die weiteren im Kreise herum gegraben werden. Jeder Mitspielende musste seinen Stecken dauernd in seinem Loch halten. Der zuvor

Ausgezählte im mittleren, in dem aber auch die "Sau" lag. Aufgabe des Sauhirten war es nun, die Sau aus seinem mittleren Loch in das eines anderen Mitspielers zu bringen, und zwar nur mit seinem Stecken. Jeder, dem die Sau zu nahe kam, war daher genötigt, sie mit seinem Stecken wegzuschlagen. Das musste aber mit Blitzesschnelle geschehen. Der "Hirte" hielt sich stets ganz in allernächster Nähe der Sau, und wenn es ihm gelang, in dem Augenblick, während der andere die Sau von seinem Grübchen wegschlug, seinen Stecken in das Grübchen zu stecken, hatte er gewonnen. Der andere bekam die Sau, und das Spiel ging weiter.

Für mich ist mit diesem Spiel eine wenig schöne Erinnerung verbunden. Ich mag knapp 6 - 7 Jahre alt gewesen sein, die Feinheiten des Spieles waren mir jedenfalls noch wenig bekannt. Ich war Hirt geworden und wollte die Sau in den "Stall" (Grübchen) eines um einige Jahre älteren Kameraden bringen, war auch schon nahe daran. Er schlug sie zurück, und ich fuhr mit meinem Stecken nach seinem Stall, wäre auch vor ihm hineingekommen, denn ich war mit meinem Stecken näher am Grübchen als er. Das sah aber auch er. Blitzschnell schlug er mit aller Gewalt meinen Stecken nicht zurück oder zur Seite, wie er hätte sollen, sondern nach außen, dass er im hohen Bogen wegflog. In der instinktiven Gewissheit, dass ich mit meinem Stecken, wenn auch nicht in das Grübchen, so doch auf die Erde kommen werde, war ich mit dem ganzen Oberkörper meinem Stecken gefolgt, und da mir der Stecken aus der Hand geschlagen war, stürzte ich zur Erde, jedoch so unglücklich, dass ich mit der Rechten auf seinem Stecken landete, den er nach seinem Schlag blitzschnell in sein Grübchen gesteckt hatte. Mein Daumen wurde zurückgerissen und lag auf dem Handrücken. Brüllend vor Schmerz rannte ich nach Hause zu Mutter. Zu meinem Glück hatte sie ihre liebe Freundin, die Hebamme des Dorfes, zu Besuch, deren Küchenvorräte mal wieder nicht ganz reichten. Diese erfasste sofort meinen Arm, und während ich heulend mein Gesicht in Mutters Schürze barg, riss sie meinen Daumen zurück an seinen Platz. Der Schmerz war eher noch größer als beim Sturz und dementsprechend natürlich auch mein Aufschrei. Damit aber noch nicht genug. Nun zog sie auch noch mit aller Gewalt am Daumen und strich mit der Hand das Gelenk zurecht. Ganz zurecht hat sie es nicht gebracht. An der Innenseite steht auch heute noch ein Knöchelchen hervor, aber es hat mich nie gestört oder gehindert.

Das waren die K i n d e r s p i e l e. Sie hörten fast schlagartig mit der Konfirmation auf. Zum Teil geschah dies aus Mangel an Gelegenheit. Der Sonntagnachmittag, die einzige Zeit, die nun nach Fortfall der Unterrichtspausen in der Schule dazu bisher benützt werden konnte, der war nun "futsch", über den hatte die Kirche anderweitig verfügt. Auf ihre Anordnung mussten die Jugendlichen beiderlei Geschlechts drei Jahre nach der Konfirmation, bis zum 18. Lebensjahr, an den Sonntagnachmittagen die "Kinderlehre" besuchen. Diese wurden in der Kirche bzw. im Bethaus unter Assistenz des "Kirchenvaters" vom Küsterlehrer abgehalten, und deren "Schwänzung" sogar strenger als das "Schwänzen" der Schule - strafrechtlich verfolgt.

Im Grunde genommen war sie, die "Kinderlehre", genau wie ihr Name, ein Unsinn. Die "Kinder" waren keine Kinder mehr, und die "Lehre" erst recht keine Lehre. Das, was da "gelehrt" wurde, war nichts weiter, als ein Wiederkäuen dessen, womit acht Jahre lang jeder Schultag begonnen hatte. Und wenn schon nichts anderes, - dann hätte wenigstens die auch dem Blödesten und Stursten zugängliche Erkenntnis, dass auch das Beste und Bekömmlichste und Schmachhafteste zum "Kotzen" werden muss, wenn´s einem 11 Jahre lang Tag für Tag in den Mund g e s t o p f t wird. -

Es hat übrigens keinen Sinn, sich darüber nun nach so vielen Jahren aufzuregen. Es ist überstanden. Obwohl eine Handvoll von denen, die damals diesen Widersinn erzwangen, anschei-

nend noch immer nicht erkannt haben, dass der, dem sie zu dienen glaubten, sogar die andersgläubigen Samariter den Pharisäern vorzog, - mit denen sie übrigens weitgehend seelenverwandt waren.

Unsere Händler

Es waren fast ausschließlich Juden. Kaufmann oder gar Händler zu werden, - dazu waren unsere deutschen "Kolonisten" viel zu stolz. Jeder andere Beruf, sei es Tischler, Schmied oder gar Schuster und Schneider galt in ihren Augen als minderwertig. Die kauften sich ja ihr Brot mit anderer Leute Geld, immerhin war dieses Geld durch Arbeit verdient. Der Kaufmann und der Händler aber stecken doch das fremde Geld in die Tasche, ohne auch nur einen Finger krumm zu machen. Das ist ja so gut wie gestohlen! Als Arbeit galt eben nur, was den Schweiß zu allen Poren hinaustreibt.

D' r alte Abraham.

Er war der erste Händler, den ich kennenlernte. Sein ganzer Laden bestand aus einem einzigen Henkelkorb von mittlerer Größe. Er kam fast jede Woche ins Haus, stellte seinen Korb auf den Boden, setzte sich daneben auf einen Stuhl und begann in einem drolligen Schwäbisch mit sehr jüdischem Akzent leiernd den gesamten Inhalt seines Korbes aufzuzählen. Es war immer wortwörtlich dasselbe Lied. Selten hat Mutter oder die Magd etwas für ein paar Kopeken gekauft. Der ganze Inhalt seines Korbes hatte bestimmt niemals den Wert von mehr als hundert Rubel. Wie hoch muss sein Preisaufschlag gewesen sein, wenn er mit seiner Frau davon leben konnte? Er hat einige Jahre danach auf der andern Straßenseite versucht, einen winzigen Laden einzurichten, kam damit aber in Konflikt mit seinem Stammes- und Glaubensgenossen aus dem Nachbardorf, der seit langem auch unser Dorf belieferte. Es kam zu einer wüsten Schlägerei, und der Alte musste auf Beschluss der jüdischen Gemeinde in der Synagoge im Nachbardorf das Feld räumen.

D'r Chaim

Er war ein verhältnismäßig junger kräftiger Bursche und nur Angestellter bei seinem Onkel, der seit langem einen Laden im Nachbardorf hatte. Zweimal wöchentlich kam er aus dem Nachbardorf auf seinem langen, mit allerhand Waren, meist Textilien, beladenen Wagen ins Dorf, fuhr von Tor zu Tor und wurde von den Hausfrauen freundlich empfangen, war er doch der Einzige, über den sie ihre wirtschaftlichen Angelegenheiten "regeln" konnten.

Die Kasse des Hauses lag in den Händen des Mannes. Für die Frau war es nicht leicht, an sie heranzukommen. Die meisten hielten es auch unter ihrer Würde, den Mann um Geld anzugehen. Sie hatten es auch nicht nötig, vom Manne ein "Wirtschaftsgeld" zu verlangen, denn ein Teil der Wirtschaft des Hofes lag ja in ihren Händen. Über die Erzeugnisse des Geflügel-, des Kuh- und Schafstalles - bei letzterem mit Ausnahme der Wolle - verfügte sie allein. Und da kam d' r Chaim wie gerufen. Der war so gut und verlangte für seine Waren überhaupt kein Geld, der war "z'friede", wenn er Butter, Käse, Schafkäse und Eier kriegte. Und warum sollte er auch nicht, hatte er doch doppelten Gewinn dabei. Was er am Dienstag gerade nicht auf dem Wagen hatte, oder nicht gleich mitnehmen konnte, brachte oder holte er am Donnerstag. Er genoss bei den Hausfrauen, und nicht nur bei ihnen, ein großes Vertrauen und wurde gern

gesehen. Nur damals, als er den alten Abraham so sehr verprügelt hatte, da hatte er für längere Zeit viel Sympathie verloren.

Er war aber doch nicht der einzige Lieferant und Abnehmer. In längeren Zeitabständen fuhren auch andere durchs Dorf und riefen aus, was sie kaufen oder verkaufen wollten: so der "Lederjude", der Felle und alte Pelze aufkaufte, der "Hühnerjude", dem die Frauen gern ihre überzähligen Hühner, vor allem die mehrere Jahre alten, verkauften, die schlecht oder überhaupt nicht mehr legten, der "Djogotj-Jude", der den so übel riechenden Birkenteer (russisch = Djogotj) verkaufte, mit dem das Pferdegeschirr alljährlich "geschmiert" werden musste, damit es nicht hart und brüchig wird.

Größere Einkäufe wurden aber auf dem Wochenmarkt besorgt, der jeden zweiten Dienstag im 12 Kilometer entfernten Nachbardorf stattfand. Dort gab es übrigens in meiner Kindheit auch einen deutschen Dauerladen. Die Verkaufsstände waren aber alle in Zelten auf der Straße untergebracht, und die Verkäufer waren fast ausschließlich Juden.

Und Juden waren auch die Abnehmer der Haupterzeugnisse der Landwirtschaft, des Getreides. Bereits zur Dreschzeit kamen Juden aus der 40 Kilometer entfernten Hafenstadt und versuchten, die noch nicht vollständig eingebrachte neue Ernte zu kaufen. Das gelang jedoch nur selten, nur bei Bauern, die aus dem einen oder andern Grunde in wirtschaftliche Schwierigkeiten geraten waren. Allgemein aber wurde gewartet, bis sich die Preise mehr oder weniger stabilisiert hatten.

Kleinere Mengen lieferten die Bauern selbst zum Hafen. Gewöhnlich waren es zwei - drei Wagen zu je 50 Pud (10 Säcke a 5 Pud), die nach dem Abendbrot unter der Anführung des Bauern selbst oder seines erwachsenen Sohnes abfuhren. Meist vor Sonnenaufgang war die Hafenstadt erreicht. Bereits vor der Stadt standen am Wege Scharen kleiner 10 - 12jähriger Judenjungen. Sie stürzten auf die Wagen, balgten sich, warfen sich sogar gegenseitig herab.

Oft setzte es auch Peitschenhiebe des Fahrers ab, wenn die Rauferei zu toll wurde. Mancher Fahrer hatte aber auch seinen Spaß daran. Warum das Theater stattfand? - Die Jungen bemühten sich in ihrem Jüdisch, den Fahrer zu einem bestimmten Kaufmann zu dirigieren, in dessen Auftrag sie handelten und von dem sie eine kleine Provision zugesagt erhalten hatten. Sie waren aber bereits so geschäftstüchtig, dass sie es fast immer verstanden, diese Provision auch dann zu bekommen, wenn der Fahrer zu einem anderen Kaufmann fuhr. In sehr beredten Worten verstanden sie es, diesem klar zu machen, er habe es nur ihnen zu verdanken, dass der Kunde zu ihm gekommen sei.

Größere Mengen, manchmal waren es 1000 Pud (= über 16 Tonnen) und mehr, konnte und wollte der Einzelne nicht zum Hafen transportieren. Die mussten die Käufer durch "Tschumaken" -Frachtfuhrleute- abholen lassen. Das waren die Überreste einer geschichtlichen russischen Gilde von Berufsfuhrleuten, die in meiner Kindheit mit Ochsespannen transportierten, dann aber auch zum Pferdegespann übergingen. Nach der Jahrhundertwende starben sie langsam aus, mussten andere Berufe ergreifen.

D'r Kaschtamann

Der war viel interessanter. Schon dass er kein Jude war, machte ihn interessanter. Vor allem aber die große Kiste, die er auf dem Rücken trug. Das war in unseren Jungenaugen eine Kraftleistung, zu der nach unserer Meinung ein Jude niemals fähig war. Dass wir das Gewicht dieser Kiste weit überschätzten, erkannten bzw. erfuhren wir erst viel später. Die Kiste war etwa einen Meter lang, 60 cm breit und 70 cm hoch. Sie war aus ganz leichtem Sperrholz gezimmert und mit einem undurchlässigen Stoff überzogen. Die Waren darin waren in flachen Rähmchen mit Böden aus netzartigem Stoff gelagert, so dass zur Vorführung der Waren Rähmchen um Rähmchen herausgehoben und die einzelnen Stücke dem Kunden gezeigt werden konnten. Schon diese praktische Einrichtung war im Vergleich mit dem Henkelkorb eine Sehenswürdigkeit. Auch das Benehmen des Mannes unterschied sich von dem des alten Abraham, wie Himmel und Erde. In direkt vornehmer Ruhe hob der Mann Rähmchen um Rähmchen aus der Kiste, nahm auch einzelne Stücke heraus, zeigte sie von allen Seiten, sprach auch ein paar lobende Worte über Qualität und Preis. Doch alles ohne jegliche Hast und Hetze. Mit einem Wort, so ganz anders, ja direkt das Gegenteil dessen, was wir von den Juden gewohnt waren. Und nicht nur das, auch die Ware, die der Mann anbot, auch die unterschied sich sehr von dem, was der Jude feilbot. Der Mann war nämlich Ausländer, Österreicher, genauer Böhme, und auch seine Ware stammte von dort. Sie machte einen unvergleichlich solideren Eindruck als der ordinäre Ramsch des Juden. Er machte dementsprechend auch bessere Geschäfte.

Und sonderbar, - unser Verkehr mit den Juden war ausgesprochen freundschaftlich. Im Religionsunterricht waren sie natürlich die Mörder unseres Heilandes, im alltäglichen Verkehr mit ihnen aber hat nie und niemand auch nur einen Augenblick daran gedacht. Wir haben sie alle sogar wesentlich höher eingeschätzt als die Russen (wohl aber nur, weil wir nur die Russen des Nachbardorfes kannten, mit der russischen Intelligenz aber noch nie in Berührung gekommen waren). Und trotzdem war das Verhältnis zu ihnen so ganz anders, so anders, dass sogar wir Kinder davon beeinflusst wurden. Jeden anderen Älteren, sei es Mann oder Frau, haben wir mit "Ihr" angeredet (das "Sie" kannten wir überhaupt nicht), den Juden, auch den alten, aber mit "du". Ich habe mich oft im Leben gefragt, was denn eigentlich der Grund dazu gewesen sein mag. Eines glaube ich mit absoluter Gewissheit feststellen zu können, - der Grund lag nicht bei uns, er muss unbedingt bei ihnen gelegen haben. Nicht wir haben uns von ihnen, sie haben sich von uns, nein, nicht distanziert, sondern separiert.

Ganz selten hatten wir aber auch noch eine besondere Art von "Hausierern". Was sie feilboten, ist sonst in Kaufläden und -häusern oder auf Wochen- und Jahrmärkten nicht zu haben. Sie waren bei uns, und speziell auch bei mir, nicht weniger, sondern im Gegenteil viel lieber gesehen, und die "Ware", die sie uns brachten? - Musik. Blesorchester von 15 - 20 Mann zogen manchmal von Dorf zu Dorf und in jedem von Hof zu Hof. Was sie für ihr Spiel an Geld erhielten, mag manchmal sehr bescheiden gewesen sein, denn Bargeld gaben unsere Alten nur sehr ungern weg. Aber ohne die fälligen Mahlzeiten haben sie nie ein Dorf verlassen, und die "konnten sich sehen lassen". Auch haben sie den Weg ins andere Dorf nie zu Fuß machen müssen. Und was an der Sache am auffallendsten war, - unsere Dorfpolizei, die Desjatskis und Sotskis, die, wenn am Abend auf der Straße irgendwo eine Ziehharmonika erklang oder ein paar Burschen ein "Schelmenlied", d. h. Volkslied, anstimmten, - sich sofort die Seele aus

dem Leibe rannten, um den "Verbrecher" zu fangen, diese Wächter der Moral und Ordnung, - die duldeten ruhigen Gewissens, dass diese "Schelmenlieder" und diese sündhafte Musik vor ihren eigenen Haustüren gespielt wurde. Und weil diese Musik, diese Märsche, die Walzer und Polkas so wunderbar flott gespielt wurden, dass der kleine 5 oder 6-jährige Bub sie nicht ruhig stehend mit anhören konnte und unwillkürlich im Takt so das eine Knie beugte, dass sich der ganze Körper senkte und hob, darum musste ich mich schämen und mich von den "Großen" auslachen lassen.

Auch diese "Hausierer" waren Ausländer und kamen aus demselben Lande, wie der "Kaschtamann", aus Böhmen.

Unsere Wäsche und Kleider

Die Zeit, in der auch der Stoff für unsere Wäsche im Hause selbst hergestellt wurde, habe ich nicht mehr erlebt. Überreste solcher Wäsche - sie hielt Jahrzehnte lang! - wurden aber noch getragen. Für andere Zwecke wurde Leinen - Linnen - noch hergestellt. Deshalb wurden Teile des zur Ölgewinnung angebauten Flachses nicht gemäht, sondern gerupft und in kleine Garben gebunden (das war Arbeit der Frauen). Auch Hanf wurde noch in kleineren Mengen angebaut. Beide wurden nicht gedroschen, sondern von Hand an etwas Hartem ausgeschlagen (ebenfalls nur von den Frauen). Wenn das Stroh vollständig ausgedörnt war, wanderte es in den Teich oder Bach und lag dort mit Steinen beschwert wochenlang unter Wasser. Dann wurde es herausgeholt und in der Sonne ausgebreitet. Wieder dauerte es Wochen, bis die Stengel vollständig ausgetrocknet waren. Durch diese Behandlung war das Innere der Stengel ganz mürb und brüchig geworden und hatte sich von der äußeren Faser gelöst. Beide, Flachs und Hanf, wurden sodann mit Hilfe einer "Breche" gebrochen, dann wurden auf einer "Schwinge" mittels eines hölzernen Schwerts die in den Fasern zurückgebliebenen Reste der Stengel herausgeschlagen, und schließlich wurden die Fasern zuerst in der groben, und sodann in der feinen "Hechel" ausgekämmt. Aber noch war so vieles andere viel dringlicher zu tun.

Da war zuerst mal der "Baschtan", der aufgeräumt werden musste. Seit Wochen hatte man alle paar Tage ganze Fuhren von Melonen und "Harbusen" (Wassermelonen) heimgeholt und in den Keller gelegt. Und wie herrlich haben sie geschmeckt! Nicht nur uns Kindern. Nun aber musste an die langen, langen Winter gedacht werden. Da wollte man doch zu dem vielen Schweinefleisch etwas Leckeres, Würziges, das den Gaumen kitzelt und den Magen. Und wie haben sie geschmeckt, diese "sauren" Melonen und Harbusen! Eingefahren haben sie die Männer, das "Einlegen", Einmachen, war aber Sache der Frauen.

Dann kam der Weinberg. Beim "Herbschta", "Traubalesa", da durfte und wollte keiner und keine fehlen, sogar das Brustkind musste mit. Trauben bekam es natürlich keine zu essen, die aßen Mutter und Vater und die Erwachsenen, und zwar so ausgiebig, dass viele es anderntags bitter bereuten. Die Alten hatten darin schon Erfahrung gesammelt und handelten danach. Wir Jungen und Mädels mussten leider auch da die Wahrheit des so oft gehörten Wortes lernen: "Wer net höra will, muss fühl". Waren die Trauben gelesen, dann war die Arbeit der Frauen zu Ende. Das Weinmachen war Sache der Männer (das Trinken übrigens auch)!

Weit weniger angenehm und schön war das Einbringen der Maisernte, das

Popschei und Welschkornbrecha.

Da musste man mit dem Sack über die Schulter Reihe um Reihe zwischen den oft zwei Meter hohen Maisstauden von einem Ende bis zum andern durchgehen und Kolben um Kolben abbrechen, bei guten Ernten oft zwei und drei an einer Staude. Und wenn man endlich zu dem Haufen kam, wo der Sack entleert werden durfte, hatte der ein verdammt schweres Gewicht. Und wenn man das von morgens früh bis abends spät tun musste - dann war das allerhand für einen kleinen Buben und für ein kleines Mädels erst recht! So mancher - und erst recht so manche - hat dabei einen "Knacks" fürs Leben abbekommen.

Ganz anders war es mit dem "Welschkorn"- und "Popscheiblatta", dem Abziehen des Laubes, der Blätter, die den Maiskolben umhüllen. Das geschah nur am Abend. Erwünscht war, dass Vater und Mutter nicht teilnahmen. Desto mehr aber war die Teilnahme von Nachbars Buben und Mädels erwünscht. Und es mussten keineswegs die Buben und Mädels des Nachbars vor oder hinten sein. Oft war ein Bub oder Mädels, die viel weiter wohnten, trotzdem viel lieber gesehen. Und warum das? Unsern Buben und Mädels hätte man das durchaus nicht erst sagen müssen. Sie hätten gar nicht erst so dumm gefragt. Denn schon das so traulich am Fuße des Kolbenaufens Nebeneinandersitzen, das Singen und Pfeifen, manchmal auch Spielen (auf der Ziehharmonika) der sonst so verpönten "Schelmenlieder" war doch schön und angenehm. Aber wenn Er dann beim fleißigen Abblatten plötzlich seiner lieben Nachbarin einen rotkörnigen Kolben vor die Augen hielt, dann erschrak sie natürlich so sehr, dass sie laut aufschrie und schier in Ohnmacht fiel. Natürlich fing er sie auf und schloss sie in seine kräftigen Arme, und bis sie sich von ihrem Schreck erholte, hat er sie gehörig abgeknutscht. Sie haute ihm natürlich "ein paar runter". Und auch das war für ihn durchaus nicht so unangenehm, verstand er doch nur zu gut, wie es gemeint war. Und auch die anderen verstanden es und lachten. Und war das alles nicht ganz schön und angenehm? Und am Schluss gab's ein herrliches gemeinsames Abendbrot mit Schafkäse, Wasser- und Zuckermelonen und "jungen" Wein.

Alle diese Arbeiten (die Bestellung der Wintersaat für das nächste Jahr war ausschließlich Männersache) wurden von den Frauen nicht immer und nicht von allen unangenehm und lästig empfunden, haben sie aber davon abgehalten, den fein gehechelten Hanf und Flachs zu spinnen und daraus die schöne feste Leinwand zu weben, aus der sie dann im nächsten Frühjahr die Getreidesäcke und die großen - oft 5 - 6 Meter im Quadrat! - Planen zu nähen, die beim Reinigen des Getreides unentbehrlich waren. Wäsche wurde daraus zu meiner Zeit - außer Handtüchern - keine mehr hergestellt. Die wurde bereits in der Zeit meiner Kindheit ausschließlich aus gekauften Stoffen genäht. Dabei hat sich eine auffallende Änderung des Geschmacks bei unseren Frauen gezeigt. Während die selbst gewobene Leinwand für die Wäsche nicht weiß genug gemacht werden konnte, wochenlang wurde sie Tag für Tag zum Bleichen auf dem Rasen ausgebreitet, bis sie blendend weiß war. Und nun, wo es ihnen frei stand, die ihnen zusagende Farbe selbst zu wählen, wählten sie ausschließlich bunte Stoffe. Warum nur? Etwa weil man an diesen den Schmutz nicht so rasch bemerkte und darum nicht so oft waschen musste? ...

Auch die Stoffe für die Oberkleidung wurden zum Teil schon fertig gekauft. Nur die Wollstoffe wurden selbst angefertigt, natürlich aus eigener Wolle. Bis aufs Schafeschere war auch das ausschließlich Frauenarbeit. Nur beim Kämmen der Wolle ließ sich Vater oder einer der

älteren Brüder manchmal herbei, das "Zupfen" der Wolle war aber Sache der Kinder, und zwar eine sehr unangenehme und vor allem langweilige Sache, besonders, wenn die Wolle voll Kletten war. Beim Spinnen konnten und mussten auch die Töchter, und wo es die nicht gab, auch die Magd mithelfen. Das Weben war aber ausschließlich Sache der Mutter. Ob sie es gern getan hat, das Spinnen und Weben? - Wenn sich's am Abend so schön einschlafen und am Morgen so herrlich träumen lies, wenn Mutters Rädchen am Fußende des Bettes so leise und eintönig summt, oder wenn in der Stube nebenan das dumpfe Tock-Tuck des Webstuhles herüber klang, - dann war es für den kleinen Jungen eine beglückende Musik. Ob auch für Mutter? ...

Das Schneidern war ausschließlich Mutters Aufgabe, und zwar nicht der Wäsche, sondern die ersten paar Jahre meiner Kindheit auch der Oberkleidung. Erst später, ich mag schon 7 - 8 Jahre alt gewesen sein, kam jeden Winter der "Wasile" ins Dorf und schneiderte "umzecht" wo man seine Hilfe in Anspruch nehmen wollte.

Bei uns im Hause arbeitete er oft wochenlang. Über seine fachmännischen Leistungen habe ich kein Urteil - ich war knapp 7 - 8 Jahre alt! - dennoch glaube ich, mich zu erinnern, dass er in die Kleidung der Männer einen gewissen Stil gebracht hat. Sie saß, was vorher durchaus nicht gesagt werden konnte. Er hat natürlich nur Männerkleidung genäht.

Schuhzeug für die Kinder und für den Alltag wurde noch immer vom Schuhmacher gegenüber "nach Maß" hergestellt - trotzdem hat es lange nicht immer gepasst - und zwar aus eigenem Kuh- oder Kalbsleder. Für den Sommer gab's "Halbschuh", für den Winter Schaftstiefel, auch für uns kleine Buben, denn im Winter war der Dreck auf dem Hof und auf der Straße zwar nicht ganz knietief, aber bis zu den Knöcheln reichte er die meiste Zeit. Die Frauen trugen weitgehend schon Konfektionsware, nur für den Alltag Schuhe und "Halbstiefel" vom Schuster. Sehr gut in Erinnerung geblieben ist mir, wie glücklich ich - und gewiss nicht nur ich - war, wenn ich im Frühjahr die Stiefel ausziehen und barfuß gehen durfte. Manchmal geschah es ohne Erlaubnis von Mutter, und die Folge war ein gehöriger Schnupfen und Husten.

Bleibt noch die Kopfbedeckung. Im Winter war es natürlich d'Pudelskapp. Sie trug ihren Namen zu Recht, denn sie war aus dem Fell des Lammes hergestellt, das vorigen Sommer Vater selbst geschlachtet hatte. Gegerbt hatte es mit eigenen Mitteln der Russe aus dem Nebendorf. Im Sommer war's die "Schildkapp" und der Strohhut. An beides konnte ich mich nur schwer gewöhnen und ging daher meist "bloßkopfig".

Die Frauen hatten nur eine einzige Kopfbedeckung, das Kopftuch. Es war in Form und Farbe sehr verschieden, und auch im Stoff unterschieden sich die im Winter Getragenen sehr von denen, welche die Köpfe der Frauen im Sommer zierten. Hüte trugen nur Männer. Zum Schutz gegen die Sonne wurde der Stoff so gestärkt, dass das Tuch über der Stirn in glattem Bogen 10 - 12 cm vorragte und das Gesicht vor den direkten Sonnenstrahlen schützte. Eine zarte weiße Gesichtshaut war das leider nur selten erzielte Ideal unserer Frauen.

Der vom Juden gekaufte Stoff für die Kleidung hatte einen großen Vorteil. Während das Hemd aus selbstgefertigter Leinwand und das Kittelchen aus selbstgewobener Wolle der Reihe nach drei und vier Kindern dienten, brauchte nun der oder die Jüngere nicht zu befürchten, von Mutter mit dem Erbe des oder der Älteren beglückt zu werden.

In der Schule

Über die Schulen in den deutschen Siedlungen im Süden des zaristischen Russlands, dem sogenannten Schwarzmeergebiet, wäre schon seit langem eine mehr oder weniger ausführliche Geschichte fällig. Sie wird aber, fürchte ich, wahrscheinlich ungeschrieben bleiben. Wem würde es aber auch heute noch einfallen, eine solche zu lesen? Das Traurigste an der Sache ist, dass nicht einmal die Nachkommen jener Siedler sich dafür interessieren. Wozu dann also? Und doch ist manches daran nicht ganz ohne Interesse.

Fast ausnahmslos war es gerade das Schulhaus, das in den Siedlungen zuerst errichtet wurde, meist schon, während die Siedler selbst noch zu einem großen Teil in Erdlöchern, den "Semljanken", hausten. Wahrscheinlich geschah dies aber wohl mehr darum, weil es das Schulhaus, zugleich auch - vielleicht richtiger vorwiegend - Bethaus war. Und da die meisten der Siedler weitgehend aus religiösen Motiven ausgewandert waren, ist das ganz begreiflich.

Nach einer solchen Bevorzugung des Schulhauses könnte man glauben, dass die Siedler ein besonders großes Gewicht auf eine gute Schulbildung ihrer Kinder gelegt hätten. Dem war aber durchaus nicht so. Es wird manchem unverständlich sein, wenn ich sage, dass auf den Bänken in diesen Räumen (sie, die Bänke, waren auch nicht für Kinder sondern für Erwachsene gebaut!), die Erwachsenen ebenso oft, wenn nicht gar öfter saßen, als ihre Kinder. Aber es stimmt. Zählt man zu den 52 - 53 Sonntagen des Jahres noch die vielen Apostel- und sonstigen Feiertage (die alle streng eingehalten wurden) hinzu, dann kommt man auf reichlich 70 - 75 Tage, an denen sich die Erwachsenen mit größter Regelmäßigkeit auf diesen Bänken zum Gottesdienst versammelten. Und die Kinder? -

Schulzwang gab es natürlich nicht. Die Kirche, die bis Ende der 80er Jahre die Aufsicht über die Schule hatte (alljährlich hielt der Pastor in Gegenwart der Kirchenvormünder die Schulprüfungen ab; sie hießen darum auch "Kirchenschulen"), hatte zwar "verordnet", dass die Kinder bis zur Konfirmation, d. h. vom 7. bis zum 15. Lebensjahr, die Schule zu besuchen haben. Und das geschah auch. Aber über Anfang und Ende des Schuljahres bestimmten Vater und Mutter. Und maßgebend war bei diesen Entscheidungen nur sehr, sehr selten die Notwendigkeit eines geregelten Unterrichts, sondern fast ausschließlich, ob die Kinder für irgendeine Arbeit in Haus und Hof zu gebrauchen, oder aber im Gegenteil nicht nur ganz überflüssig waren, sondern oft "im Wege standen" und störten.

Nach der Verordnung des russischen Unterrichtsministeriums hatte das Schuljahr mit dem 1. September zu beginnen und schloss Ende Mai. Für die Kinder der deutschen Siedler begann es aber im Herbst nach Beendigung der Feldarbeiten. Das war Ende Oktober und oft noch später. Und Schulschluss war, sobald im Frühjahr die Feldarbeiten begannen und die Schafe auf die Weide getrieben werden konnten. Von da an mussten die Buben "ackertreiben", d. h. die 2, 3, oder 4 Paare Pferde vor den zwei-, drei- oder vierschaarigen Pflug antreiben und stellenweise führen, oder die Schafe hüten, die wegen der noch zu kleinen Lämmer noch nicht dem Gemeindegewässer in die Gesamtherde des Dorfes gegeben werden konnten und darum die Herde eines jeden Hofes (es waren immer 25 - 30 und mehr Schafe) vom 5 - 10-jährigen Sohn (manchmal auch Tochter) des Bauern getrennt auf die Weide geführt werden mussten.

Durch das Fehlen der Kinder in der Schule war der Lehrer auch stets darüber unterrichtet, wo im Dorf gerade die Schweine geschlachtet wurden (und er vielleicht auf den kostenlosen Empfang der Zutaten für eine ergiebige "Metzelsupp" hoffen durfte).

Jeden Morgen wurde in der Schule sofort nach der kurzen Andacht regelmäßig "abgelesen" (die Schüler nach der Namensliste aufgerufen) und jeder Fehlende "bekam einen Strich", und sein Vater hätte - wieder laut Verordnung der Kirche - für jeden versäumten Tag eine Kopeke Strafe zahlen müssen. Aber ob diese Strafe auch wirklich zu zahlen war, das entschieden die Herren Väter in der Kanzlei selbst. Gekümmert hat sich zu meiner Schulzeit niemand darum.

Auch ich habe natürlich "ackertreiben" und Vaters Schafe hüten und manchmal auch beim Schweineschlachten mithelfen müssen. Ob ich da nicht lieber in die Schule gegangen wäre? Das weiß ich nicht. Das Bewusstsein, dass ich deswegen auf etwas verzichten musste, hatte ich jedenfalls nicht. Und zudem: Eine Alternative zu dem, was Vater angeordnet hatte, gab's ja nicht. Im Übrigen gab es ja doch auch beim Schweineschlachten so manches, das mich interessierte. Ob ich die "armen" Tiere nicht bemitleidet habe? Nein, nicht im Geringsten, obwohl sie doch so herzerbarmend schrieten. Dazu waren die Schweine ja doch da, damit sie geschlachtet wurden. Viele von ihnen starben ja sogar schon viel früher. Da war doch alles in bester Ordnung.

Und genau so "in Ordnung" war auch das Ackertreiben und Schafehüten. Freilich, das den ganzen Tag über neben den Pferden Hertrippeln war furchtbar ermüdend, besonders für einen, der wie ich, etwas "zu kurz geraten" war (ich hatte deswegen den Beinamen "s' Pfeifadeckele" erhalten), und wenn der Boden so weich und oft noch nicht recht trocken war. Wie oft, wenn ich einfach nicht mehr "mitkam", wurde mir ein Strick um den Leib gebunden und das andere Ende am Pferdegeschirr festgemacht! Auch das war "in Ordnung". Niemand nahm daran Anstoß. Und dabei gab's im Nachbardorf Hunderte armer Russenbuben, die das alles liebend gern allein "ums Brot", ohne Lohn, getan hätten!

Darf ich hier einfügen, was mir heute mit Datum vom 18.8.66 eine liebe, einzig verbliebene Schwester¹⁴, fast volle 80 Jahre danach schreibt? Hier wörtlich: ".....Aber als kleiner Junge hast Du, lieber Bruder, mit dem Leiden schon zu tun gehabt" (Ich bin seit einigen Monaten rechtsseitig gelähmt und kann kaum mehr humpeln). "Wie hat Mutter Dir die Füße in warme Decken gewickelt, um dir Beruhigung zu schaffen, damit Du einschlafen konntest, wenn du todmüde mit verzweifelmtem Gesicht vom Acker heimkamst. Wie froh waren wir, Schwester Marie und ich, wenn Mutter ans Bett kam und uns meldete, dass Du eingeschlafen seist". Aber dass ja niemand glaube, meine Eltern seien eben herzlose Rohlinge gewesen. Meine Mutter hat, während sie mich so pflegte und zu Bett brachte, nicht weniger bitter geweint, als die Schwestern. Sie hat es auch vielmals des Sommers getan, wenn ich mit den letzten Getreidefuhren heimkam, mich mühsam zu ihr in die Sommerküche geschleppt hatte und beim Abendessen eingeschlafen war, dann den immerhin 7 - 8-jährigen Jungen ins Bett getragen hat. Und Vater? Ich hab ihn ein einziges Mal weinen sehen, das war, als er mich eines Som-

¹⁴ Sophie

mermorgens etwa um drei Uhr früh zur Fahrt aufs Feld weckte und ich doch wohl gar zu herzbrechend weinen musste.... Aber das war damals "in Ordnung".

Auch das Schafehüten war durchaus kein Vergnügen, besonders wenn, was leider nur zu oft der Fall war, der Märzwind gar so kalt und nass einem durch das abgetragene "Kittele" (es hatte bereits zwei oder drei älteren Brüdern gedient) blies. Und wenn wir Buben manchmal auch Mädchen, wenn's gar so unfreundlich war, mit ach so sehnlich zum Himmel gerichteten Blicken so innig beteten: "Wolk', geh unter, Sonn', komm ruf! Wolk', geh unter, Sonn' komm ruf" kam dieses Gebet aus tiefstem frommen Herzen. Es wurde trotzdem so sehr, sehr selten erhört. Wir nahmen's aber ohne Murren hin. Was konnte man denn auch von einem so unendlich trostlosen grauen Himmel anderes erwarten? In dieser Hinsicht wäre es in der gut geheizten Schule freilich unvergleichlich angenehmer gewesen.

Apropos Heizen! Da es in der Steppe weder Holz noch Kohlen gab, wurde ausschließlich mit Stroh und getrocknetem Stallmist geheizt. Davon musste alljährlich im Herbst die von der Gemeindeversammlung festgesetzte Menge für die Schule, die Kanzlei und die Lehrerwohnung von jedem Hof geliefert werden. Die Heizung war Aufgabe der älteren Knaben (die Mädchen hatten dafür Auskehren, Staubwischen und gelegentliches Aufwaschen über). Während der Wintermonate mussten jeden Abend zwei Jungen von dem hinten im Schulhof aufgeschoberten Stroh die notwendige Menge in den Flur der Schule tragen. Und damit mussten sie dann am anderen Morgen früh den großen eisernen Ofen heizen, oft ein bis zwei Stunden lang. Oft glühte der Ofen förmlich, wenn man in die Schule kam. Und darauf waren einige der Jungen mächtig stolz. Dass dies gesundheitsschädlich ist, hat uns niemand gesagt.

Aber das

Ackertreiben und Schafehüten

hatte auch seine Vorteile. Das Schafehüten vor allem. Durch die ständige nahe Berührung mit ihnen lernte man sie unwillkürlich lieben. Vor allem waren es die Lämmer, die es mir "angetan" hatten. Ganz von selbst ergab sich mit der Zeit so eine Art Schicksalsgemeinschaft zwischen Hirt und Herde und besonders mit den Lämmchen, die ja doch genau so erbärmlich froren, wie wir Buben und Mädchen.

Auf unserer Weide muss vor einem guten Jahrhundert ein türkisches oder tatarisches Dorf gelegen haben. Eine große Fläche war mit Wällen und Gräben bedeckt, die aber erheblich abgeflacht und mit schönem Weidegras bewachsen waren. Und da war es einfach ergötzlich zu beobachten, wie die Lämmchen diese Wälle und Gräben sich zum Spielplatz wählten. Sie veranstalteten richtiggehende Gesellschaftsspiele. Unter der Leitung eines der schon etwas älteren Lämmchen versammelte sich etwa ein Dutzend von ihnen an irgendeinem der Wälle. Eine Weile standen sie um den Führer herum, und man konnte fast sehen, dass sie sich über das Spiel unterhielten, gleichsam "abzählten", wie wir Buben es taten:

Ehne, dehne du,
Nicke, nacke, nu,
Nicke, nacke, nus
Du bisch dus (draußen), d. h. der "Ausgezählte".

Und plötzlich rannte das eine von ihnen los, den Wall entlang und die andern alle ihm nach bis ans Ende des Walles. Dort fand wieder eine "Besprechung" statt, und auf die gleiche Weise kamen sie wieder zurückgerannt. Es war schön und unterhaltsam, ihnen dabei zuzusehen. Leid taten einem nur immer die andern, die noch zu jung und zu schwach waren und nicht auch teilnehmen konnten. Um sie ein wenig zu trösten, nahm man dann eines der Schwächsten sanft auf den Arm, hätschelte und schaukelte es, wie daheim das kleinere Schwesterchen oder Brüderchen, wenn es weinte. Nur schade, dass dies so schöne Spiel immer nur an den schönen Tagen stattfand, wenn die Sonne schien und die Luft so warm war.

Ganz von selbst ergab sich dabei, dass man das eine oder das andere der Lämmchen besonders lieb gewann, und - was das Schönste daran war - auch auf Gegenliebe stieß. Und wenn's dann gar so nass und kalt war und man sich so fest in sein Kittelchen einwickelte und so traurig hinter den Schafen her trottelte, da geschah es, dass so ein kleiner Liebling sich leise an einen heranschlich. Und weil man es ihm so gut ansah, dass auch er genau so jämmerlich fror und sich genau so sehr nach ein wenig Wärme sehnte, drum nahm man ihn natürlich sofort auf den Arm, drückte ihn an die Brust und schlug das Kittelchen um ihn. Und dann erhielt man die Bestätigung der frommen Weisheit: Schenk Liebe und Wärme, - und du bekommst sie doppelt zurück! - Und weil ich mich an einem Frühling mit einem solchen Liebling besonders viel abgab, brachte ich ihn so weit, dass ich ihm nur meine alte, schäbige "Pudelskapp" auf das Köpfchen zu setzen brauchte, - und er stellte sich auf die Hinterbeine und trippelte so um mich herum. Ich war natürlich mächtig stolz darauf und fand auch viel Anerkennung bei meinen "Kollegen".

Ein anderer Freund und Liebling war mir der Storch. Aber nicht nur darum, weil er seit eh und je sein Nest auf unserem Haus hatte und - wie ich aus dem Gerede der Erwachsenen schließen musste- die Schuld an meinem Dasein trug, sondern weil er in seinem Wesen so ganz anders war, als die andern Vögel. Wo gab's denn noch einen Vogel, der so wie er den langen Hals einfach zusammenklappen konnte, so, dass Kopf und Kragen wie ein flaches S platt auf seinem Rücken lagen und so auf einem Bein stundenlang stehen konnte, ohne auch nur den geringsten Laut von sich zu geben? - Und vor allem, wo gab's denn noch einen so frommen Vogel, der jedes Mal, wenn er von einem Ausflug zum Nest zurückkam, so wie er, den Kopf zurückschlug und mit gen Himmel gerichtetem Schnabel dem lieben Gott seinen Dank für die glückliche Heimkehr hinauf klapperte? Singen konnte er ihn ja nicht, seinen Dank. Der liebe Gott hat ja versäumt, ihm eine Stimme zu geben.

Wenn er in den ersten Märztagen (immer nach altem Stil!) aus dem warmen Süden zu uns zurückkam, da hätte man ja überhaupt kein Herz im Leibe haben müssen, wenn einen da nicht das Mitleid gepackt hätte. Mit eingezogenem Genick, die Flügel kraftlos auf der Erde schleifend, taumelte er über das Feld. Einfach zum Erbarmen! Was er an Futter so dringend brauchte nach der endlos weiten Reise über das ganze Mittelmeer, mit total leerem Magen, davon war fast überhaupt nichts da. Käfer und andere größere Insekten gab's noch nicht. Die Frösche im Teich hinter dem kleinen Wäldchen, die hielten noch immer ihren Winterschlaf im Schlamm und genau so die Eidechsen unter der Erde. Und die Feldmäuse, die hatten noch immer genug an ihren Wintervorräten, sie brauchten sich in dem hässlichen Märzwetter nicht aus ihren so mollig warmen Winterquartieren bemühen. Nur das Ziesel, dem war die trockene Winterkost schon allzu sehr über. Es hatte ja schon festgestellt, wie herrlich das frisch keimende Gras wieder schmeckt. Und die Kälte? - Oh, damit war's gar nicht so schlimm. Es hatte ja noch immer seinen so schönen warmen Winterpelz auf dem Leibe. In besseren Zeiten

waren die Ziesel dem Storch sehr gleichgültig. Aber auch für ihn gilt das Wort: In der Not frisst der Teufel Fliegen! Einen Ziesel zu fangen war für ihn aber nicht so einfach. So flink und wendig wie das Ziesel war er nicht. Aber Not lehrt beten. Sie lehrt auch Ziesel fangen. Wir haben es in Bessarabien ja auch gelernt. Der Storch fing sie aber nicht so wie wir. Er legte sich vor dem Zieselloch auf den Bauch, zog Hals und Schnabel ein, dass man seinen Kopf nicht mehr sah und wartete. Wartete oft stundenlang. Das Ziesel merkte zwar sehr wohl, dass da etwas vor seiner "Haustür" lag, was gestern noch nicht da war. Vorsichtshalber zog es sich ein paar Mal immer wieder zurück. Weil der Klumpen vor dem Ausgang sich aber überhaupt nicht bewegte, und die Neugier und der Appetit nach den saftigen Grasspitzen immer größer wurden, kroch es endlich ein klein wenig mehr aus dem Loch. Und damit hatte der Storch gerechnet. Blitzschnell fuhr sein langer Schnabel zu, packte es und zog's aus dem Loch heraus. Ein paar weitere Schnabelhiebe machten ihm schnell den Garaus. Dann aber begann für den Storch selbst ein wahrer Schicksalskampf. Zerkleinern konnte er seine Beute nicht. Wohl ließ ihm der Hunger dazu auch keine Zeit. Er musste die Beute ganz schlucken. Nun war aber das Ziesel doch gute 15 - 18 cm lang und, was noch schlimmer war, mindestens 5 - 6 cm dick, also dicker als der Hals des Storches. Oft eine halbe Stunde lang und noch länger würgte und schluckte er verzweifelt. Man sah direkt, wie das Ziesel sich Millimeter um Millimeter den langen Hals hinab bewegte. Dass der Arme dabei nicht erstickte, war und ist mir heute noch ein Rätsel. Aber er "schaffte" es endlich doch. Nur dass sich von den Erwachsenen viele darüber lustig machten und sich vor Lachen den Bauch hielten, das hat mich zutiefst empört. Mit Fäusten hätte ich auf sie losschlagen mögen. Aber helfen konnte ich dem armen Storch eben nicht. Und was ich ihm sonst an Futter hätte zu fressen geben können, das wusste ich nicht, konnte mir auch keiner sagen. Nur, es muss doch wohl auch so gegangen sein. Denn, dass mal einer von ihnen verhungert wäre, habe ich nie gehört.

Mit den Saatkrähen und Dohlen war das ganz anders. Die konnte man ja schon wegen ihres Krächzens nicht lieb haben. Auch kam da in jedem Frühjahr vom Dorfschulzen der Befehl, ihre Nester auf den Bäumen im Wäldchen hinterm Dorf zu zerstören. Sie wurden also von den Erwachsenen für schädlich gehalten. Und das übertrug sich natürlich auch auf uns Buben. Wenn sie beim Spätpflügen, beim Maispflanzen oder Hirsesäen, oder auch bei der Grünbrache sich hinter dem Pflug gleich in die Furche stürzten und die Würmer und Engerlinge aufpickten, dann duldeten man das ganz gern. Aber wenn sie sich in großen Schwärmen auf die eben erst ausgestreute Weizen-, Gerste- oder Hafersaat stürzten (gesät wurde in meiner Kindheit nur von Hand), dann konnte man sie nicht lieb haben, dann musste man sie mit allen Mitteln scheuchen. Manche taten es sogar mit dem Gewehr.

Die Lerche aber, die nicht lieb haben, das war ja ganz unmöglich. Warum sie nur so scheu war und uns Menschen so sehr auswich? Es hat ihr doch niemals jemand von uns was angetan, nicht einmal die Rohesten (wir hatten auch solche!). Alle hatten sie lieb. Und wenn mal eine von ihnen vor einem Habicht - es waren, wie ich später erfuhr, Falken - fliehen musste und in ihrer Todesangst auch ihre Furcht vor uns Menschen vergaß, sich zwischen die Pferde stürzte und sich dort auf die Ackerkette, die Wagen- oder die Maschinendeichsel setzte, - da wurden dann sofort die Pferde angehalten und der böse Räuber, der noch Minuten lang über den Pferden kreiste, in der Hoffnung, seine Beute doch noch zu erwischen, mit Erdschollen, Peitsche und Ackerstecken und viel Geschrei so lange gescheucht, bis er endlich davonzog, und das arme Vögelchen wieder auf- und davonfliegen konnte. Es war doch nur natürlich, dass man darum die kleine Sängerin noch viel lieber haben, und den bösen Räuber noch mehr hassen

musste. Und ebenso natürlich war es, dass ich um solcher Erlebnisse willen die vielen Unannehmlichkeiten des Ackertreibens und Schafehüten ganz gern in Kauf nahm.

Dem Ackertreiben verdanke ich auch noch ein anderes Erlebnis, an das ich mich auch noch gern erinnere. Wenn im Frühjahr auf dem Pachtgut beim Pflügen ein großes Feld von 10 - 15 ha in Angriff genommen wurde, und der Pflug immer außen herum gezogen wurde, da konnte es geschehen, dass ein oder auch mehrere kleine Märzhäschen, die auf dem Feld "zu Hause" waren, sich nicht über die Ackerfurche und über den umgepflügten lockeren Boden wagten, sich lieber in den Stoppeln immer mehr gegen die Mitte des Feldes zurückzogen, bis der ungepflügte Streifen so schmal wurde, dass ich sie beim Ackertreiben doch entdeckte und fing. Die meisten von ihnen wanderten zu Mutter in die Küche, denn Hasenbraten war eine Seltenheit auf unserem Tisch. Weder Vater noch auch einer der älteren Brüder war Jäger. Einmal aber konnte ich bei den Brüdern und bei Mutter durchsetzen, dass es am Leben blieb, und die Schwestern waren gern bereit, es zu füttern und zu pflegen, solange ich tags auf dem Felde war. Und es gelang auch, das herzige kleine Tierchen großzuziehen. Eigentümlicherweise schloss es mit der Hauskatze enge Freundschaft. Die beiden spielten den ganzen Tag zusammen. Offensichtlich war aber einmal der Katze die Lust zu spielen vergangen, an den sonst so zarten Pfoten waren die scharfen Krallen zum Vorschein gekommen. Diese Art von Zärtlichkeit gefiel aber dem inzwischen ziemlich gewachsenen Häschen gar nicht. Es zog sich eine kleine Weile zurück. Dann hüpfte es aber zu der Katze hin und setzte sich auf die Hinterbeine. Die Katze deutete dies als Aufforderung zu neuem Spiel. Doch als sie damit beginnen wollte und näher kam, verabreichte ihr das Häschen blitzschnell mit seinen Vorderpfoten rechts und links ein gutes halbes Dutzend Ohrfeigen. Das kam der Katze so unerwartet und ging so rasch, dass sie vor Überraschung sich erst unter die Ofenbank zurückzog, als sie ihre wohl verdiente Strafe bereits abbekommen hatte. Mutter, die die Sache beobachtet hatte, und die sonst wenig lachte, musste aber herzlich lachen, als sie am Abend die Geschichte erzählte.

Bei der Ernte wurden auf solchen großen Feldern die dort ausgebrüteten noch nicht flügge gewordenen jungen Vögel durch den Lärm, den die Erntemaschinen verursachten, immer weiter in die Mitte des Feldes getrieben, da sie sich begreiflicherweise scheuten, auf das gemähte offene Feld hinauszulaufen. Die erwachsenen Vögel flogen natürlich davon. Wenn der Streifen des noch stehenden Getreides ganz schmal geworden war, war ich es, der auf einem Vorderpferd reitend, diese Vögel zuerst entdeckte und dem hinten auf der Maschine sitzenden älteren Bruder meldete. Meist war es eine junge Trappe, die mit eingezogenen Beinen auf der Erde saß, aber neugierig den Hals streckte und dem auf sie zukommenden Ungeheuer entgegen sah. Der Bruder auf der Maschine griff nach dem Stellhebel und hob die Maschine so hoch, dass dem Vogel der Kopf abgeschnitten wurde. Wenn die Maschine zum Stehen kam, purzelte hinter ihr der geköpft Vogel noch ein Weilchen auf der Erde herum und wenn er tot war, wurde er zum Wagen genommen und abends der Mutter übergeben.

Einmal war es aber:

ein junger Kranich.

Diesen Vogel aber liebte ich so sehr, wohl weil er, wenn er im Herbst in einer mir so komisch winkeligen Reihe übers Dorf nach Süden zog, mit einem so traurig klingenden Ruf Abschied nahm, während dieser Ruf im Frühjahr, wenn er wiederkam, mir so freudig klang. Den wollte

ich retten. Kaum hatte ich ihn entdeckt, rief ich sofort brrr!, sprang vom Pferd und fing ihn. Am Abend brachte ich ihn der Mutter und sagte ihr, dass ich ihn großziehen wolle. Sie war darüber augenscheinlich nicht sehr erfreut, denn sie meinte: "Der hat mir grad noch g'fehlt". Als die Schwestern aber sich meiner Bitte anschlossen und erklärten, dass sie den Vogel füttern werden, stimmte Mutter zu. Sie gewann ihn auch sehr bald lieb, denn wenn er in der Sommerküche so gravitatisch umherstelte, schnappte er ununterbrochen nach den dort in großen Mengen sitzenden Fliegen. Und die hat ihm Mutter gern gegönnt. Und - zwar nicht eigens des jungen Kranichs willen - hatte Mutter eine ganz neue Fliegenfang-Methode erfunden, die, wenn sie von allen Hausfrauen des Dorfes angewandt worden wäre, zwar kaum zur völligen Ausrottung, aber bestimmt zu einer erheblichen Minderung der Fliegenplage geführt hätte.

Da es in meiner Heimat nach der fast vollständigen Ausrottung des Schlehdornes außer den Stachelbeeren keinerlei Reisig gab, wurde eine einjährige Pflanze gezüchtet, die in Pyramidenform etwa 70-80 cm hoch wuchs. Sie musste bei der Herstellung von Strauchbesen das fehlende Reisig weitgehend ersetzen und wurde auch allgemein "Besenreis" genannt.

Jeden Abend um die Schlafengehenszeit der Fliegen hängte Mutter 4-5 solcher zuvor in Käsewasser getauchter "Besenreis"-Pflanzen kopfunter in der Sommerküche an die Decke. Schon wenige Minuten danach saßen an jeder Hunderte von Fliegen und blieben dort auch für die Nacht sitzen. Nach Dunkelwerden rief sie mich, und beide nahmen wir einen alten Sack und streiften ihn vorsichtig von unten über die Pflanzen. Nachdem wir den Sack mit einem kurzen Ruck oben an der Pflanze geschlossen hatten, nahm ich den Sack samt der Pflanze von der Decke, lief damit vor die Tür und schlug den Sack ein paar Mal tüchtig auf die Erde. Nachdem dies mit allen 4 - 5 Pflanzen geschehen war, wurde der Sack zum Klumpen gewickelt und in die Ecke geworfen. Am andern Morgen wartete der Kranich schon darauf, dass ihm die Tausende toter Fliegen in sein Holzschüsselchen geschüttet werden. Mutter hat ihm aber auch andere Leckerbissen bereitgehalten. Die männliche Nachzucht von Hühnern und Enten wanderten ja, bis auf ein oder zwei, alle in der Küche. Da gab es Abfälle noch und noch. Ich vermute wohl mit Recht, dass seine eigene Mutter ihn kaum so reichlich damit versorgt hätte, wie die meine. Er war ihr auch erkenntlich dafür, war immer um sie und folgte ihr auf Schritt und Tritt.

Natürlich fing er nach einigen Wochen mit Fliegübungen an, und ich musste ihm die Flügel etwas stützen. Als der Herbst kam, und seine Artgenossen in Scharen mit so traurig klingenden Abschiedsrufen über den Hof nach Süden zogen, wurde er auffallend unruhig. Ich war aber den ganzen Tag auf dem Feld. Und wenn ich abends heimkam, war ich so müde, dass ich ihm höchstens noch ein paar Mal zärtlich über den langen Hals und den Rücken zu streicheln vermochte. Dass es dringend nötig gewesen wäre, ihm nochmals die Flügel zu stützen, soweit reichte es einfach nicht mehr.

Und da kam noch ein für uns alle sehr trauriges Ereignis hinzu, das meinen lieben Kranich zur gänzlichen Nebensache werden ließ. Das erste Töchterchen meines ältesten Bruders¹⁵, der das erste Jahr seiner Ehe bei uns auf dem Hof verleben musste, war knappe zwei - drei Wochen nach der Geburt gestorben. Ich selbst hatte das kleine Mariechen zwar noch gar nicht gesehen und zum lieb haben keine Gelegenheit, doch war es der erste Tod in der Familie. Es war nicht

¹⁵ Johannes

Trauer, was ich empfand, nur etwas mir so Fremdes, Unheimliches, das mich so eigenartig bedrückte. Im Leichenzug schlich ich hinterher. Das kleine Särgelein sah ich nur, als es zur Tür herausgetragen wurde. An das Grab getraute ich mich nicht heran. Von dem, was dabei gesprochen und gesungen wurde, vernahm ich überhaupt nichts. Ich hörte nur, wie die junge Mutter schluchzte und sah nur, wie meine Eltern und Geschwister sich die Augen wischten. Daheim waren dann so viele fremde Menschen mit ins Haus gegangen, dass ich lieber draußen blieb und ziellos auf dem Hof umherging. Und dabei entdeckte ich, dass mein Kranich fehlte. Ich suchte und suchte, ging sogar zu den Nachbarn links und rechts und fragte, doch alles

vergebens. Er war weg und blieb weg. Und diesen Verlust empfand ich eigentlich mehr als den Tod meiner kleinen Nichte.

Als im nächsten Frühjahr die Kraniche wieder aus dem Süden zurückkamen, klang ihr Ruf noch freudiger als bisher. Und als ich mal wieder einen solchen Zug im stumpfen Winkel über unser Dorf dahinziehen sah, da geschah etwas Merkwürdiges: Zwei Kraniche lösten sich plötzlich aus dem Zug und kreisten eine ganze Weile über mir. Das kam für mich so überraschend, denn das hatte ich noch nie beobachtet. Aber erst als die beiden nach einigen Minuten dem Zug wieder nachflogen, kam mir der Gedanke: das war mein Kranich mit seinem Freund. Jubelnd stürzte ich ins Haus: „Mutter, i han unsern Kranich g'seh!“ Als sie etwas ungläubig fragte: „na, wo denn?“ erzählte ich ihr, was ich beobachtet hatte. Sie schüttelte zweifelnd den Kopf. Heute halte ich es sogar für wahrscheinlich, dass es tatsächlich mein Kranich war.

Von den Haustieren hatte ich richtiggehende Freunde nur unter den jungen. Allein unter den Pferden hatte ich auch unter den älteren 1 - 2 ausgesprochene Lieblinge. Maßgebend war dabei für mich immer der "Gesichtsausdruck"! Den gibt es bei Pferden tatsächlich. Es gibt Pferde mit ausgesprochen intelligentem Gesicht. Und die waren meine Lieblinge. Sie verstanden es aber auch, sich im Gespann vor der Arbeit zu drücken und bekamen dafür auch von mir die Peitsche. Bei den jungen Fohlen trat dieser Unterschied an Intelligenz noch deutlicher hervor. Und da hatte ich einmal einen besonderen Liebling, den ich direkt verhätschelte. Wie vor ein paar Jahren das Lämmlein, so wollte ich auch das Fohlen lehren, auf den Hinterbeinen zu gehen und übte das mit ihm. Es gelang aber nicht. Nur wenn ich seine Vorderbeine mir auf die Schultern stellte und selbst rückwärts ging, dann trippelte es mir nach. Und die Folge? - Wenn ich nichts ahnend über den Hof ging, kam es mir manchmal leise nach, warf sich zurück auf die Hinterbeine und stützte sich mit den Vorderbeinen von rückwärts auf meine Schultern. Das geschah natürlich wenig sanft. Mutter schimpfte nur über den Schmutz an meinem Kittelchen, mir waren die blauen Flecke an meinen Schultern wesentlich unangenehmer. Diese "Zärtlichkeiten" hatte ich freilich bald "über", und die Freundschaft hatte ein Ende.

Viel weniger harmlos endete ein paar Jahre zuvor meine Freundschaft mit einem Kätzchen. Mit diesem übte ich selbstverständlich nicht Stehen und Gehen auf den Hinterbeinen. Umso mehr und lieber spielte ich aber mit ihm. Es war ganz außerordentlich anhänglich.

Kaum hatte ich mich auf einen Stuhl oder auf eine Bank gesetzt, so sprang es mir auf den Schoß und begann so herzlich zu schnurren, dass ich es unwillkürlich kraulen musste. Ich tat es gern. Das kleine Lebewesen auf dem Schoß, das sich offenbar so wohl fühlte, war für mich so angenehm, direkt beglückend, wohl weil es mich an das so tief beglückende Gefühl erinnerte, das ich empfand, als meine Mutter mich einmal auf den Schoß genommen hatte. Die Erinnerung an diesen einmaligen Augenblick ist noch heute in mir wach. Sie mag wohl die älteste meines Lebens sein. Ich kann kaum mehr als drei Jahre alt gewesen sein. Jedenfalls weiß ich weder wie, noch warum ich zu Mutter auf den Schoß gekommen bin. Wahrschein-

lich hat Mutter an irgendwelchen Merkmalen erkannt, dass ich krank bin, und hat mich auf den Schoß genommen. Von dem, was vorher und nachher war, fehlt in meiner Erinnerung jede Spur. Einzig das Gefühl schwebt ganz fern und undeutlich in der Erinnerung, das ich empfand, als ich so weich und warm auf Mutters Schoß lag, und sie mir mit ihrer lieben Hand so sanft übers Haar strich. Das war so ungewohnt, so einmalig, und darum wohl so überaus beglückend. - Und wenn das kleine niedliche Tierchen auf meinem Schoß so zufrieden schnurrte, dann hat es mich wohl irgendwie an den glücklichen Augenblick erinnert, den ich auf Mutters Schoß erleben durfte. Und wenn ich mich heute noch an diesen Augenblick erinnere, dann fällt mir stets ein Wort aus einem russischen Märchen von Doroschewitsch ein: "Wo ist das Paradies? - Auf dem Schoß der Mutter ist das Paradies".

Das Spielen mit dem Kätzchen muss wohl etwas länger gedauert haben, denn es trug mir im Hause den nicht gerade schmeichelhaften Beinamen "Katzavatter" ein. Es endete aber auf eine sehr wenig harmlose Weise.

Im Sommer, und ganz besonders während der Dreschzeit, war die Nachtruhe bei uns, auch für den knapp 6 - 7-jährigen Jungen, sehr kurz bemessen. Der Tag und damit auch die Arbeitszeit, dagegen umso länger. Der Sonntag war darum wörtlich ein Ruhetag, d. h., den ganzen Tag über wurde geschlafen. Nur zu den Mahlzeiten wurde man geweckt. Und weil mein Bett im Flur stand, wo ständig aus- und eingegangen wurde, zog ich es vor, mich an den Sonntagen im Getreidespeicher einfach auf den dort bereits aufgeschütteten Getreidehaufen zu legen. Dort war es nicht nur ruhiger, sondern auch weicher und kühler. Vor allem aber herrschte dort ein so angenehmes Halbdunkel. Denn der Speicher hatte außer den kleinen Lüftungsluken nur die beiden Giebelfenster.

Und da geschah es nun, dass an einem Sonntag nach dem Morgenkaffee auch das Kätzchen mir in den Speicher nachgeschlichen war, natürlich nicht wie ich, um dort zu schlafen, sondern in der Erwartung, dass ich dort mit ihm spielen werde. Ich warf mich aber sofort auf den Getreidehaufen und schlief auch sofort ein. Wie lange ich geschlafen haben mag, kann ich mich nicht erinnern. Nur plötzlich wurde ich durch einen heftigen Schmerz an der linken Hand aus dem Schlaf gerissen, und sah das Kätzchen daran hängen. Offensichtlich war ich im Schlaf mit der Linken flach unter das Getreide geraten und hatte die Hand bewegt. Dadurch gerieten die Körner über der Hand in leichte Bewegung, und das Kätzchen erblickte darin eine Aufforderung zum Spiel, sprang zu und krallte sich an dem verrutschten Spielzeug fest. Ich erwischte es natürlich sofort und schleuderte es ziemlich unsanft weit von mir. Die tiefen Kratzer zwischen Daumen und Zeigefinger waren gute zwei Zentimeter lang und schmerzten sehr. Ob ich dies das doch ganz unschuldige Kätzchen irgendwie entgelten ließ, erinnere ich mich nicht. Die Schmerzen ließen auch bald nach. Jedenfalls hätten sie mein Verhältnis zu dem lieben Tierchen kaum ernstlich gefährdet. Dass der Vorfall dennoch mein Verhältnis zu den Katzen entscheidend beeinflusste, hatte einen anderen Grund. Wie wenig ich dem Kätzchen zürnte, ist schon daraus zu ersehen, dass ich zu niemand im Hause von der Verletzung sprach, sie überhaupt nicht beachtete, - ich war gewöhnt, viel Schlimmeres einfach hinzunehmen. Nur als nach zwei oder drei Tagen meine Hand zu schwellen begann, und dann der ganze Arm bis zur Schulter blau anlief, und mir schwindlig im Kopf wurde, auch die Beine zu wackeln begannen, dass mir bei der Arbeit auf dem Dreschplatz das Gehen und Stehen schwerfiel, da ging ich zur Mutter und zeigte meinen Arm. Sie betrachtete ihn eine ganze Weile und sagte dann "Wenn d'r Drasch fertig isch, gehsch nunter und legsch di na". Ob und wie ich diese Anordnung befolgt habe, ist mir nicht rememberlich. Jedenfalls habe ich diese schwere Blutvergiftung glücklich überstanden. Dass ich sie meinem Liebling, dem kleinen

Kätzchen zu verdanken hatte, hätte ich auch ohne die spöttischen Bemerkungen der Erwachsenen gewusst. Lieb gehabt habe ich das kleine Tierchen auch weiter, gespielt aber habe ich nicht mehr mit ihm.

Zum Schluss noch ein Erlebnis mit einem Tier, das ich nicht nur nicht geliebt, sondern direkt gefürchtet habe. Dass dieses Erlebnis mir trotzdem in der Erinnerung haften geblieben ist? Doch wohl, weil es mir zum ersten Mal gezeigt hat, dass man auch einem Tier gegenüber, das man fürchtet und hasst, dennoch freundliche Gefühle haben kann, sogar haben muss, wenn man sieht, dass es leidet.

Als unsere Vorfahren nach SüdRussland kamen, war die Steppe eine Wildnis, in der mehr wilde Tiere lebten als Menschen, darunter auch solche, die man nicht lieben konnte, sondern fürchten und hassen musste.

Wölfe

waren keine Seltenheit und richteten zuweilen erheblichen Schaden an. Die Kolonisten organisierten sehr bald gemeinsame Treibjagden auf sie. In Dutzenden von deutschen Dörfern mussten am gleichen Tag von jedem Hof mindestens ein Reiter, meist nur mit einem Knüttel bewaffnet, sich am Morgen am Gemeindehaus einstellen und von da ging es dann in Gruppen nach allen Richtungen mit lautem Hallo zum Dorf hinaus. Zu meiner Zeit war es schon eine Seltenheit, wenn dabei ein Wolf "zu Schaden" kam. Für die großen Buben war es trotzdem ein großes Vergnügen, wenn auch mancher von ihnen mit einem gehörigen "Wolf" an seiner "Sitzgelegenheit" am Abend heimkam. Reitersattel gab's nämlich nicht. Ich selbst habe nie einen Wolf im Freien zu Gesicht bekommen. Etwas öfter soll es vorgekommen sein, dass ein Bauer im Frühjahr beim Ackern auf seinem Feld eine Wolfshöhle mit jungen Wölfen entdeckte und ausräumte. Die Regierung zahlte dafür und für das Erlegen eines erwachsenen Wolfes eine Prämie von etlichen Rubeln.

An einem Sonntag im Sommer erfuhr ich von einem Spielkameraden, dass ein Bauer im 6 km entfernten Nachbardorf einen solchen jungen Wolf großgezogen habe und ihn an einer Kette im offenen Schuppen halte. Für mich stand sofort fest: den musst du sehen. Und weil der Kamerad damit einverstanden war, marschierten wir los und fanden auch den Schuppen mit dem Wolf. Wölfe haben auf mich immer einen etwas "verkommenen" Eindruck gemacht, auch die im Zoo, die doch schon mehr oder weniger gepflegt sein mussten. Obwohl ich für Wölfe nichts weniger als Sympathie empfand, - dieses arme Tier tat mir in der Seele leid. Bis auf Haut und Knochen abgemagert und mit wirr zerzausten Haaren lief es an der kurzen Kette ununterbrochen am Schuppeneingang auf und ab. Einen förmlichen Hohlweg hatte das arme Tier schon ausgetreten. Mehrere Menschen standen neben uns und betrachteten es neugierig. Es sah keinen von uns an. Für das arme Tier gab es die ganze Welt nicht mehr. Nur bloß von der Kette!... Ich bin viele Tage lang dieses Bild nicht losgeworden.

Mancher mag das für Gefühlsduselei halten. Es war alles andere als das. Ich hatte schon oft gehört und manchmal sogar gesehen, wie Tiere geschlachtet wurden. Und in meiner Kindheit wusste man von vorhergehender Betäubung noch nichts! Auf Anordnung meiner Mutter hatte ich sogar selbst manchem jungen "Hahnerle" den Kopf abgehackt. Das musste sein und war "in Ordnung". Aber vollständig unnötig, nur zum eigenen und anderer Leute Spaß, ein Tier monatelang ununterbrochen Tag für Tag so zu quälen, - nein! tausendmal nein!

Was das alles mit der Schule zu tun hat? - Damals hätte wahrscheinlich auch ich geantwortet: gar nichts. Viele, sehr viele würden und werden wahrscheinlich auch in meinem jetzigen Alter ebenso antworten, nicht zuletzt gerade die Absolventen der höheren und Hochschulen. Gerade sie sind es, die die Ansicht vertreten, dass man nur in der Schulklasse und im Hörsaal lernen könne, dass nur der als gelehrt gilt, der ein Abgangszeugnis oder ein Diplom vorweisen kann. Ich bin schon seit langem anderer Meinung. Auf die Frage, was das alles mit der Schule zu tun habe, würde ich schon seit langem nicht mehr Nichts antworten. Im Gegenteil, heute weiß ich, dass ich beim Ackertreiben, beim Schafehüten und bei so vielen anderen Arbeiten auf dem Hof und auf dem Feld auch "in der Schule" war, und zwar in einer ganz guten Schule, in mancher Hinsicht sogar besseren, als die, in der ich eigentlich hätte sitzen müssen. Aber trotzdem, zurück zur Schule (nun aber ohne Gänsefüßchen!).

Wenn ich heute versuche mir wieder in Erinnerung zurückzurufen, wie es damals in der Schule war, dann muss ich zu meiner eigenen Überraschung feststellen, dass ich dort, wenigstens in den erst 4-5 Jahren, eine etwas sonderbare Rolle gespielt - nein nicht aktiv gespielt, sondern mehr passiv miterlebt habe. Es war wohl gewissermaßen nur eine Fortsetzung dessen, was und wie es daheim war. Wie ich da, wenn ich irgendwo nicht im Haus oder auf dem Hof "gebraucht" wurde, mich am liebsten in meine Spielecke zurückzog und mir dort meine eigene Welt baute, so suchte ich auch hier, mich aus dem großen, oft so lauten Haufen nach Möglichkeit herauszuhalten. An ein "Sichzurückziehen" konnte hier natürlich nicht gedacht werden. Im Klassenzimmer saß man mit 8, 9 und mehr Kameraden dicht zusammengedrängt auf einer Bank. Und in den Pausen war der Raum auf dem Schulhof auch beschränkt. Der Hof war ja gleichzeitig auch der Wirtschaftshof des bei der Schule wohnenden Lehrers, der sich, zwar etwas weniger, aber doch der Größe seiner Familie entsprechend, Vieh und Geflügel halten musste. Bei den oft sehr stürmischen Spielen der Klassenkameraden war ich selten aktiv dabei, nur wenn ich von ihnen mitgerissen wurde. Ich war auch hier meist nur Beobachter.

Beim Unterricht war ich aber stets "dabei". Er verursachte mir auch durchaus keine geistigen Strapazen. Es war ja mehr als bescheiden, was da "gelehrt" wurde, vielleicht richtiger gelehrt werden konnte: Lesen, Schreiben, ein wenig Rechnen (lange nicht alle erlernten das kleine Einmaleins auswendig, und die, die es lernten, hatten es nach wenigen Jahren wieder vergessen). Hauptfach war Religion. Die Religionsstunde war es, mit der nach der kurzen Morgendandacht jeden Tag der Unterricht begann. Aber keineswegs, weil etwa der Lehrer es so haben wollte, sondern auf Anordnung der damaligen Schulobrigkeit, der Kirche. Für mich war diese Stunde - wenigstens in den ersten Schuljahren - die weitaus interessanteste und wichtigste. Aber aus einem ganz anderen Grunde, als sie es für die Kirche war. Was uns in der "kleinen Schule", in der wir die ersten zwei, drei Jahre saßen, der Lehrer in diesen Stunden so schön erzählte, ersetzte mir vollständig die Märchen, die mir meine liebe Mutter leider nicht erzählen konnte, weil sie sie entweder nicht kannte, oder weil sie dazu keine Zeit hatte. Auch ein Büchlein, "Biblische Geschichten" bekam ich, das auf der ersten Seite das sehr eindrucksvolle Bild des lieben Gottes trug, wie er in grauem wallenden Haar und Bart und ernst-freundlichem Gesicht mit segnend erhobenen Händen aus einer Wolke auf die Erde herabblickte, sein Haupt von einem mächtigen Kranz breiter Lichtstrahlen umgeben. Später, als das viele Auswendiglernen von Katechismus, Bibelstellen und Gesangbuchliedern begann, da wurde der Religionsunterricht weit weniger interessant. Mir selbst bereitete das Auswendiglernen wenig Schwierigkeiten. Für einige meiner Kameraden wurden die Religionsstunden aber sehr unangenehm, weil ihnen das Auswendiglernen weniger leicht fiel als mir, und die Mittwoch- und Samstag-, an denen "Aufsagen" auf dem Stundenplan stand, waren für sie wahre Schreckens-

tage. Wer eben die aufgegebenen Katechismus- und Bibeltexte und Gesangsbuchverse nicht auswendig "aufsagen" konnte, musste die dafür fälligen "Tatzen" und Stockschläge einstecken.

Dass wir anderen diese Strafen für verdient hielten, weil wir das Versagen der Kameraden nur mit Faulheit erklären konnten, das ist und war begreiflich, dass aber auch der Lehrer nicht besser Bescheid wusste, ist weniger verständlich und noch weniger entschuldbar. Fast alle diese - nach unserer Ansicht - Faulenzer sind dann ganz tüchtige Bauern und geachtete Gemeindeglieder geworden.

Wenn ich vorhin sagte, dass ich beim Unterricht immer "dabei gewesen" sei, so bedarf dies einer kleinen Korrektur. "Dabei" war ich wohl, und zwar tatsächlich ganz. Aber, was mir selbst erst viel später bewusst wurde, eigentlich nicht als Dazugehörender, als Mitbeteiligter, sondern mehr als passiver Zuhörer, Beobachter; Schreiben, Lesen, Rechnen, Aufsagen - das machte ich genau so mit, wie alle andern. Und für das, was der Lehrer vortrug, war ich wohl einer der aufmerksamsten Zuhörer. Nur seine an alle gerichteten Fragen brachten mich aus irgendeinem Grunde in eine Art Verlegenheit, und zwar immer gerade dann, wenn ich die Antwort darauf, was verhältnismäßig oft der Fall war, sehr wohl wusste. Wie allgemein üblich, hatte man in solchem Falle den Zeigefinger hochzuheben. Und gerade das verursachte mir ausgesprochene Hemmungen, die ich nur in ganz seltenen Fällen überwinden konnte. Mein jeweiliger Banknachbar zur Linken (weil ich immer gern am "unteren", zur Außenwand gerichteten Bankende saß, musste ich, wenn ich zum Katheder blickte, stets mit halber Linkswendung sitzen) hatte davon immer einen Vorteil. Kaum hatte ich die Antwort ganz leise vor mich hingemurmelt, schoss auch schon prompt sein Zeigefinger hoch. Mit der Zeit muss der Lehrer doch wohl aber den Sachverhalt erraten haben, denn manchmal rief er nicht ihn, sondern mich auf: "Nun, Heinrich, willst's nicht auch mir sagen?" Schuldbewusst und sehr verlegen stand ich auf und sagte es ihm. Mit freundlichem Lächeln und Kopfnicken quittierte er schweigend die Antwort.

Geschrieben und gerechnet wurde ausschließlich auf der Schiefertafel. Nur das "Schönschreiben" wurde mit Feder und Tinte im Heft geübt. Beides, Rechnen wie Schönschreiben bereitete mir manchmal großen Kummer. Nicht, dass es damit etwa nicht "geklappt" hätte. Im Gegenteil. Ich hatte es in verhältnismäßig kurzer Zeit zu einer ganz leidlichen und in den letzten Jahren sogar guten Handschrift gebracht. Und auch im Rechnen war ich immer unter den Besten. Mein Kummer war das damals wohl in allen unseren Schulen übliche "Setzen". Die Schüler wurden nach Qualität und Fixigkeit der Leistung "gesetzt". Der Beste bekam den "obersten" Platz am Mittelgang auf der ersten, vordersten Bank, der Schlechteste auf der hintersten Bank unten an der Außenwand. Es sollte zu Fleiß und Eifer anspornen, mag wohl auch bei vielen den Zweck erfüllt haben. Mir war es ein Schrecken und hat mir viel Kummer bereitet. Im Lesen, Schreiben und Aufsagen absichtlich Nichtkönnen zu simulieren, war schwer, wäre auch ein direkter Betrug gewesen, und das war ja doch eine schwere Sünde. Da half nichts, da musste man Farbe bekennen. Beim Rechnen aber ging's ganz gut. Da wurde vom Lehrer die Aufgabe diktiert, und wer sie gelöst hatte, musste seine Tafel zum Katheder bringen und dort aufstapeln. Wer seine Tafel mit der richtigen Lösung zuerst abgegeben hatte, wurde der Klassenoberste und bekam seinen Platz in der ersten Bank am Mittelgang. Dass dieser Platz von allen so heiß begehrt wurde, war mir unbegreiflich. Für mich war er ein wahrer Schrecken. Warum? Das frage ich mich heute noch. Zu einem gewissen Teil wahrscheinlich, weil knapp zwei Schritte links schon die Mädchen saßen, deren Nähe mich hemmte und

irgendwie irritierte. Sonderbarerweise fiel es mir da nicht schwer zu simulieren, absichtlich langsam zu rechnen, und wenn die Lösung dennoch zu früh erreicht war, absichtlich ruhig sitzen zu bleiben, bis ein paar andere ihre Tafeln abgeliefert hatten. Nur einmal hat es damit nicht geklappt. Und da war dann die Sache doppelt unangenehm. Ich schickte mich wieder so an, noch ein Weilchen zu warten, bis andere ihre Tafeln abgeliefert haben, hatte aber nicht bemerkt (ich saß wieder zuunterst auf der Bank am schmalen Gang an der Außenwand), dass der Lehrer die ganze Zeit hinter meinem Rücken gestanden und mir beim Rechnen zugehört hatte. Noch heute erinnere ich mich, wie maßlos ich erschrak, als plötzlich seine Hand über meiner rechten Schulter hervorkam und meine Tafel ergriff. Schweigend trug er sie zum Katheter und legte sie als Erste dort ab. Und die Folge? - Ich war der "Oberste" geworden und musste den Platz auf der vordersten Bank am Mittelgang einnehmen. Sicher hat der Lehrer mir gut wollen. Ob er wohl geahnt hat, welchen Bärendienst er mir mit seiner Freundlichkeit erwiesen hat?

Die Hauptursache meines eigentümlichen, nicht ohne weiteres verständlichen Verhaltens wird wohl in einer Veranlagung zu suchen sein. Vieles davon mag wohl aber auch auf den "Geist" zurückzuführen sein, der in der Schule herrschte. Dieser Geist herrschte aber durchaus nicht nur in der Schule, sondern ebenso auch daheim und im ganzen Dorf (ob auch in anderen Dörfern?). Nicht die Vermittlung von Wissen und Kenntnissen war die Aufgabe der Schule. (Wohlgemerkt, was ich hier diesbezüglich schreibe, gilt nur für meinen Geburtsort und für die Zeit meiner Kindheit!). Wie das Gebäude in erster Linie als Bethaus geplant und gebaut worden war und nur a u c h als Schulhaus diente, erst viele Jahre später zum Nur-Schulhaus wurde, nachdem mitten auf der Straße ein schönes Bethaus erbaut worden war, so war es auch Hauptaufgabe der Schule, aus den Kindern gute fromme Christen zu machen. Und darum war der Religionsunterricht das bei Weitem wichtigste Fach. Ihm war täglich die erste Stunde gewidmet. Und es waren l a n g e Stunden, die Religionsstunden! Schon das Lesen war weit weniger wichtig. Es musste freilich gelernt werden, da man ja als Christ doch die Bibel lesen und in der Kirche die Gesangbuchlieder mitsingen musste. Ansonsten wäre es eigentlich auch ganz überflüssig gewesen. Denn zu lesen gab es ja eh sonst nichts. Lange nicht in jedem Haus gab es außer der Bibel, dem Gesangbuch noch höchstens den "Volkskalender" und auch der trug stets mit Recht das Beiwort "Christlicher". Selbstverständlich waren Bibel und Gesangbuch auch in der Schule die einzigen Lesebücher, und zwar sogar noch nach der Jahrhundertwende. Sicher habe nicht nur ich, sondern wohl kaum auch ein anderer meiner Mitschüler dies als Mangel erkannt oder empfunden. Wir wussten ja gar nicht, dass es auch einen anderen Lesestoff gibt. Die Evangelien mit den Schilderungen des Lebens Jesu und seiner Wunder habe ich nicht minder gierig "verschlungen", als später dann (jedoch nicht in der Schule) die Märchen. Und weder die einen noch die anderen waren für mich M ä r c h e n. Beide waren für mich reale Wirklichkeit. Aber wenn man auch das interessanteste und schönste Buch Jahr für Jahr mehrere Monate lang tagtäglich immer wieder und wieder lesen muss, dann verliert es doch, und sogar gründlich, seinen Reiz, auch die Evangelien und die Märchen. Dass dann in so vielen Häusern die Bibeln oft Jahrzehnte lang unberührt in den Schubladen lagen und nur auf Verlangen des Lehrers den Kindern in die Schule mitgegeben wurden, das war nur zu erklärlich. Freilich kam es manchmal auch vor, dass Erwachsene, besonders jüngere Jahrgänge, ab und zu nach der Bibel griffen. Aber das geschah in den weitaus meisten Fällen durchaus nicht, weil diese etwa in ihrer Seelennot dort Trost und Rat suchten. Sie suchten nur die leider viel zu zahlreichen Stellen des Alten Testaments, die, ständen sie in einem anderen Buch, als ausgesprochene Pornographie, in keinem anständigen Hause geduldet würden. Leider muss ich gestehen, dass auch ich auf Anweisung Erwachsener schon als Kind solche Stel-

Lehrer. Wohl darum, weil es "von oben" vorgeschrieben, aufgezwungen war. Ganz unerklärlich ist mir heute noch, dass sich meine, und nicht nur meine, sondern auch die Einstellung einiger meiner Altersgenossen zu diesem Unterrichtsfach ganz wesentlich änderte, als ein vom staatlichen Schulinspektor ernannter junger Russe (eigentlich war es ein russifizierter Rumäne) das Fach übernahm. Fast plötzlich fand ich Gefallen an der Sprache, und nicht nur an ihr, sondern am Lernen überhaupt. Nach knapp zwei Jahren wurde ich mit zwei Kameraden zur Abschlussprüfung, vor einer eigens dazu aus der gute 80 km entfernten Kreisstadt erschienenen Kommission, zugelassen und habe sie auch, sogar mit Belobigung, bestanden.

Worauf der Wandel in meinem Verhältnis zur Schule und zum Unterricht überhaupt zurückzuführen ist? - Die Hauptursache lag wohl in dem so ganz anders gearteten Verhalten dieses volksfremden Lehrers zu uns Schülern. Schon sein erstes Erscheinen in der Klasse war für uns so etwas wie eine Sensation. Mit einem aufrichtig freundlichen, strahlenden Gesicht kam er zur Tür herein, ließ das Katheder "links" liegen, und sein russischer Gruß klang direkt kameradschaftlich-freundlich. Rein gar nichts von dem tiefen, steifen, fast traurigen Ernst, den wir gewohnt waren. Und obwohl die sprachlichen Voraussetzungen fehlten (er sprach kein Wort deutsch), stellte sich sofort ein Kontakt her. Wir verstanden uns, obwohl vieles von dem Gesprochenen unverstanden blieb. Er brachte uns gleich auch ein ganz anderes Lesebuch mit. Es war wohl nicht nur für mich eine große Enttäuschung, dass er wenige Wochen nach unserer Abschlussprüfung durch einen anderen, aber bereits grauhaarigen Russen ersetzt wurde. Für mich war die Enttäuschung doppelt. Trotz gut bestandener Abschlussprüfung musste ich in Einhaltung der kirchlichen Verordnung ein ganzes Jahr weiter zur Schule gehen und geistig "wiederkäuen".

Und nun abschließend - was vielleicht besser gleich zu Anfang hätte gesagt werden müssen - ein paar allgemeine Bemerkungen:

Anfangs saßen alle Kinder, von den Abc-Schützen bis zu den "Konfirmanden", in einem Klassenraum und wurden von einem einzigen Lehrer unterrichtet. Zu meiner Zeit gab es aber bereits fast in jedem Dorf schon eine "kleine Schule" für die Abc-Schützen und die 2 oder 3 folgenden Jahrgänge sowie die "große Schule" für die älteren Jahrgänge bis zur Konfirmation. In der großen Schule unterrichtete der Lehrer, der in den meisten Fällen auch "Küster" war und in Abwesenheit des Pastors auch die gottesdienstlichen und sonstigen kirchlichen Handlungen zu vollziehen hatte. In der kleinen Schule aber, wo der Unterricht nach den damaligen Vorstellungen der Siedler ja doch viel weniger Wissen und Kenntnisse voraussetzte, da genügte der "Provisor". Schon der Name, den man ihm gegeben hat, ist kennzeichnend für die Rolle, die ihm zugedacht war. Meist war es ein Anfänger und die Tätigkeit, die er ausübte, tatsächlich nur ein Provisorium. Oft war er gleichzeitig auch Gemeindeschreiber und seine Arbeit in der Schule mehr eine nebenberufliche Beschäftigung. Trat schon beim "Küsterlehrer" der Lehrer nicht nur im Namen, sondern auch in seiner Tätigkeit hinter dem Küster zurück, so erst recht im "Provisor" neben dem, was er nicht nur provisorisch betrieb. Beides ist kennzeichnend für die Einstellung der Siedler zur Schule in den ersten Jahrzehnten. Manches ist mit der Zeit auch darin besser geworden. Nachdem Mitte der neunziger Jahre der Lehrer der russischen Fächer vom amtlichen (russischen) Schulinspektor ernannt wurde (der Gemeinde war nur noch das Vorschlagsrecht belassen) fiel der "Provisor" von selbst weg, da nun fast überall ohnehin zwei Lehrer an jeder Schule tätig waren.

Erwähnt darf hier auch noch eine Tatsache werden, die in Bezug auf die Schule in der alten Heimat auch von einigem Interesse ist. Für unsere heutige Generation dürfte es nicht ganz

ohne Interesse und vor allem nicht ohne weiteres erklärlich sein, warum wohl seit Mitte der neunziger Jahre gerade die Wohlhabenderen und gar Reichen ihre Söhne in die Wernerschule schickten und Lehrer werden ließen, wo diese doch daheim in der Wirtschaft viel vorteilhafter und zweckdienlicher am Platz gewesen wären, da sie ja doch sehr bald den Hof und die Ländereien der Väter als Erben antreten und bewirtschaften sollten. In der Regel taten sie das Letztere auch, jedoch erst, nachdem sie vorübergehend einige Jahre lang den Lehrerberuf ausgeübt hatten. Die Erklärung für diese Erscheinung? - In Russland war der Lehrer frei vom Soldatendienst, und zwar musste der junge Mann mindestens bis zu seinem 25. - 26. Lebensjahr, d. h. solange er militärdienstpflichtig gewesen wäre, Lehrer sein. Danach konnte er ruhig jeden anderen Beruf ausüben, also auch getrost Landwirtschaft treiben. Auch hier also nicht Lehrer, sondern Provisor, aber ohne Gänsefüßchen!

Für uns Evangelische schloss die Schule mit der

Konfirmation.

Den Konfirmations-Unterricht behielt sich aber der Herr Pastor selbst vor. Und da sich selten ein Dorf einen eigenen Pastor leisten konnte, waren stets mehrere, oft über ein Dutzend, Dörfer zum sogenannten Kirchspiel zusammengeschlossen. Die Folge davon war, dass die Gottesdienste in den einzelnen Dörfern oft nur 3 - 4 mal im Jahr vom Pastor selbst, an den übrigen aber vom "Küster" abgehalten werden mussten. Und eine weitere Folge war, dass darum alle Konfirmanden des ganzen Kirchspiels 4 Wochen vor Palmsonntag (dem Konfirmationstag) nach dem "Kirchspielsdorf", dem Sitz des Pastors, gebracht und dort für 4 Wochen bei Verwandten oder Freunden untergebracht werden mussten.

Der Unterricht bestand natürlich wieder, wie in der Schule, im Bibellesen und Auswendiglernen von Katechismus, Bibelsprüchen und Gesangbuchversen. Dass der Herr Pastor darin bessere Erfolge erzielt habe, als der Lehrer daheim, kann durchaus nicht behauptet werden. Ein - übrigens sehr erfreulicher - Unterschied bestand nur darin, dass hier die "Tatzen" und Stockschläge ausblieben, durch schweren, tiefensten Tadel und Ermahnungen ersetzt wurden.

Im Grunde genommen bestand der ganze Konfirmationsunterricht tatsächlich nur in einer Konfirmation, das heißt Bestätigung dessen, was wir in der Schule in den ungezählten Religionsstunden gelernt hatten. Mir hat er jedenfalls absolut nichts Neues geboten. Etwas andersgeartet waren die Kommentare des Pastors. Sie gingen aber fast ausnahmslos "über die Köpfe hinweg". Ein Pädagoge war er nicht.

Ganz neu war für mich eine Entdeckung, die ich hier machte, die aber mit dem Unterricht, den der Pastor erteilte, nun schon rein gar nichts zu tun hatte. Bei den gelegentlichen Begegnungen mit den gleichaltrigen Buben und Mädchen aus dem Heimatdorf stellte ich ganz unerwartet fest, dass sich meine Beziehungen zu dem Mädchen, das auf der Seite der Mädchen, genau wie ich auf der Seite der Buben, als Zweite gesessen hatte und mit der ich genau so wenig "Verkehr" hatte, mir nun auf einmal so ganz anders wurden. Erst jetzt entdeckte ich, dass sie so schlank und rank gewachsen war, immer so sauber und nett gekleidet war, so ein liebes freundliches Gesicht und besonders so wunderbar blaue Augen hatte. Vor allem aber war da etwas in mir selbst, was mich in ihrer Gegenwart so eigentümlich hemmte, mich zu ihr hinzog und doch gleichzeitig hinderte, mit ihr zu sprechen, ihr offen und harmlos, wie früher, ins Gesicht zu sehen. Ich kam mir selbst so tölpelhaft, so unbeholfen vor, wusste nicht, wohin

mit den Händen, suchte nach einer Begegnung mit ihr, wich aber, wenn ich sie von ferne sah, sofort aus. Kurz, ich erkannte mich selbst nicht mehr. Erst viele Wochen später, daheim, wurde ich mir bewusst, dass ich "sterblich" in das Mädchen verliebt war. Und als ich im Winter darauf im Bücherschrank meines älteren Bruders (er war die letzten Jahre mein Lehrer gewesen) unter vielem anderem auch Schillers "Glocke" zum ersten Mal las, stellte ich mit einiger Überraschung und zum Teil innerer Befriedigung fest, dass es anscheinend auch andern genau so ergangen ist. Ihren Spuren bin ich zwar nicht gefolgt, wie er.

Das hätten ja doch auch andere gesehen. Und meine Gefühle so zur Schau stellen, dazu waren sie viel zu "heilig". Aber bei meinen häufigen einsamen Spaziergängen im Wäldchen hinter dem Dorf, da zog es mich mit unwiderstehlicher Gewalt hinauf an das andere Waldende, zum Wäldchen, das zu "ihrem" Hof gehörte. Und wie selig, wie unendlich glücklich war ich, wenn ich träumte, dass auch ich einmal mit meiner so innig geliebten Th. genau so still und traulich am kleinen Tischchen am warmen Ofen sitzen werde, wie ich meinen Bruder mit seiner jungen Frau einmal sitzen sah!.....

Nach einem weiteren Jahr ging's dann hinaus in die "Fremde".... Und aus den Augen, aus dem Sinn? - Nein, das nicht. Im Gegenteil.

Aber um das zu beweisen, muss ich etwas erzählen, das eigentlich erst später "fällig" wäre. In der Fremde (sie war übrigens knappe 25 km von meinem Heimatdorf entfernt) traf ich einen alten Kameraden aus einem andern Dorf. Er trug einen goldenen Ring am Finger, ich dagegen einen schwarzen aus Ebonit mit einem eingelegten schmalen Silberstreifen. Der gefiel ihm so gut, dass er mir einen Tausch vorschlug. Sein goldener gefiel mir durchaus nicht so sehr, aber der Gedanke, dass ich ihn einmal bei passender Gelegenheit vielleicht meiner lieben Th. werde an den Finger streifen können, der war einfach überwältigend. Ich muss sehr befürchten, dass mein lieber Freund meine so freudige Zustimmung zum Tausch wahrscheinlich ganz falsch gedeutet hat. Doch wenn er tatsächlich geglaubt hat, dass es des Goldes wegen geschehen sei, dann hat er sich eben geirrt. Eines aber muss ich gestehen: Meine liebe, liebe Th. hat den Ring nicht bekommen. Eine andere bekam ihn. Doch davon vielleicht später einmal. Hier nur so viel: Als ich ihn etwas später wieder zurückverlangte, gab sie ihn mir nicht. Ich darf aber auch von ihr annehmen, dass es nicht des Goldes wegen geschah.

Und nun ein paar Erinnerungen, die mit dem Thema Schule nur zeitlich zusammen hängen. Die erste ist eigentlich nur eine kurz Ergänzung zu dem, was ich über meinen ersten Schultag bereits gesagt habe. Es betrifft das Abc-Buch, das uns damals der Lehrer gab.

Zuvor ein paar Worte über diesen Lehrer. Er unterschied sich von meinen anderen Lehrern erst einmal dadurch, dass er alt war und bereits ganz graue Haare hatte, vor allem aber auch das Büchlein, das wir ihm abkaufen mussten. In meinem Bericht über meinen ersten Schultag schrieb ich, dass ich beim Blättern in dem Büchlein auf das Märchen vom Wolf und den sieben Geißlein stieß. Wie die Fibeln aussahen, die die Abc-Schützen vor und nach mir erhalten haben, weiß ich nicht. Zu meiner Schande muss ich gestehen, dass mich das sogar auch dann nicht interessierte, als ich selbst Lehrer in einem Nachbardorf war.

Als Absolvent eines (natürlich russischen) staatlichen Lehrerseminars war ich "Russalehrer" und daher interessierte mich die russische Fibel erheblich mehr, als die deutsche. Denn dass diese sowohl an die Schüler, als auch an den Lehrer weit größere Ansprüche stellte, als die deutsche, das dürfte nicht schwer zu verstehen sein. Konnte doch keines der Kinder auch nur ein Wort Russisch. In meiner Erinnerung besteht daher ein Widerspruch zwischen dem, was

ich über den "Geist" geschrieben habe, der in der Schule herrschte und mich so bedrückte, und diesem Büchlein mit dem Märchen und dem schönen "Gockel", der - ich weiß nicht mehr genau - auf der ersten oder der letzten Seite abgebildet war. Die Erklärung dieses Widerspruchs möchte ich bei dem alten Lehrer suchen, der diese Fibel allem Anscheine nach für uns eigens aus dem "Reich" verschrieben hatte (In Russland wurde damals so etwas nicht hergestellt). Der alte Mann vertrat damals augenscheinlich den "Provisor". Er war der Vater des Lehrers, der in der "großen Schul" unterrichtete, auch Küster war, und bei dem er (verwitwet) lebte. Der alte Mann war allem Anscheine nach ein jüngerer - heute würde man sagen: modernerer Pädagoge - als unsere damaligen jungen Schulmeister.

Bei den kurzen Ausführungen über die Einführung des Russischen in unseren Volksschulen erwähnte und beschrieb ich auch kurz das Lehrbuch. Soviel ich mich entsinne, war es keine Fibel, sondern eher ein Lehrbuch für Erwachsene, die bereits lesen und schreiben konnten. Dass und wie ich das Lesen und Schreiben der kyrillischen Schrift erlernt habe, daran kann ich mich nicht erinnern. Jedenfalls konnte ich schon russische Schrift lesen, als mir mein bereits mehrmals genannter 10 Jahre älterer Bruder (er besuchte damals die "Zentralschule") ein dünnes Büchlein mitbrachte, bei dessen Anblick ich in ein schallendes Gelächter ausbrach. Warum ich, der ich sonst immer so still und duckmäuserisch umherging, nun auf einmal so laut lachen musste, ist mir auch heute noch immer ein Rätsel. Das Bild auf dem rotgelben Deckel des Büchleins enthielt rein gar nichts Lächerliches. Es stellte einen ganz lieben kleinen Russenjungen dar, der in einem runden Fensterchen saß und ganz versonnen in die Welt hinausschaute. Noch heute habe ich das maßlos erstaunte Gesicht meines Bruders vor Augen, das mein Lachen ebenso plötzlich verstummen machte, wie es ausgebrochen war. In großer Verlegenheit zeigte ich mit dem Finger auf das Bild: "Der Bu hockt jo em'a runda Fenschterle!". Was daran so sehr komisch war? Für den Erwachsenen, besonders einen von heute, natürlich rein nichts. Aber wenn ich mir's heute ein wenig bedenke, - für einen 8 - 9-jährigen Bauernjungen vielleicht doch allerhand. Oder muss man unbedingt wie ich 8 Jahre lang Psychologie und Pädagogik als Hauptfach gelernt haben, um zu begreifen, dass man im Bild sehr wohl etwas darstellen kann, was in der Wirklichkeit vollständig "unvorstellbar" ist? Woher sollte ich damals wissen, dass es auch runde Fenster gibt? Ich hatte solche weder in der Wirklichkeit, noch auch in einem Bild gesehen. Und dass dann ein Junge sich ausgerechnet in ein solches Fenster setzen sollte? Und noch dazu mit einem unschuldigen, verträumten Gesicht? Aber ich will hier ja nicht mit psychologischen Betrachtungen langweilen. Für mich war es aber eine große Entdeckung. Was ich an Büchern nach dem Abc-Buch in die Hand bekommen hatte, waren: die Bibel, das Gesangbuch und der Katechismus. (Der Kalender stand in Vaters kleinem Bücherschränkchen in der "Vorderkammer", dem Schlaf- und Wohnraum der Eltern, wo wir Kleinen nichts zu suchen hatten). Und nun sah ich, dass es nicht nur solche, im wahrsten Sinne furchtbar ernste, ja sogar strenge, sondern auch so harmlose, ja sogar heitere Bücher gab, über die man sogar richtig lachen kann. War es vielleicht auch etwas Ähnliches, was zu dem raschen "Kontakt" mit dem jungen russischen Lehrer verhalf?

Es mag 1-2 Jahre später gewesen sein, da brachte mir mein Bruder genau zu Weihnachten ein zweites, sehr großes Buch, einen ganzen Jahrgang einer Kinder-Zeitschrift - ich glaube "Kinderboten" hieß sie - von ihm selbst gebunden. Wie er zu dieser Zeitschrift gekommen ist, weiß ich nicht. Weder vorher noch nachher habe ich sie zu Gesicht bekommen. Und dass er sie selbst gebunden hat, kam so: Er hatte sich mit einem Klassenkameraden, dessen Vater Buchbinder war, besonders befreundet, hatte dort viel im Hause verkehrt und dabei dem Vater bei seiner Arbeit oft zugesehen. Diese ihm ganz fremde Arbeit hat ihn so sehr interessiert, dass er

sie selbst erlernen wollte. Dem Meister gefiel dies doch wohl und er erteilte ihm die nötigen Anweisungen.

Die Zeitschrift hatte das Format unserer heutigen "Illustrierten". Gebunden ergab der Jahrgang einen dicken Folianten. Als ich es bekam, lag ich gerade krank im großen Saal unseres neu erbauten Hauses. Das Haus war noch nicht ganz bewohnbar. Der Saal und zwei weitere Räume waren noch nicht gedielt. Ich war trotzdem dort untergebracht, weil ich dort den anderen mehr "aus'm Weg" war. Und weil auf diese Weise auch sie mir "aus'm Weg" waren, empfand ich dieses "Abgeschobenwerden" aus dem gemütlicheren, bewohnbaren Teil des Hauses durchaus nicht als Benachteiligung.

Mein Bruder war der Einzige in der Familie, der meine geistige Entwicklung sehr genau beobachtete und zwar mit großer, von mir leider viel zu spät erkannter und gebührend geschätzter Anteilnahme. Auch er wird aber kaum erkannt haben, wie sehr er mit diesem Buch mein ganzes Leben bestimmt hat. Jahrelang war es das Einzige, was mich überhaupt interessierte. Die Schulaufgaben mussten natürlich gemacht werden. Sie bereiteten mir ja auch keine Schwierigkeiten und beanspruchten darum auch nicht viel Zeit.

Dass sie stets so rasch wie nur möglich erledigt wurden, dafür sorgte das Verlangen nach dem Buch. Ich habe es nicht - wie man oft zu sagen pflegt - verschlungen, nein, aber mit einer mir auch heute noch so gut erinnerlichen, tief beglückenden innerlichen Befriedigung gelesen. Sonderbarerweise ist mir auch nicht eine einzige Einzelheit von dem, was ich gelesen habe, im Gedächtnis geblieben. Aber dass mir jede Seite eine wahre Entdeckung war, dass ich hier eine mir vollständig fremde, neue Welt entdeckte, das weiß ich heute ganz bestimmt. Und von dort rührt auch das bis heute noch immer nicht ganz gestillte Verlangen, diese damals entdeckte und trotz vieler Jahrzehnte langer fleißiger Mühen noch immer weitgehend unbekannte Welt kennenzulernen. Und dieses Verlangen war "s c h u l d" an so manchem, was ich in meinem Leben getan habe, und von so vielen, viel gescheiteren Anderen, als große Dummheit belacht wurde. War das Wissen um das Vorhandensein dieser so ganz anderen Welt vielleicht auch schuld daran, dass ich mich in der Welt, in der ich lebte, so nicht am Platz fühlte? ...

W e i t e r l e r n a

Es war mir - wie ich ja bereits erzählt habe - vom Vater schon am Abend meines ersten Schultages versprochen worden. Und an diesem Versprechen zu zweifeln, wäre für mich unvorstellbar gewesen. Dass ich darüber zutiefst glücklich war, war ebenso selbstverständlich. Aber dass ich darüber auch nur ein einziges Mal ein Gefühl der Freude empfunden hätte, daran kann ich mich beim besten Willen nicht entsinnen. Noch weniger habe ich je darüber zu jemand anderem gesprochen. Wie mein "Schepperle" bei Mutter in der Schublade lag, und ich es mir nicht ein einziges Mal selbst holte, sondern geduldig wartete, bis sie es mir in die Hand drückte, so ruhte auch dieses Versprechen bei Vater. Oft sind Jahre, immer aber Monate vergangen, ohne dass ich mich daran erinnerte; und wenn es geschah, dann waren es Augenblicke, kurze Momente, die ich stets - fast möchte ich sagen - instinktiv sofort "abschaltete".

Wer sich damit unvergleichlich mehr befasste, das war wieder mein geistiger "Vormund", mein lieber guter Bruder. Er war es, der, wohl angeregt durch die Art, wie ich auf seine Geschenke reagierte, mich etwas aufmerksamer beobachtete. Ihm allein war aufgefallen, wie ich

mit Hilfe einer alten, als unbrauchbar aus der Schöpfvorrichtung des Brunnens abmontierten Seilrolle und ein paar zusammengebundener Bindfadenreste das Rad des umgestülpten Schubkarrens zum raschen Drehen brachte, wie ich mir aus Vaters Alteisen ein paar Zahnräder herausuchte und damit, durch geschickte Kombination von kleinen und großen, langsames Drehen in schnelles umwandelte, und dabei offensichtlich viel Freude fand. Er erkannte daraus, was mir selbst leider erst viele Jahre später bewusst wurde, dass meine Veranlagungen und Fähigkeiten auf technischem Gebiet lagen. Wie ich viel später feststellte, hat er darum - ohne mein Wissen - mit Vater darüber gesprochen und befürwortet, dass er mich nicht in die Zentralschule in S.¹⁶ sondern in die Realschule in K.¹⁷ geben solle. Vater war jedoch entschieden dagegen. Nach ihm sollte ich Lehrer werden, um dem Soldatendienst zu entgehen, und dann, da ich der Jüngste war - nach mir waren ja nur noch zwei Mädchen "gekommen" - sollte ich nach dem bei den deutschen Einwanderern herrschenden Recht den Hof übernehmen und Bauer werden. Dass Vater dann aber doch die Zustimmung zu einem Eintritt in die Realschule gab, hatte ich einem Zufall zu verdanken.

Da die alte, noch vor meiner Geburt gekaufte Mähmaschine bereits sehr schadhaft geworden war, entschloss sich Vater zum Kauf einer neuen. Dies konnte nur in T.¹⁸ bei einem der Söhne der "Großeltern" geschehen, die er mit Haus und Hof "mitgekauft" hatte. Ich durfte ihn auf dieser Fahrt begleiten. Es war ein amerikanischer "Selbstableger", den wir, noch in Kisten verpackt, gleich mitnahmen.

Nach einigen Tagen machte sich Vater ans Auspacken und Montieren der Maschine und ich durfte ihm dabei behilflich sein. Offensichtlich habe ich meine ziemlich ausgeprägten technischen Veranlagungen von ihm geerbt, denn ohne solche hätte er die Maschine wohl kaum, zum Mindesten bestimmt nicht so rasch montiert. Als die Maschine nach Vaters Meinung fertig montiert schien, war eine fast 2 Meter lange, etwa zentimeterdicke Eisenstange, an der das eine Ende kurz rechtwinklig abgebogen war und an deren beiden Enden Muttern saßen, übrig geblieben, für die weder er noch ich eine Verwendung wussten. Die Maschine wurde trotzdem in Betrieb genommen. Nach wenigen Tagen stellte sich jedoch heraus, dass die Außenwand des "Blattes" sich etwas nach innen gebogen hatte und der Ablegerechen nun daran streifte, und zwar so stark, dass an einem sogar das "Knie" brach und vom Schmied geschweißt werden musste. Als ich nach dem Dreschen, vor dem Einbringen der Maschine in den Speicher, Vater wieder beim Abmontieren des Blattes behilflich sein musste, entdeckte ich zufällig eine an dessen Außenwand festgemachte Metallscheibe mit runder Öse und an den 4 oder 5 Längsleisten des Blattes unten runde Rillen. Und als ich mir daraufhin den Rechenkopf etwas genauer ansah, stellte ich auch an dessen Fuß ebenfalls eine angegossene Öse fest. Mit einem jubelnden "Vatter, i hans! " rannte ich in die Werkstelle und brachte die "übrig gebliebene" Stange. Sie passte haargenau in die eigens für sie vorgesehenen Stellen. Rasch war das Blatt wieder am Rechenkopf anmontiert und die Stange an ihren Platz gebracht.

Es genügte die Mutter an der Außenwand des Blattes um wenige Windungen anzudrehen, und die Außenwand bog sich zurück und rückte an ihren Platz. Mit vergnügtem Händereiben meinte Vater lächelnd "Worum hasch des net glei g'sagt!" Es klang aber durchaus nicht wie ein Vorwurf. Und die Folge: Vater stimmte zu, dass ich in die Realschule eintrete. Als mein

¹⁶ Sarata

¹⁷ Kischinew

¹⁸ Tarutino

Bruder mich dort schriftlich anmeldete, bekam er den Bescheid, dass ich für die erste Klasse leider schon zu alt sei, doch - natürlich nur nach einer notwendigen Vorbereitung - in die zweite Klasse eintreten könne. Aber weil diese Vorbereitung nicht nur einige Monate Zeit, sondern leider auch ein kleines Sümmchen Geld gekostet hätte, darum blieb's eben bei der Zentralschule. Dass ich es als eine große Enttäuschung empfunden hätte, kann ich aber nicht sagen. Von meinen ererbten Veranlagungen hatte ich selbst keine Ahnung. Mein Wunsch war: weiterlernen. Alles, was man lernt, ist doch neu und darum interessant. Leider stellte sich aber bald heraus, dass das doch nicht so ganz stimmt. Manches, was ich zu lernen bekam, war doch herzlich wenig interessant.

Und wieder war es mein lieber Bruder, der "Schicksal" spielte. Es war durchaus nicht schlecht, was er ganz ohne mein Wissen getan hat. Es war ganz gewiss gut gemeint und war nur noch ein übriger Beweis dafür, wie hoch er meine Fähigkeiten einschätzte. Aber es hat mir doch viele sehr kummervolle Stunden und Tage verursacht.

Er hatte diese Schule vor einigen Jahren als Bester absolviert, hatte aber eine nur wenige Monate vor seinem Abgang an den Schulinspektor des Kreises gerichtete Beschwerde seiner Klasse über den Lehrer der russischen Fächer, einen Blutsrussen, als Erster unterzeichnet. Dieser war zwar deswegen nicht entlassen worden, hatte aber doch eine ernste Rüge "einstecken" müssen.

Nun war mein Bruder auf der damals üblichen alljährlichen Konferenz der deutschen Lehrer unseres Kreises auch mit dem deutschen Lehrer der Zentralschule zusammengetroffen und hatte diesem unter anderem mitgeteilt, dass er im Herbst auch mich zu ihm in die Schule bringen wolle. Offensichtlich hatte er ihm auch von großer Begabung und Fähigkeiten gesprochen, die ich seiner Meinung nach besitze. Und da machte dieser ihm den - sicher ganz gut gemeinten Vorschlag, wenn dem so sei, dann möge er mich doch lieber selbst den Winter über gründlich vorbereiten, und mich dann im nächsten Herbst gleich in die zweite Klasse bringen. Da auf diese Weise alles in allem - gute 100 Rubel, wahrscheinlich sogar mehr, eingespart werden konnten, wurde dieser Vorschlag von meinem Bruder und erst recht von meinem Vater sehr begrüßt.

So kam es nun, dass ich den ganzen Winter über täglich statt in der Schule, im Arbeitszimmer meines Bruders saß. Bevor er in die Klasse ging, erteilte er mir flüchtig ein paar Aufgaben und in den Pausen sah er sich meine "Arbeiten" ebenso flüchtig an.

Ob er sie abends sorgfältiger prüfte, weiß ich natürlich nicht. Aussprachen über sie fanden jedenfalls nur selten statt. Die Aufgaben beanspruchten auch durchaus nicht die ganze mir zur Verfügung stehende Zeit. Er hatte eine ganz schöne Bibliothek, und wenn ich die mir gestellten Aufgaben gar manches Mal recht unsorgfältig gemacht hatte, dann war es sein Bücher-schrank, der die Schuld daran trug. Gesprochen wurde darüber zwar nie, aber vermutet hat er es höchst wahrscheinlich. In meinen Erinnerungen haftet aus dieser Zeit jedoch rein nichts, was ich als Arbeit bezeichnen könnte. Es muss doch aber wohl gereicht haben, denn die Aufnahmeprüfung habe ich bestanden.

Sehr bald aber musste ich feststellen, dass mein Wissen im Vergleich mit dem meiner Klassenkameraden doch eine ganze Reihe von sehr empfindlichen Lücken aufwies. Diese bemerkte jedoch nicht nur ich sondern - wahrscheinlich sogar sogar wesentlich besser - meine neuen Lehrer. Der deutsche war sehr darauf bedacht, sie möglichst rasch auszufüllen. Dem Russen aber

boten sie sehr erwünschte Gelegenheit, mich büßen zu lassen, was mein Bruder vor Jahren mit seiner Beschwerdeschrift ihm zugefügt hatte. Er versäumte keine noch so geringfügige Gelegenheit, um mir "eins auszuwischen" und tat dies in einer Form, dass die ganze Klasse es als böswilliges Schikanieren erkannte.

Durch den fast kameradschaftlichen Verkehr des jungen russischen Lehrers mit uns größeren Buben hatte ich in den beiden letzten Jahren in der Dorfschule meine Hemmungen verloren und einiges Selbstvertrauen gefunden. Die vollständig neue Umgebung, und das Bewusstsein, dass ich in meinen Kenntnissen doch etwas hinter meinen neuen Kameraden nachhinke, vor allem aber die Schikanen des russischen Lehrers, waren leider nur zu sehr dazu angetan, dieses Selbstvertrauen schwinden zu lassen. Was mich wohl am meisten deprimierte war, dass auf Weisung des Russen (er war, wie die russischen Lehrer in allen unseren Schulen, von Amts wegen Leiter der Schule) für mich eine Extrabank direkt vor das Katheder gestellt worden war. Der Zweck war, mir und nicht nur mir, klar: das Bewusstsein zu wecken und zu steigern, dass ich von keiner Seite Unterstützung und Beihilfe zu erwarten habe. Es waren für mich schwere, kummervolle Wochen. Als dann im Herbst meine Eltern mit meinem nächst älteren Bruder¹⁹ zu Besuch kamen, erlitt ich beim Abschied einen heftigen Weinkrampf. Was dann aber vor allem dazu beigetragen hat, dass sich meine Lage doch schon einige Wochen vor den Weihnachtsferien ganz wesentlich verbessert hat, war weniger, dass es mir doch verhältnismäßig bald gelungen war, die Lücken in meinem Wissen aufzufüllen, sondern weitgehend der Umstand, dass ich in den letzten zwei Jahren in der Dorfschule, infolge des fast kameradschaftlichen Verkehrs mit unserem damaligen russischen Lehrer, die Sprache lieben und gut sprechen gelernt hatte, dass wir drei Buben fast ausschließlich Russisch miteinander verkehrten. Jedenfalls beherrschte ich sie erheblich besser, als meine neuen Kameraden. Das versetzte mich in die Lage, die nicht selten wenig überlegten Schikanen des Russen manchmal in einer Form zu parieren, dass die ganze Klasse offen für mich Stellung nahm. Offensichtlich schmeichelte es aber auch seinem verletzten (im ganzen Dorf gab es außer dem Postmeister und etwa einem Dutzend Knechte und Mägde keine weiteren Russen) Nationalstolz, dass da ein junger "Njemez" ziemlich fließend russisch sprach. Kurz, als gegen Ende Oktober einer meiner neuen Kameraden sich kurz entschlossen zu mir auf die Bank setzte mit der Begründung, dass auch er vorn sitzen wolle, änderte der Russe sein Verhalten. Wie sich alle diese Unannehmlichkeiten auswirkten, zeigt wohl am besten die Bemerkung des deutschen Lehrers, der mich bei einer gelegentlichen Begegnung außerhalb der Schule anhielt und verwundert fragte: "Nanu, was ist, wo hast du denn deine runden Backen gelassen? ". Ein wenig Schuld daran trug aber wohl auch die erheblich bescheidenere Kost, die ich hier genas. Ich hab mich aber auch an die gewöhnt.

Am Ende des Schuljahres zählte ich jedenfalls bereits zu den Besten, die ohne Übergangsprüfung in die nächste Klasse versetzt wurden.

Ich habe diese Schule nicht absolviert. Sie war jahrzehntelang nach der Einwanderung die Einzige in ganz SüdRussland, in der die Kinder der Einwanderer etwas mehr lernen konnten, als die Dorfschulen boten, vor allem, was die nachfolgenden Generationen der deutschen Volksschullehrer gelernt haben mussten. Sie war dies auch noch zu meiner Zeit auf mehrere hundert Kilometer im Umkreis. Sie hatte nur einen großen Nachteil: Sie war eine Privatschule und hatte als solche nicht das Recht, ihren Absolventen das Lehrerdiplom auszustellen. Diese mussten, wenn sie den Lehrerberuf ausüben wollten, in einer staatlichen, folglich russischen,

¹⁹ Georg

"Mittelschule" - Gymnasium, Realschule oder auch in einem (vierklassigen) Progymnasium eine extra Lehrerprüfung ablegen. Diese erforderte stets eine oft mehrere Monate lange Vorbereitung, die man aus Zweckmäßigkeitsgründen am besten bei einem der künftigen Examinatoren machte, weil dies eine weitgehende Gewähr für den Erfolg versprach. Das kostete natürlich nicht nur Zeit und Mühe, sondern gewöhnlich auch ein ganzes Sümmchen Geld. Das Unangenehmste war jedoch, dass der Erfolg stets unsicher war. Gar mancher hat die Prüfung mehrmals wiederholen müssen.

Um mich vor einer solchen Kalamität zu bewahren, sprang wieder mein lieber Bruder ein. Er erwirkte von Vater die Zustimmung, dass ich nach Absolvierung der dritten Klasse in ein staatliches (natürlich russisches) Lehrerseminar eintreten durfte. Als diese meine Absicht in der Klasse bekannt wurde, schlossen sich mir sofort drei weitere Kameraden an.

Doch bevor ich Abschied nehme von dieser Periode meines Werdeganges, muss ich über etwas berichten, das zwar mit "Weiterlernen" herzlich wenig zu tun hat, das aber über 10 Jahre meines Lebens mein Tun und Lassen maßgebend beeinflusste.

Mein liebster Freund (unsere gegenseitigen Beziehungen sind wohl am besten durch die Namen bezeichnet, mit denen wir uns belegten: er mein "David" ich sein "Jonathan") hatte mehrere Jahre vor mir die Schule absolviert und war bereits Lehrer an der Taubstummenschule in W. Er hatte sich sterblich verliebt in die eine Tochter des Deutschlehrers und wurde von dem Mädchen ebenso geliebt. Da sie jedoch knapp 16 - 17 Jahre alt war, musste die Sache vor den Eltern geheim bleiben. Da war es natürlich eine Selbstverständlichkeit, dass ich als "Liebesbote" einspringen und die Korrespondenz vermitteln musste. Das konnte nur auf spätabendlichen Rendezvous geschehen. Von selbst ergab sich, dass ich des Öfteren auch als Tröster auftreten musste, wenn das arme Mädchen gar so untröstlich über die lange Trennung war. Und es war doch wohl auch "natürlich", dass das Mädchen sich ganz gern von mir trösten ließ und ihren Dank dafür manchmal ganz gern in einer Form abgestattet hätte, die leider nur dem Freund gebührte. Aber die Braut des Freundes küssen, das wäre ja doch ein wahres Sakrileg gewesen. Diese Rendezvous waren aber wohl schuld, dass ich meine liebe Th. so ganz vergaß und mir nur wünschte, dass auch ich einmal ein Mädchen finden möge, das seine Liebe so freigebig verschenkt. Dem Freund die Braut abspenstig machen, wäre ja einem Verbrechen gleichgekommen. Aber das Mädchen hatte ja ein um etwa 10 Jahre jüngerer Schwesterchen, das jeden Morgen an meinem Fenster vorüber zur Schule ging. Mit diesem Kind habe ich mich heimlich und einseitig "verlobt". Aus den Kalamitäten, die mein Freund mit seiner langjährigen "Liebschaft" hatte, hatte ich für mich die feste Lehre gezogen, zu keinem Mädchen von Liebe zu sprechen, solange ich meine Liebeserklärung nicht mit den Worten schließen kann: "und am ... möchte ich Dich zum Traualtar führen". (Standesämter gab es damals in Russland nicht). Im Album meiner Kostwirtin hatte ich ein kleines Bildchen des Mädchens gesehen. Das nahm ich mir heimlich. 10 Jahre lang habe ich es - fast hätte ich gesagt, wie ein Heiligtum, wie ein Amulett wohl verwahrt im jeweiligen Taschenbüchlein bei mir getragen. Es war nicht meine Schuld, dass auch sie meinen goldenen Ring nicht erhielt. Tiefen, aufrichtigen Dank schulde ich ihr aber trotzdem bis heute. Sie, der Gedanke an sie, hat mich vor so manchem abgehalten, das ich, - hätte ich es getan - heute bitter bereuen müsste...

Im russischen Lehrerseminar ²⁰

Schon die Reise nach Ch.²¹ war für uns 17-jährige Buben ein großes Erlebnis. War es doch für einen jeden von uns nicht nur die erste Seereise, - keiner von uns hatte je in seinem Leben ein Schiff oder auch nur ein größeres Wasser als den Teich hinter dem Dorf gesehen.

Zuerst ging es auf einem "vorsintflutlichen" Raddampfer im Schneckentempo 5 Stunden lang bis O.²² und dann auf einem wohl drei- oder viermal so großen sehr plumpen Schraubendampfer in nur wenig rascherem Tempo die ganze Nacht hindurch bis Ch., aus Sparsamkeitsgründen natürlich auf dem eigenen Mäntelchen an Deck. Die See war zum Glück still. Das sonst wenig angenehme "Erlebnis" der ersten Seekrankheit blieb uns darum einstweilen erspart. Wahrscheinlich wäre die Reise aber dennoch erheblich weniger schön gewesen, wenn wir sie allein hätten machen müssen. Dass es unter der Leitung meines Bruders geschah, hat vieles vereinfacht. Vor allem war er es, der uns bei der Schule angemeldet und fürsorglich eine Unterkunft für uns besorgt hatte.

Als unser Schiff früh am andern Morgen an der Anlegestelle Ch. Festgemacht hatte, ging es auf zwei "Droschken" direkt zur wenige Hundert Meter vom "Hafen", unmittelbar neben der deutschen Kirche gelegenen Wohnung des dortigen Küsterlehrers S. Wir hatten kaum das Frühstück eingenommen, da erschien auch schon der vom Bruder angeworbene "Repetitor", ein Seminarist der Absolventenklasse, der uns zur Aufnahmeprüfung vorbereiten sollte.

Zwei Monate lang wurde unter seiner Leitung tüchtig "gebüffelt". Es war wenig Neues, was hinzugelernt werden musste. Im Wesentlichen war es eine konzentrierte Zusammenfassung dessen, was wir in der Zentralschule bereits gelernt hatten. Ich hatte durchaus nicht den Eindruck, dass ich dabei in irgendeinem Fach hinter meinen drei Kameraden zurückgeblieben wäre und war daher sehr überrascht, als unser "Repetitor" am Tage vor Beginn der Aufnahmeprüfung nach Schluss seiner letzten Unterrichtsstunde uns erklärte, er sei überzeugt, dass meine Kameraden die Prüfung bestehen würden, von mir könne er dies aber nicht sagen.

Dass diese Erklärung für mich einem Schlag über den Schädel gleichkam, ist wohl begreiflich. Ob sie sachlich berechtigt war, sei dahingestellt, pädagogisch war sie es bestimmt nicht. Sie war vielmehr ein nur zu klarer Beweis, dass er für seinen künftigen Beruf noch sehr ungenügend vorbereitet war. Einer von uns Vieren hat die Prüfung tatsächlich nicht bestanden. Dass nicht ich es war, zeigt, dass das Urteil des "Repetitors" auch sachlich falsch war. Dass einer von uns Vieren nicht aufgenommen wurde, ist aber keineswegs ein Beweis mangelhafter Kenntnisse. Einen "numerus clausus" gab es zwar nur für Juden, es kann aber sehr gut möglich sein, dass auch an dieser Schule, wie in vielen anderen im zaristischen Russland, nur ein geringer Prozentsatz von Nicht-Russen aufgenommen wurde, und daher einer von uns Vieren überzählig war. Bei der Beurteilung muss in Betracht gezogen werden, dass sich erheblich mehr als hundert Kandidaten angemeldet hatten, nach den gesetzlichen Bestimmungen aber nur $30 + 10\% = 33$ aufgenommen werden konnten.

²⁰ Eintritt ins Lehrerseminar im Herbst 1900

²¹ Chessow (Dnjepr)

²² Odessa

Über das Lernen selbst an dieser Schule will ich mich kurzfassen. Für mich persönlich war es eine große Enttäuschung, dass der Unterricht gerade in den naturwissenschaftlichen Fächern, die mir nach meinen Veranlagungen am nächsten lagen, auch hier genau so - ich kann nur sagen - miserabel erteilt wurde, wie in der Zentralschule. Der Lehrer dieser Fächer war ein sehr alter Ukrainer (er starb auch nach knapp zwei Jahren). Auch die von einem russifizierten Rumänen erteilte Geographie und Geschichte ließen mich ziemlich "kalt". Daran mag ein Teil der Schuld dem Umstand zuzuschreiben sein, dass er, der Nihtrusse, die Orte und Flüsse östlich der Elbe grundsätzlich nur mit ihren slawischen Namen nannte. Es mag sonderbar klingen, aber gerade der Lehrer für russische Sprache und Literatur (Fremdsprachen gab es nicht) gewann meine Sympathie sowohl für sich persönlich als auch für seine Fächer. Er stammte aus dem Inneren Russlands, wo man das unbetonte "o", fast ganz wie "a" aussprach und wohl auch jetzt noch ausspricht. Seine Aussprache klang mir schön. Ob er sich selbst schriftstellerisch betätigte, weiß ich nicht. Literarisch begabt war er bestimmt. Sehr bald organisierte er sogenannte "literarische Morgen" an den Sonntagvormittagen, in denen von ihm und von Schülern Werke - manchmal auch nur Ausschnitte - neuerer russischer Dichter und Schriftsteller vorgelesen und besprochen wurden. Noch heute erinnere ich mich sehr gern, wie wunderbar er aus Gogols "Revisor" den herrlichen Monolog des Osip, die kurze Geschichte "Mumu" von Turgenjew und vieles andere vorlas.

Was ich an seinem Unterricht besonders interessant fand, war sein häufiges Heranziehen des alten Cyrillischen "Kirchenslawisch" zur besseren Erläuterung und Verständlichmachung von Eigentümlichkeiten der russischen Sprache. Das Kirchenslawisch war für den russischen Lehrer darum von Wichtigkeit, weil er als Lehrer in einem weit entlegenen kleinen Dorf des öfteren genötigt war, bei den Gottesdiensten den fehlenden Diakon oder Psalomschtschik = Psalmenleser zu ersetzen und die Evangelien, Episteln und sonstigen liturgischen Bücher zu lesen, die allesamt in dieser Sprache gehalten sind. Dazu beigetragen hat wohl, dass unser Deutschlehrer in der Zentralschule wenige Wochen vor meinem Weggang von dort mit uns die etymologische Abstammung einiger deutscher Wörter erklärte und sodann diese Erklärung zum Thema eines Aufsatzes machte, den wir schreiben sollten. Mich hatte diese Exkursion ins Etymologische sehr interessiert, und ich war aus irgendeinem Grunde auf die Idee verfallen, den Aufsatz in die Form eines Briefes an meinen Bruder zu kleiden. Es muss mir doch ganz gut gelungen sein - vielleicht schon durch die etwas "ausgefallene" Form -, denn nicht nur, dass mir der Aufsatz sehr lobende Worte eintrug, er wurde sogar als Musterbeispiel der ganzen Klasse vorgelesen. Vielleicht auch darauf ist es zurückzuführen, dass mich jetzt in den russischen Sprachstunden die häufigen "Abstecher" des Lehrers ins alte Kirchenslawisch so interessierten, dass ich mich mit Vorliebe damit befasste und schließlich gerade auf diesem Gebiet den andern voraus war, was den Lehrer des öfteren veranlasste, den russischen Kameraden mich als nachahmenswertes Beispiel zu empfehlen.

Meine und meiner beiden Kameraden Beziehungen zu unseren Mitschülern gestalteten sich sehr freundschaftlich. Zu Anfang drohte zwar ein sehr bedauerlicher Zwischenfall, dies Verhältnis zu zerstören. Als ich bei einem ganz sachlichen Streit mit einem von ihnen beharrlich auf meinem Standpunkt bestand, wollte sich dieser ärgerlich mit einem - meines Wissens nur im Russischen und Rumänischen gebräuchlichen - außerordentlich schmutzigen, ordinären, sogenannten "Mutterfluch" abwenden. Das Wort war aber kaum gefallen, da saß ihm auch schon meine Faust auf seiner dreckigen Schnauze, und das Blut schoss ihm aus der Nase. Es kam natürlich zu einer sehr ernststen Auseinandersetzung vor der ganzen Klasse. Auf Verlangen der Mehrheit sprach ich gern mein aufrichtiges Bedauern aus, erklärte aber, dass ich zwar

gern bereit bin, jeden anderen Fluch zu überhören, aber jeden weiteren Mutterfluch genau so beantworten werde. Meine beiden deutschen Kameraden schlossen sich spontan dieser Erklärung an, und die Mehrheit gab sich damit zufrieden. Damit sich das nicht wiederhole, fassten meine beiden Kameraden und ich den festen Entschluss, im Verkehr mit den Russen künftig das kameradschaftliche "Du" mit dem höflichen, aber mehr distanzierenden "Sie" zu ersetzen. Es hat sich bewährt, und zwar ohne die Freundschaftlichkeit zu beeinträchtigen. Der Raum, in dem wir drei - zum Unterrichtsbeginn kamen noch zwei weitere Seminaristen der Absolventenklasse hinzu - untergebracht waren, war das ehemalige Klassenzimmer der deutschen Volksschule der Stadt. Da die deutsche evangelische Gemeinde der Stadt auf ein knappes halbes Dutzend Familien und kaum mehr als doppelt so viel Alleinstehende zusammengeschrumpft, und die Zahl der schulpflichtigen Kinder dementsprechend gering geworden war, hat man die Schule geschlossen, nachdem der Lehrer sich verpflichtet hatte, den verbliebenen schulpflichtigen Kindern auf Wunsch der Eltern Hausunterricht zu erteilen. Das leergewordene Klassenzimmer wurde dem Lehrer zur Unterbringung von Schülern der verschiedenen Schulen als "Kostgänger" zur Verfügung gestellt.

Zur Familie des Lehrers zählten 4 Töchter und zwei Söhne. Die älteste Tochter heiratete wenige Wochen nach unserer Ankunft einen ehemaligen Kostgänger, der Lehrer in einer entfernten deutschen Siedlung geworden war, die drittälteste war mit einem der zwei Absolventen verlobt. Die beiden Söhne waren Gymnasiasten der 5. und 1. Klasse. Der Verkehr mit der Familie beschränkte sich fast ausschließlich auf die gemeinsamen Mahlzeiten. Nur der ältere Sohn erschien des öfteren bei uns, vorwiegend abends, wenn uns nach Erledigung der Schulaufgaben (und nach dem wenig nahrhaften Abendbrot - Tee mit Weißbrot, manchmal auch mit Aufstrich) der Magen gar zu sehr geknurrte, und wir uns deshalb in den Bretterbuden unten an der Schiffsanlegestelle etwas Kräftigeres gekauft hatten und es nun daheim verzehren wollten. Und weil wir es ihm nur zu deutlich vom Gesicht ablesen konnten, wie gern er doch "mithalten" möchte, war es schwer, ihn nicht dazu einzuladen.

Der Lehrer selbst war den ganzen Tag über außer Haus. Nur zu den Mahlzeiten erschien er mit größter Pünktlichkeit. Seine Familie, einschließlich der Frau, hatte keinerlei gesellschaftlichen Verkehr mit den andern Deutschen der Stadt. Nur die einzige Tochter eines aus Lodz zugezogenen Musikalienhändlers kam des Öfteren zu den Töchtern des Lehrers. Und wenn sich ihr Besuch etwas in die Länge gezogen hatte, erging an mich das Ersuchen, sie nach Hause zu geleiten, um sie vor etwaigen Belästigungen zu schützen.

Die Prostitution war in der Stadt so verbreitet, dass nach Dunkelwerden eine allein gehende Frau Gefahr lief, angerümpelt zu werden. Ich habe dieses Ansuchen natürlich niemals abgelehnt. Den Gang durch den Alexander-Park und sodann die paar hundert Schritte auf der Hauptstraße sind mir durchaus nicht schwergefallen, die Begleiterin war mir keineswegs lästig. Sie war durchaus keine Schönheit und geistig recht bescheiden. Sie hatte, wie ich später erfuhr, nie eine Schule besucht. Und die Unterhaltung auf diesen Gängen war dementsprechend "geistreich". Es wäre aber doch mehr als rücksichtslos gewesen, hätte ich das Mädchen ihre geistige Rückständigkeit merken lassen. Dass sie ein großes Vertrauen zu mir gefasst hatte, war mir natürlich nicht entgangen, sie hatte mir offen ihre sehr traurigen Familienverhältnisse geschildert (ihr Vater war erst allein nach Ch. umgesiedelt, hatte ein Verhältnis mit seiner russischen Wirtschaftlerin und hatte dann den daraus hervorgegangenen Jungen als Sohn in die Familie aufgenommen, natürlich gegen den Willen der Frau. Dass es aber mit der Zeit mehr als harmloses Vertrauen wurde, davon hatte ich leider nichts bemerkt. Auch dann nicht, als sie eines Abends beim Gang durch den Park wieder bat, ein Weilchen auf einer Bank Platz

zu nehmen. Vollständig harmlos erschien es mir auch, dass sie das Gespräch auf den Ring brachte, den ich am Finger trug, und ebenso harmlos fasste ich schließlich auch ihre Bitte auf, ihr den Ring zu schenken. Lächelnd streifte ich ihn vom Finger und überreichte ihn ihr.

Und lachend und schwatzend begleitete ich sie vollends nach Hause. Maßlos überrascht, wie aus allen Himmeln gefallen, war ich erst, als ich sie wenige Tage darauf wieder nach Hause begleiten musste, und sie mich mit "Du" anredete und im Park mir um den Hals fiel, mich stürmisch abküsste, und mir ununterbrochen versicherte, dass sie mich so unaussprechlich liebe und so glücklich sei. Wie ich darauf reagierte, was ich getan und gesprochen habe, ob ich überhaupt etwas gesprochen, kann ich beim besten Willen nicht sagen. Nur das eine weiß ich, dass es mir einfach unmöglich war, dem so überschwänglich glücklichen Mädchen nun offen zu gestehen, dass ich rein gar nichts von Liebe zu ihr empfinde, dass sie das Schenken des Ringes vollständig falsch aufgefasst habe und alles nur ein großes bedauerliches Missverständnis sei. Wie ich sie nach Hause gebracht habe, weiß ich nicht. Sie ist dann noch des Öfteren ins Haus gekommen, und immer musste ich sie begleiten. Nur das eine ist mir im Gedächtnis geblieben, dass mir ihre Zärtlichkeiten sehr unangenehm waren, dass ich aber außerstande war, das Mitleid mit dem armen Mädchen zu überwinden und ihr die nackte Wahrheit zu sagen. Ich war mir aber bewusst, dass es geschehen muss und auch geschehen wird. Mein einziger Trost war, dass es bereits gegen Mitte Mai war. In wenigen Wochen begannen die Sommerferien, die bis Ende August dauerten. Meine nächstliegende Sorge war, dem Mädchen den Beginn der Ferien, vor allem den Tag meiner Heimreise zu verheimlichen, um die sonst unvermeidliche peinliche Abschiedsszene zu vermeiden. Es ist mir gelungen. In drei Briefen habe ich ihr schonend wie nur möglich mitgeteilt, dass und warum ich sie nicht heiraten könne und es für sie wie für mich am besten ist, dass wir uns trennen. Es war für mich eine große innere Befriedigung, dass ich dem Mädchen den nächstliegenden Grund, das Fehlen jeglicher Liebe zu ihr, nicht sagen brauchte. Aus gelegentlich früheren Äußerungen wusste sie, dass ich fest entschlossen war, nach dem Seminar meine Studien fortzusetzen. Ich konnte daher, ohne zu lügen, erklären, dass ich weder ihr noch mir eine 6 - 7-jährige "Liebschaft" auf viele hundert Kilometer Distanz zumuten könne, um so mehr, als sie mindestens zwei Jahre älter war als ich (nach ihrem Alter hatte ich sie nie gefragt!). Das kurze Briefchen, das ich daraufhin von ihr erhielt, zeigte mir, wie ganz unmöglich ein Leben an der Seite dieses zwar herzenguten, aber sehr primitiven Mädchens für mich gewesen wäre.

Zu Beginn des neuen (letzten) Schuljahres suchte ich mir ein anderes "Kosthaus" und es gelang mir, einer weiteren Begegnung mit dem Mädchen auszuweichen. Erst am Ende des Schuljahres, nach den Abschlussprüfungen, als wir 5 Tage auf unsere Zeugnisse warten mussten, traf es dann aber doch ein, was ich so gern vermieden hätte. Auf einem, von mir so gern gesuchten, einsamen Spaziergang auf den dunklen Alleen des großen Alexander-Parkes - es muss schon gegen Mitternacht gewesen sein - stand sie plötzlich wie aus dem Boden gewachsen vor mir. Es war eine sehr lange und sehr traurige und auch sehr unangenehme Aussprache.

Ich war gerade am Morgen dieses Tages aus O. zurückgekehrt, wo mir der Direktor des dortigen Petri-Pauli-Realgymnasiums nach einer langen, für mich sehr wohltuenden Aussprache, die Zusage gegeben hatte, dass er, auch wenn ich nach einer entsprechenden Vorbereitung in Mathematik und Französisch im Herbst die Prüfung nicht so gut bestehen sollte, er mich in seine Schule aufnehmen könne, mir doch das Zeugnis der 6. Klasse geben wolle, mit dem ich unbeanstandet in jede Realschule aufgenommen werden musste. Diese für mich so beglückende Zusage gab mir den Mut und auch die hier ebenso dringend notwendige rein sachliche Begründung, um trotz allem Bitten und Betteln und der vielen bitteren Tränen, auf meinem

Entschluss zu beharren. Es war über 3 Uhr morgens, als ich mich an ihrer Haustür von ihr verabschiedete. Den Ring hat sie mir nicht zurückgegeben. Aber bestimmt nicht des Goldes wegen.

In meine Seminaristenzeit fällt ein Erlebnis, an das ich oft und gern zurückdenke. Schuld daran - nicht am Erlebnis, sondern an der Erinnerung - ist wohl das Erstmalige und Einmalige in meinem Leben.

Es war das erste Schuljahr im Seminar. Da die Zentralschule nur knappe 25 km von meinem Heimatdorf entfernt war, habe ich die Weihnachtsferien (sie dauerten im zaristischen Russland immer vom 22. Dezember bis zum 6. Januar einschließlich) daheim im Kreise der Familie verbracht. Begreiflicherweise wollten wir drei Buben dies gern auch weiter so halten. Dieser Wunsch wurde noch dadurch unterstützt, dass der 22. Dezember in diesem Jahr auf einen Sonntag fiel, wir daher bereits am 21. entlassen wurden; und zum andern durch das herrliche milde Wetter der vorhergehenden Tage. Kurz entschlossen packten wir unsere Kofferchen und bestiegen so gegen 21 Uhr das Schiff. Meine beiden Kameraden stiegen hinab in die Kabine, ich aber blieb an Deck und machte es mir unmittelbar am Schornstein "bequem". Eingewiegt von dem eintönigen Rauschen der Schiffsschraube und dem gleichmäßigen Stampfen der Maschine war ich in der ganz milden Abendluft sehr bald eingeschlafen und hätte wohl bis zur Ankunft in O. ruhig weitergeschlafen, wenn nicht plötzlich die unmittelbar am Schornstein angebrachte Schiffssirene mächtig zu heulen begonnen hätte. Dadurch aufgeweckt stellte ich erstaunt fest, dass ich von Kopf bis Fuß mit Schnee bedeckt war, und dieser auch weiter in großen Flocken auf mich herab rieselte, und zwar so dicht, dass man nur auf knapp 40-50 Meter weit sah. Darum also die Warnsignale. Und als wir die Flußmündung passiert hatten und in das offene Meer hinausgekommen waren, stellte sich eine zweite Überraschung ein. In dem aufgekommenen heftigen Sturm entstand ein gewaltiges Schneetreiben. Diese Erscheinung war für mich nicht neu. Worüber ich aber staunen musste, war das Schneetreiben auf dem Wasser. Das erschien mir ganz unnatürlich. Doch zum Staunen fehlte die Muße. Unser kleiner schlanker Dampfer fing sehr bald an, gewaltig zu schaukeln und zwar so stark, dass ich mich an der Reling halten musste, um nicht umzufallen. Das Schiff neigte sich des öfteren so sehr zur Seite, dass mir das Wasser in die Gummigalosen drang. Begreiflicherweise hatte der Kapitän, um einen Zusammenstoß zu verhüten, den Gang sehr herabgesetzt. Fahrplanmäßig hätten wir gegen 7 Uhr in O. sein müssen. Es war aber bereits über 14 Uhr und von O. noch immer nichts zu sehen. Bei dem heftigen Schneetreiben war das auch nicht verwunderlich. Plötzlich aber tauchte knapp 50 Meter vor dem Bug die Küste auf. Dank der langsamen Fahrt gelang es durch Rückwärtsschalten des Ganges ein Auflaufen auf die Küste zu verhüten. Kaum waren wir ein paar hundert Meter rückwärts gefahren, da hörte man rechts das Hupen eines anderen Schiffes, das von der Hafenverwaltung von O., wo man an unseren Signalen erkannt hatte, dass wir vom Kurs abgekommen waren, ausgesandt worden war, um uns in den Hafen zu führen.

Weil das Schiff so schlank war und augenscheinlich nur wenig Fracht geladen hatte, schaukelte es bei dem großen Wellengang sehr. In der großen Kajüte der 3. Klasse soll es, wie mir die des Öfteren nach oben gekommenen Kameraden erzählten, ganz toll hergegangen sein. Koffer und anderes Gepäck, und sogar Menschen sollen bunt durcheinander von einer Seite zur andern und von hinten nach vorn gekullert sein. Dass alle seekrank wurden, versteht sich von selbst. Wer das Schaukeln noch irgendwie ertragen hätte, den erledigte der ekelregende Anblick und nicht weniger die Luft und der Gestank, die in dem Raum herrschten, der ja nicht

gelüftet werden durfte, da sonst das Wasser hereingedrungen wäre. Da war ich an Deck besser daran. Dass ich auch das Schaukeln verhältnismäßig gut überstanden habe, hatte ich wahrscheinlich dem zu verdanken, dass ich mir als kleiner Junge die langen Sonntagnachmittage gewöhnlich damit "vertrieben" habe, dass ich mir im leeren Wagenschuppen eine Schaukel zurechtmachte, und darauf oft viele Stunden lang geschaukelt habe. Aber dass ich nun das Schaukeln auf dem Schiff ebenso schön gefunden hätte, wie jenes im Schuppen, kann ich durchaus nicht behaupten. Im Gegenteil, es war auch mir "kreuzübel" zumute. Doch den "Tribut" hat Poseidon nicht erhalten.

Die Weiterreise von O. nach Haus konnten wir so, wie wir beabsichtigt hatten, nicht machen. Der Raddampfer verkehrte bei diesem Wetter nicht. Wir mussten auf die Bahn. Glücklicherweise brauchten wir nur eine knappe halbe Stunde auf den Zug warten. Beinahe wären wir aber auch da "stecken geblieben". Wir waren kaum 3-4 Haltestellen weit gefahren, da hielt der Zug, wie es uns schien, auf freiem Feld. Wir Jungen stürzten natürlich sofort hinaus, um zu sehen, was denn los sei. Und da stellten wir fest, dass die Lokomotive fast ganz in einem gewaltigen Schneeberg steckte. Kaum hundert Meter weit sah man die Giebel des in Richtung Ost - West gelegenen Stationsgebäudes, und davor einen bis ans Dach reichenden Wall Schnee, den der Sturm hingeweht hatte. Wir erschrakten sehr, denn durch diesen Schneeberg den Weg freischaufeln, das hätte tagelang gedauert. Zu unserm Glück war unser Lokführer einer von den erfinderischen Russen, die sich fast in jeder Lage "zu helfen wissen". Er schob den Zug etwa einen Kilometer weit zurück, koppelte die Lok ab und raste sodann mit Vollampf in den Schneewall hinein. Nur an dem vom Auspuff hoch geschleuderten Schnee und Rauch konnte man sehen, wo sich die Lok befand. Von der Lok selbst war nichts mehr zu sehen. Dieses Manöver wiederholte er wohl ein Dutzend Mal, und der "Kanal" durch den Schneeberg war frei. Ob Reisende hier ab- oder eingestiegen sind, weiß ich nicht. Am Bahnsteig ist es nicht geschehen, denn dort stand eine etwa 3 Meter hohe glatte Schneewand. Auf einer der nächsten Stationen stieg einer meiner Kameraden aus, um von dort zu Pferd bis zum Gut seiner Eltern zu reiten. Ich schloss mich meinem anderen Kameraden an, dessen Eltern knappe 2 km vor einer der nächsten Stationen lebten. Dort kamen wir ganz spät am Abend hungrig und bis auf die Knochen durchfrozen an. Nur wenige Minuten später saßen wir schon vor einem kräftigen Abendbrot und mit dem und einem vollen Teeglas heißen Glühweines im Magen kroch jeder unter die dicke Federdecke des zweischläfrigen Bettes.

Am andern Morgen hatten wir kaum das kräftige Frühstück im Leibe, da stand schon der vom Vater des Kameraden gemietete Schlitten vor der Tür. Und nun begann für mich die längste und schönste Schlittenfahrt meines Lebens. Sie dauerte vom frühen Morgen bis gegen 10 Uhr nachts. Das Schneien hatte schon am Abend aufgehört. Nur ein leichter Nordost blies uns in den Rücken. Für eine ausgefahrene Schlittenbahn war es zu früh. Fast auf der ganzen Strecke war der Weg noch unbefahren, was die Fahrt sehr verlangsamte. Der Weg führte durch zwei große Dörfer und war durch Bäume gekennzeichnet, die unsere Vorfahren bereits vor Jahrzehnten in Abständen von etwa 50 Metern gepflanzt hatten. Es begann bereits zu dämmern, als wir nach Passieren des letzten Dorfes aus dem breiten Tal heraus auf der Anhöhe angekommen waren. Nun lagen die letzten noch etwa 20 km bis zu meinem Heimatdorf vor uns. Der Weg führte quer feldein und war nicht mit Bäumen gekennzeichnet. Erst wenige Jahre zuvor hatte man in größeren Abständen von etwa mehr als hundert Metern am Wegrand meterhohe Steinpfosten am Wegrand eingegraben. Anfangs konnte man von dem einen Stein aus den nächsten noch erkennen. Bald aber war dies wegen der eingetretenen Dunkelheit nicht mehr möglich. Vom Weg selbst war nichts zu sehen. Der Wind hatte jede Spur davon glatt zugeweht. Mein Kutscher fuhr den Weg zum ersten Mal und kannte ihn daher nicht. Ich selbst war

ihn wohl zwei- dreimal gefahren, wusste aber nur die ungefähre Richtung. Als wir den nächsten Markstein fehlten, also vom Wege abgekommen waren, sagte ich dem Fahrer, er solle so fahren, dass uns der Wind von rückwärts die linke Backe streife. Darauf gab ich nun auch selbst acht. Wir wären aber trotzdem an meinem Heimatdorf vorbeigefahren, wenn wir nicht zufällig auf ein kleines, kaum ein Dutzend Quadratmeter großes Schleedorngebüsch gestoßen wären. Dies erkannte ich sofort als das auf dem Felde unseres dritten Nachbarn wieder und konnte nun die genaue Richtung weisen, in der das Dorf kaum zwei Kilometer weiter liegen musste. Nach wenigen Minuten erreichten wir es. Als ich, schneebedeckt von Kopf bis Fuß, in die Stube trat, fiel meiner lieben Mutter vor Schreck der Teller aus der Hand, den sie zum Schrank trug...

Es waren schöne Weihnachten, die ich erleben durfte. Sie hätten aber sehr leicht sehr traurig werden können. Vielleicht hat gerade das Wissen darum sie so schön gemacht...

Und weiter? ..

Warum das Fragezeichen? Heute ist es natürlich nicht am Platz. Auch damals nicht, als ich mit der für mich so beglückenden Zusage von Herrn Direktor Mittelsteiner und der Lösung von meiner lieben armen Wanda mit einem sehr guten Lehrerdiplom nach Hause fuhr, war es nicht am Platz. Denn damals hing mein Himmel voll Geigen. Dem Weiterlernen, Weiterstudieren stand nichts mehr im Wege. Der Weg war endlich frei. Das glaubte ich. Dass es ein Irrtum war, sollte ich leider nur zu bald erfahren. Doch warum und wie es so ganz anders kam, - um das verständlich zu machen, muss ich einiges erzählen, das dem einen oder anderen als nicht zum "Thema" gehörend erscheinen mag. Es gehört aber doch dazu.

Die sogenannte "öffentliche Meinung" war damals genau so wenig "informiert", wie heute, nur weniger "gelenkt" war sie. Nach ihr herrschte im zaristischen Russland Despotie. Das Volk wurde maßlos unterdrückt. Von Freiheit auch nicht die Spur! Und in Wirklichkeit? Jede Dorfgemeinde hatte ihre absolut frei gewählte Verwaltung: den Schulzen (russisch "Starosta." = der Alte) und als Dorfpolizei die ebenso frei gewählten "Sotskij" Hundertmann und zwei oder mehrere "Desjatskij" Zehentmann. Den staatlichen Polizei-Gendarmen sah ich (zufällig!) als ich bereits 17 Jahre alt war.

Die Machtbefugnisse der Dorfgemeinde (russisch "M i r").

Ein von der Gemeinde gefasster Gemeindecspruch (russisch "Mirskij Prigowor") war Gesetz, die keine Instanz beanstanden konnte. Die Gemeinde (Mir) war in ihren eigenen Angelegenheiten absolut autonom. Ohne ihre Zustimmung konnte niemand aufgenommen werden und durch einfachen Gemeindecspruch konnte ein unliebsam gewordenes Gemeindeglied gezwungen werden, die Gemeinde zu verlassen. Und der Ausgewiesene musste sich mindestens 60 Werst vom Dorf entfernen (1 Werst= 1,06 km). Nur Zigeuner und Juden mussten einen Personalausweis (Passport) haben, allen andern stand es frei, sich einen zu beschaffen. Die deutschen Kolonien bildeten zwar nur an der Wolga richtiggehende "Mirs", insofern sie auch das Land nicht im Personalbesitz, sondern im Gemeindebesitz hatten, im gesamten

Schwarzmeergebiet war jeder Bauer persönlich Eigentümer. Trotzdem genossen die Kolonien die Mir-Rechte.

Ohne sich dieser Rechte so richtig bewusst zu sein, waren unsere deutschen Bauern mächtig stolz und blickten mit einer gewissen Geringschätzung auf andere Berufe herab. Vor dem Lehrer und Schreiber und besonders dem Pastor und Priester hatte man zwar einen großen Respekt, doch bei sich und "unter sich" galt auch für sie: "Der esst unser Brot!"

Vielleicht nicht ganz bewusst stellten sie auch diese zwar nicht gerade auf dieselbe Stufe, aber doch in dieselbe Reihe mit dem Knecht, mit der Magd und dem Tagelöhner. Dass auch diese nicht s e i n Brot, sondern ihr, oh wie sauer verdientes e i g e n e s Brot aßen, - soweit reichte es bei ihnen eben nicht. In ihren Augen aß nur er, der Bauer, ganz allein sein eigenes Brot. Sogar die eigene Frau nicht mehr ganz, und die eigenen Kinder erst recht nicht. Die waren für viele im Grunde genommen eine billige Arbeitskraft, der man keinen Lohn zu zahlen brauchte. Daher waren sie für ihn tatsächlich ein "Segen". Und darum mussten diese, die Kinder, kaum dass sie allein gehen und laufen konnten, sofort arbeiten, mithelfen. Mit sieben - acht Jahren musste der Junge "mit uf d' Stepp", im Frühjahr ackertreiben, die Schafe hüten.

Oft schon Mitte März. Dass dies alles ein Junge aus dem "Russadorf" ohne Lohn, nur allein "fürs Brot" liebend gern getan hätte, und der eigene dafür in der Schule sitzen und lernen hätte können, was hätte das ihm, dem Bauern, genützt? So aber hatte er "ei Gosch weniger am Tisch" und das "zählte mit".

Und mit dem Ackertreiben und Schafehüten war's ja noch lange nicht "getan". Was die Kinder im Haus und auf dem Hof "mithelfen" mussten, mag ungenannt bleiben. Aber kaum war die Maissaat (das Popschei) aufgegangen, musste es "aus'gfahra" werden. Das Pferd, das den Kultivator zog, hätte von einem Erwachsenen geführt werden müssen. Aber wozu hat man denn einen 6, 7, 8-jährigen Jungen auf dem Hof und am Tisch? Der kann's doch reiten. Was "schad's dem"? Und das mindestens dreimal im Jahr. Und bei der Ernte dasselbe. Die Mähmaschine war für ein Paar Pferde zu schwer. Mindestens drei, besser aber vier Pferde mussten davor gespannt werden und wieder musste der kleine Junge herhalten (nicht selten war's aber auch ein Mädchen!). Bei der sengenden Hitze waren fast immer Ross wie Reiter den ganzen Tag in Schweiß gebadet. - Übrigens in Dörfern, die keinen Teich oder Bach hatten (und wo war dies schon der Fall!), war dies das einzige Bad, das sie, nämlich Ross und Reiter, sich "leisten" konnten. - Was Wunder, - wenn da der Reiter oder die Reiterin nach wenigen Tagen den "Wolf" (eine heftige, sehr schmerzhaft Hautentzündung) am Gesäß hatten und vor Schmerzen weder gehen noch sitzen konnten. Der Russen- oder Moldowanerjunge hätte eben 2 - 3 Kopeken Tagelohn und das Essen gekostet!

Und erst beim Dreschen! Übrigens da muss darauf hingewiesen werden, dass bei uns damals das Getreide unmittelbar nach dem Mähen sofort eingeführt und nicht eingeschobert oder gar in einer Scheune untergebracht, sondern direkt auf den Dreschplatz abgeladen und gedroschen wurde. Bei der Trockenheit, die sommers oft monatelang zu herrschen pflegte, war dies die rationellste Methode. Da die Felder oft 5, 6 und mehr Kilometer weit vom Dorf entfernt lagen, beanspruchte allein die Fahrt hin und zurück gute zwei Stunden, dazu kam noch das Laden der Wagen. Da musste früh aufgestanden werden, wenn am Morgen mit dem Dreschen noch rechtzeitig begonnen werden sollte. In der Regel waren es nur wenige Minuten nach drei, höchstens halb vier Uhr, wenn Vater zu mir ans Bett kam und mich so lange rütteln und schütteln musste, bis ich soweit wach war, dass ich bis zum Wagen torkeln und mich dort auf das Häufchen Stroh legen konnte, das ich mir am Abend zuvor zurechtgelegt hatte. Wie gut wäre mir die Stunde Schlaf bekommen, die die Fahrt bis zum Feld gedauert hat, wenn nur das

furchtbare Rütteln und Klappern der gut 7 Meter langen und 2 Meter hohen "Harbie" nicht gewesen wäre! Wohlgedenkt, als ich am Abend vorher ins Bett kam, war's mindestens 10 Uhr!

Und wenn einer glauben sollte, dass es nur mir so ergangen sei, der irrt sich gewaltig. Das war die Regel und zwar eine solche, die insofern eine Ausnahme bildete, dass sie - wenigstens in unserem Dorf- keine Ausnahme hatte. Mein Vater war alles andere, nur kein Rohling, aber auch durchaus nicht wehleidig. Ich erinnere mich sehr wohl, wenn ich manchmal beim Wecken gar so jämmerlich weinte, kam es vor, dass auch er sich abwenden und schnäuzen musste. Heute weiß ich warum. Heute weiß ich auch, dass das alles nur in der Übertreibung falsch war, im Prinzip war es entschieden gut. Es ist ein Naturgesetz: 6 Tage Arbeit, dann nur kann es einen wahren Sonntag geben. Und ob es gar so falsch war, wie wir e r z o g e n wurden? Wenn der, der dies schreibt, demnächst seinen 84. Geburtstag... nein, nicht feiern- gefeiert hat er sie nie - sondern begehen darf, dann ist das doch ein gewisser Beweis, dass es nicht gar so falsch war. Vielleicht war es sogar eine gewisse Auslese.

Ob wohl die Elf in unserer Familie alle zu so tüchtigen Männern und Frauen geworden wären, wie es die "Übriggebliebenen" sieben geworden sind? Aber wohlgedenkt: die Vier, die so früh sterben mussten, mussten es durchaus nicht, weil sie gar so sehr überstrapaziert geworden sind, sondern nur, weil damals viele Krankheiten unheilbar waren, die es heute schon längst nicht mehr sind. Vor allem aber, weil es damals im Umkreis von weit mehr als hundert Kilometern keinen Arzt gab, der die damals schon heilbaren Krankheiten hätte heilen können.

Damit soll aber dem unverzeihlichen Missbrauch der Kinder und Jugendlichen keineswegs "das Wort geredet" werden, vor allem darum nicht, weil manche von ihnen dadurch körperlich zu Schaden kamen. Unvergleichlich wichtiger und schwerer war der Schaden, den sie dadurch an Leib und Seele erlitten. Wenn der Mensch in seiner Kindheit und Jugend niemals das Glück der Freude kennenlernt, wenn er Tag für Tag vom frühesten Morgen bis spät in die Nacht von Kind an nur mithelfen muss bis zur körperlichen Erschöpfung, ausschließlich um materielle Werte zu raffen, - ist es da ein Wunder, wenn er zum nackten Materialisten wird, wenn das Seelische und Geistige in ihm abstirbt? Wer unsere Alten, wohlgedenkt, meine und meiner Altersgenossen Alten, das heißt die, die um die Jahrhundertwende alt waren, - wer die nicht ungerecht beurteilen will, - der darf das alles nicht aus dem Auge verlieren. Die ersten, die Einwanderer, die mussten buchstäblich ums tägliche Brot kämpfen. Sie wären sonst elend verhungert. Bei der zweiten und dritten Generation mag's kaum viel besser gewesen sein. Außerdem waren die es "gewöhnt". Und "gewöhnt" waren es auch die weiteren Generationen. Darum bitte nicht so "hochnäsiger"! und mit etwas weniger Geringschätzung an unsere Alten denken.

Zu dieser, dem einen oder anderen vielleicht ein wenig deplaciert erscheinenden Mahnung bin ich gezwungen, weil das, was ich im weiteren von mir erzählen will, leicht als Aufforderung zum Gegenteil aufgefasst werden könnte.

Es war ja so, dass wir "Studenta" wie wir von einigen mit Ironie, von anderen wohl auch aus Neid, und nur von wenigen ganz aufrichtig genannt wurden, wenn wir zu den Sommerferien nach Hause kamen, stets sehr herzlich begrüßt wurden. Aber schon am andern Morgen durften wir nicht mehr mit der in Russland obligatorischen Schüleruniform (die aber keineswegs darum vorgeschrieben war), "paradieren". Wir mussten in die "Montur" des Feldarbeiters schlüpfen, damit der Wanja und die Sonja des armen Bauern in ihrem schäbigen "Kitteln"

oder bescheidenen Kleidchen nicht neben dem Petruscha im noblen Schneideranzug und der Lisotschka im aufgedonnerten Kleid -nach der letzten Mode- zu sitzen hat, - dass er selbstverständlich seine Uniform ablegen und in der gewöhnlichen Arbeitskleidung nach dem Frühstück zu den andern auf den Wagen stieg und draußen auf dem Felde "mitmachte". Die Blasen und Schwielen, die sich oft schon nach wenigen Stunden an den Händen bildeten und auch noch einiges Andere, das sich im Laufe des Tages einstellte, das trug wenig zur Verschönerung der Arbeit bei. Es musste hingenommen werden, denn eine Alternative gab es nicht. Und für mich schon gar nicht. Ich war der Jüngste in der Familie. Nach mir waren ja nur noch die beiden Schwestern gekommen. Und da ergab sich für mich insofern eine sehr ungünstige Lage: Mein nächstälterer Bruder hatte "ausg'lernt", sein Studium beendet, und eine Küsterlehrer-Stelle in einem gute 70 - 80 Kilometer entfernten Dorf angenommen, musste folglich auch den Sommer über "im Amt" bleiben. Der zweit ältere²³ hatte wenige Wochen nach meinem Eintritt ins Seminar geheiratet (November 1900) und hatte sein Land mit dem seiner Frau zusammengelegt und sich dort²⁴ "niedergelassen". Und da Vater "auch nicht mehr der Jüngste"²⁵ war, ergab es sich von selbst, dass von Mitte Mai bis Ende August die "Wirtschaft" bereits seit drei Jahren weitgehend in meinen Händen lag. Durchaus nicht alles, was ich und wie ich's getan habe, fand Vaters restlose Zustimmung. So tadelte er zum Beispiel jedes Jahr, dass ich den Mais (Welschkorn) "z'dünn g'stellt" habe. "Vom Raushacka werd's net meh" war seine Meinung, und viele gaben ihm recht. Wenn dann aber im Oktober auf den Feldern der andern die Maiskolben kaum halb so lang und dick waren wie bei uns, dann gab er zu: "er hat eba doch recht g'het!". Ich hab's aber nicht mehr gehört, denn ich war inzwischen wieder ein paar hundert Kilometer weit fort von daheim. Und nur aus dem Munde der Geschwister erfuhr ich, dass ich in seinen Augen ein guter Bauer zu werden "verspreche".

Das alles muss man wissen, wenn man verstehen und begreifen will, warum mein Vater und ich so gesprochen und gehandelt haben, wie wir es getan haben. Denn als ich am andern Morgen nach meiner Ankunft wieder in meiner Schüleruniform am Frühstückstisch erschien, und meinem Vater ausführlich von meiner Unterredung mit Direktor Mittelsteiner erzählte und mit der Erklärung schloss, dass ich, wenn nicht heute schon, so doch unbedingt Morgen gleich wieder zurück nach O. fahren will, um mich zur Aufnahme in die Realschule vorzubereiten, da saß er eine ganze Weile schweigend still und nickte nur ein wenig mit dem Kopf, dann fragte er, ohne mich anzusehen, ganz leise: "...on wer wird die 127 Desjatin, die i g' sät han, ernta un drescha?... "

Eine ganze Weile habe ich meinen Vater schweigend angesehen. Wie war es möglich, dass diese Frage, die doch so absolut unausbleiblich kommen musste, dass sie mir so vollständig unerwartet kam, mich so niederschmetternd überraschte? Nach einer Weile stand ich schweigend auf und zog mich in mein Zimmer zurück. Nach wenigen Minuten trieb es mich aber hinaus. Ich musste wieder durch das Zimmer, wo die Eltern mit den Schwestern noch immer schweigend und ohne zu essen am Tisch saßen. Durch den Hinterhof ging ich in den Wald. Als ich nach etwa einer Stunde oder mehr zurückkam, war Vater mit dem Knecht aufs Feld gefahren.

²³ Immanuel

²⁴ in Neu-Posttal

²⁵ 55 Jahre

Doch das sind traurige Erinnerungen. Für mich doppelt traurig. Stand ich doch damals nicht nur vor den Scherben aller meiner Träume und Hoffnungen, heute weiß ich, dass ich meinem lieben, guten Vater - nicht in Taten, nicht einmal in Worten, aber doch in Gedanken - schweres Unrecht zugefügt habe. Er liebte mich, war stolz auf mich, wollte nur das Beste für mich. Ich war der letzte Männliche in der Familie. Nach dem bei allen deutschen Siedlern des Schwarzmeergebietes herrschenden Minoratsrecht, ging der Hof mit allem, was dazugehörte, an mich über. Und dazu gehörte allerhand, nicht nur die 65 ha Eigenland, sondern weitere 11 ha, die dazu gekauft worden waren, und vor allem die seit vielen Jahren zur Tradition gewordene Pacht eines Gutes von etwa 325 ha, die noch dazu durch die vom Vater eingeführte geschickte Handhabung, fast zur vollständigen Gratisbenützung geworden war. Es war - bei Gott - ein "warmes Nest", das Vater für mich bereithielt. Und nicht nur in seinen Augen, auch in den Augen meiner Geschwister war es allerhand an Dummheit, die ich mir da mit meiner Ablehnung leistete. Aber Schwamm darüber! Kurzum: am andern Morgen fuhr nicht Vater, sondern ich mit dem Knecht aufs Feld.

Ich habe sie, die 127 ha, genauso geerntet und gedroschen, wie die eben so viele oder mehr der 2 Jahre zuvor. Und als dann Ende August der Schulze von F. mit dem dortigen Schreiber zu Vater auf den Hof gefahren kam, bedurfte es keiner besonderen Überredungskunst, - auch ohne die Flasche Wein, die Vater, und ohne den Teller mit "Lebküchle", die Mutter auf den Tisch dazustellen. - hätte ich das vorbereitete Gesuch an den staatlichen Schulinspektor des Kreises unterschrieben, in dem ich unter Beifügung meines Diploms um Ernennung zum ("Sawedujuschtschij") = Leiter der Schule von F.²⁶ ersuchte.

So wurde ich "Russalehrer" in F. mit einem Jahresgehalt von 330 Rubel. Ende August - an das genaue Datum kann ich mich nicht mehr erinnern - brachte mich Vater selbst samt Möbel und sonstiger Junggesellen-Ausstattung in meine amtliche 2-Zimmerwohnung nach F. Und da erfuhr ich erst, dass die schöne Nussbaum-Schrankkommode, die mir sehr gefallen hatte, für mich bestimmt war.

In der Schule nun als Lehrer ²⁷

Sie, die Schule, unterschied sich von der in meinem Heimatdorf nur dadurch, dass sie, die "kleine", wie die "große", viel größer und auch wesentlich älter war. F. war eine der ersten deutschen Siedlungen im Schwarzmeergebiet und mindestens 25-30 Jahre älter als mein Heimatdorf. Und da es mindestens viermal so groß war, musste natürlich auch die Schule, die "große" wie die "kleine", entsprechend größer sein. Dies trifft nicht nur hinsichtlich der Schülerzahl, sondern auch in Bezug auf den Fassungsraum zu. Denn auch in F. war die "große Schule" gleichzeitig, vielleicht richtiger in erster Linie, auch Bethaus. Nur war mein Heimatdorf wesentlich fortschrittlicher als F. Während dort schon vor fast 20 Jahren ein gesondertes Bethaus erbaut wurde und die Schule nur noch Schule war, fanden hier die Gottesdienste immer noch im selben Raum statt, in dem die "große Schule" untergebracht war. Und die Zahl der Schüler betrug hier mehr als 200, während sie dort kaum die 50 erreichte.

Einiges Andere, von dem, was mir hier im Vergleich mit dem, was ich im Heimatdorf als Schüler selbst erlebt hatte, als besonders rückständig erschien, dürfte auf mangelhafte Erinne-

²⁶ wahrscheinlich Friedenstal

²⁷ von Herbst 1902 - 1904

rung zurückzuführen sein. Ob z. B. meine Altersgenossinnen auch dort winters in dem oft maßlos überhitzten Raum mit dicht in dicke Wolltücher eingewickelten Köpfen sitzen und schwitzen mussten, weiß ich nicht. Aufgefallen ist es mir jedenfalls erst hier. Die Folgen dieser Missachtung von Hygiene waren nicht nur an den verschwitzten Gesichtern der Kinder abzulesen, sondern weit störender an dem lauten vielstimmigen Husten der Mädchen nicht zu überhören. Als ich daher die Kinder aufforderte, die Tücher während des Unterrichts abzulegen, und ihnen auch sagte, warum dies notwendig ist, da wunderte ich mich erst, dass viele von ihnen meiner Aufforderung nur zögernd, eine ganze Reihe aber überhaupt nicht nachkamen. Erst als am Abend die beiden Kirchenväter zu mir in die Wohnung kamen und mir den Vorwurf machten, dass ich ihre Kinder zwingen, gegen "Gottes Gebot zu verstoßen" und mir sogar die Stelle des Apostelbriefes zeigten, gegen die ich "gesündigt" hatte, erkannte ich meinen Fehler. Meine Argumente gegen die gesundheitsschädlichen Folgen solcher unhygienischer Einwicklung des Kopfes im überhitzten Raum erweckten nur mitleidiges Kopfschütteln. Ein Gebot der Heiligen Schrift könne niemals gesundheitsschädlich sein. Auch eine Rücksprache mit dem Pastor blieb erfolglos. Es habe keinen Sinn, gegen den Strom schwimmen zu wollen. Und schließlich: Es waren ja seine und nicht meine Kinder...

Zwei Jahre war ich "Russalehrer" in F. Warum ich nicht dort geblieben bin, sondern nach Überführung nach P.²⁸ angesucht habe? Das Gehalt blieb dasselbe. Die Gemeinde galt als wesentlich fortschrittlicher. Die Bauern waren erheblich wohlhabender. Vor allem aber war das Dorf viel kleiner als F. Dementsprechend betrug auch die Zahl der Schüler kaum ein Drittel der Zahl von F. Außerdem lebte dort mein älterer Bruder²⁹ mit Familie, bei dem ich Unterkunft und vollen Familienanschluss fand.

Wie leider oft im Leben haben sich auch hier nicht alle Erwartungen und Hoffnungen erfüllt. Vor allem traf dies gerade in Bezug auf die Fortschritte zu. Die bekundeten sich mehr im rein Äußerlichen, speziell was Hygiene betraf. Die Menschen unterschieden sich zwar auch in dieser Hinsicht sehr vorteilhaft von denen in F., aber auch sie hatten sich durchaus noch nicht ganz von der, aus der alten Heimat mitgebrachten, auf religiöse Traditionen beruhenden, weitgehenden Vernachlässigung der Körperpflege gelöst. Das Waschen, speziell das Waschen des ganzen Körpers, galt keineswegs noch immer als sündhafte Handlung. Aber eine Badestube gab es im ganzen Dorf nicht, obwohl eine verhältnismäßig große Anzahl der Familien so wohlhabend war, dass sie sich allerhand Luxus erlauben konnten und auch erlaubten. Gerade den einer Badestube aber nicht. Fast in jedem Haus herrschte noch immer die Sitte, dass sich 3, 4 und mehr Personen im selben Wasser Hände und Gesicht wuschen und mit demselben Handtuch abtrockneten. Und gerade in diesem Dorf wirkten sich die Folgen der Vernachlässigung dieser elementarsten hygienischen Maßnahmen geradezu katastrophal aus. Zu meiner großen Verwunderung musste ich nach wenigen Wochen schon feststellen, dass auffallend viele Kinder an heftigen Augenentzündungen litten. Ich benützte die erste Gelegenheit zu einer Fahrt nach der Kreisstadt, um dem Schulinspektor auf das Dringlichste den Tatbestand zu melden, und um einen möglichst baldigen Besuch des Augenarztes zu bitten.

Bereits in der nächsten Woche erschien dieser auch und stellte fest, dass über 70% der Schüler an dem Trachom, der sehr gefährlichen ägyptische Augenkrankheit leiden, die sehr leicht zu

²⁸ sein Heimatort Plotzk

²⁹ Christian war Küsterlehrer in Plotzk

vollständiger Erblindung führen kann..... Eine ganze Anzahl der Kinder, bei denen die Krankheit bereits sehr weit fortgeschrittene Form angenommen hatte, operierte er an Ort und Stelle. Die anderen sollten zu ihm in die Praxis kommen. Wie viele dieser Aufforderung nachkamen, weiß ich nicht. Aber bestimmt nicht alle. Und zwar bestimmt nicht aus eigenem Verschulden, sondern weil Vater und Mutter mit einem verächtlichen "Ach was" die Sache "abtaten". Auf Anordnung des Arztes musste von nun an jeden Morgen in jedem Klassenzimmer ein in Sublimat getränktes Handtuch neben der Tür aufgehängt werden, und die Kinder mussten sich bei jedem Eintreten daran die Hände abreiben. Dass es immer geschehen sei, will ich nicht behaupten, denn ich konnte ja nicht immer dabei sein, und mein Kollege nahm die Sache weniger ernst. Von mir selbst kann ich es aber mit Bestimmtheit sagen. Und trotzdem: Als ich mich nach Schulschluss bei demselben Augenarzt meldete, musste er sofort die obligate Operation vornehmen.

Ob und wie die Sache weiter "gehandhabt" wurde, weiß ich nicht, da ich wenige Wochen später die Heimat für längere Zeit verließ. Als ich dann aber nach einer ganzen Reihe von Jahren wieder für längere Zeit zurückkam, hatte ich den Eindruck, dass diese im vollen Sinne des Wortes zur Epidemie gewordene schwere Augenkrankheit fast gänzlich verschwunden war. Ob dies wohl nur darum geschehen war, weil die Menschen inzwischen einigermaßen zu leben gelernt hatten, - will ich dahin gestellt sein lassen. Soviel habe ich aber festgestellt: Die Badewanne war keine Rarität mehr, und was gerade zur Bekämpfung dieser Augenkrankheit noch wichtiger war: - der russische "Rukomojnik" hatte auch in vielen deutschen Häusern "Anklang" gefunden. Er gestattete – was für die Hausfrau von sehr großer Wichtigkeit war, weil oft sie es war, die sich um das Herbeischaffen des Wassers kümmern musste - das Waschen von Händen und Gesicht mit wenig fließendem Wasser. Wie weit auch das eigene Handtuch für jedes Familienmitglied zum Usus geworden war, ist mir unbekannt geblieben.

Wie es kam?

Kam ist ganz richtig. Ich hab viel und oft darüber nachgedacht. Oft zwar lagen Jahre dazwischen. - Ein Wille, es zu tun, bestand nicht. Es war immer da. Das?.. Nein, gewusst habe ich es nicht, aber irgendwie empfunden, gespürt, habe ich es immer, tief unten, weit hinten, nein. Richtiger n e b e n mir, wie ein Schatten, den man ja auch mit sich trägt, ohne dass man sich dessen bewusst ist.

Wie in den drei vorhergehenden Jahren hatte ich auch in diesem Jahr (1906) die von Vater gesäten "127 Desjatine" (er ist nur vor den Pflügen mit der Sämaschine um das Feld herumgefahren, das übrige hat ein Knecht besorgt) geerntet. Auch ein gut Teil davon gedroschen. Wie immer war Vater natürlich stets dabei. Und wie immer gab's zwischen uns nie Streit, nicht einmal Meinungsverschiedenheiten. Nur an eines glaube ich mich ganz unklar zu erinnern: dass ich die letzten Tage zuvor wohl noch etwas schweigsamer gewesen war. Doch mag das auch Täuschung sein.

Auch an diesem Tag war ich aufgestanden, wie an allen andern Tagen, war auf den Dreschplatz gegangen, wo Vater bereits angefangen hatte, das am Vortag ausgedroschene Getreide, das ich mit meinen beiden Schwestern am Abend zuvor das erste Mal "durch die Putzmühle gelassen" hatte, nun das zweite Mal "durchzulassen" und habe ihn abgelöst. Als dies gesche-

hen war, und die Knechte mit den "Harbi's" noch nicht vom Felde zurück waren, wurde das gereinigte Getreide in Säcke gefüllt - etwa zu je 50 Kilo - diese auf einen "halblangen" (etwa 4 Meter lang) Wagen gestellt, vor den der "alte Wallach" gespannt war und hinab in den Hof vor den Speicher gefahren. Ob ich wie üblich bis zur Rückkehr der Knechte vom Felde auch an diesem Tage einen oder zwei Wagen solcher Säcke in den Speicher getragen und geleert habe, weiß ich nicht mehr. Nur das eine glaube ich sagen zu können, dass sich auch an diesem Tage alles genau so "abgespielt" hat, wie an allen vorangegangenen. Als die drei "Harbi's" vom Felde kamen, wurden sie sofort direkt auf den Dreschplatz abgeladen, und der "Drasch angelegt" (das Getreide gleichmäßig über den ganzen Dreschplatz, eine Ellipse von etwa 20x30 m ausgebreitet). Dann ging es hinunter in den Hof, die Frauen melkten, machten das Frühstück zurecht, die Männer gaben den Pferden frisches Futter in die Krippen und das übrige gereinigte Getreide wurde in den Speicher geschafft.

Nach dem Frühstück wurden die Dreschpferde - die drei anderen für das Einholen des Getreides bestimmten hießen Fahrpferde - den Hof hinaufgeführt und an die am Rande des Dreschplatzes liegenden Steine gespannt und das Dreschen begann. "Treiben" war schon seit Jahren meine Sache. Die andern - auch Vater - taten es nur ungern, weil es so langweilig war und sie immer bald im Stehen einschlieften und die Pferde dann oft minutenlang "auf der Stelle" im Kreis liefen. Mir wäre das ganz unmöglich gewesen, selbst wenn ich es gewollt hätte. Weniger das Überwachen der Pferde und der Arbeiten, die auf und am Dreschplatz verrichtet werden musste, waren es, die mich davon abhielten, weit mehr waren es die eigenen Gedanken, denen man so gut und bequem nachhängen konnte und die einen wach hielten. Alles andere war ja doch nur Routine, die sich von selbst ergab, die kein Denken erforderte.

Ob es heute andere waren? - Wenn ich das wüsste! - Wie oft, wie viel tausendmal habe ich versucht, mir diese schicksalhafte Stunde meines Lebens in meinen Erinnerungen wachzurufen! - Rein nichts ist davon zurückgeblieben. Leere, absolute Leere! Nur ein verschwommenes Entsinnen, dass ich, als der Drasch fertig gedroschen war, und ich die Pferde vom Drasch heruntergeleitet hatte, unter einem ganz unerklärlichen dumpfen inneren Drang zu meinem Vater hinging und mit einer mir selbst ganz fremden Stimme leise sagte:

„Vater, i fahr jetz weiterlerna“.

Wie mein lieber Vater darauf reagierte, weiß ich nicht. Gesagt hat er, meines Wissens, nichts und sein Gesicht habe ich nicht gesehen. Meine Augen waren nach innen gerichtet.

Schweigend ging ich vom Dreschplatz runter in den Hof, ging ins Haus, wusch mich, kleidete mich um, packte das nötigste an Wäsche und Kleidern in einen kleinen Koffer - vergaß auch die 200 Rubel nicht, die ich von meinem Gehalt, weiß nicht warum, noch nicht an Vater abgeliefert hatte, ging zum "Poschtar", dem Pächter der "Semstwo-Post" und verlangte einen Wagen zur Bahn.

Ohne Abschied von den Eltern und Geschwistern fuhr ich ab. Ich war a l l e i n. - Ohne Eltern und Geschwister; - ganz allein. Dass es ein Bruch mit dem Elternhaus war, war mir bewusst. Ob für immer? - Ob es ein Zurück gab? - Nicht denken

Es war ein weiter Weg, viel weiter, als ich vermutet hatte. Der Rektor des ersten Instituts, in dem ich vorsprach, war sehr höflich, sogar ein wenig freundlich. Als er sich mein Abgangs-

zeugnis vom Seminar ein Weilchen angesehen hatte, meinte er ein wenig gönnerhaft: "Herren mit solchen Zeugnissen, die zudem noch drei Jahre Praxis hinter sich haben, die haben wir gern in unserem Institut. Dass Sie die Aufnahmeprüfung bestehen werden, auch wenn wir von den üblichen 100 - 150 Kandidaten nur 30 aufnehmen können, das halte ich für sehr wahrscheinlich. Aber ich muss Sie auf eines aufmerksam machen. Wir nehmen nur 10% Nichtrussen auf. Sie wären bereits der 14. der sich meldete. Rechnen Sie selbst".

Meine Rechnung war schnell gemacht. Ich bedankte mich für die freundliche Information, wandte mich um und ging zum Hafen, wo ich zu meinem Glück das Schiff noch antraf.

Im zweiten Institut gab es keinen numerus clausus. Es lag in einem Gebiet, das erst vor knapp 100 Jahren zur russischen Provinz geworden war, und wo die Bevölkerung mindestens zu 90% aus Nichtrussen bestand. Der Rektor und das gesamte Lehrpersonal, und sogar der Pedell, waren aber Russen. Der Andrang war wohl noch größer als dort. Die Aufnahmeprüfungen dauerten mehrere Tage. Der Menschenhaufen im Hof des Instituts wurde aber von Tag zu Tag zusehends geringer. Wie aus den Gesprächen, die dort geführt wurden, zu entnehmen war, tröstete man sich gegenseitig, dass es durchaus nicht so schlimm sei, auch wenn man hier "durchfalle". In der nur wenige hundert Schritte weiter auf derselben Straße liegenden Junkerschule werde viel weniger streng geprüft. Was sich da an Kandidaten zur Aufnahme angemeldet hatte, waren ja junge Männer zwischen 25 und 30 Jahren, meist Volksschullehrer mit mehreren Jahren Praxis, denen brauchte man es nicht erst zu sagen, wenn sie "durchgefallen" waren. Und für viele von ihnen war die Offizierslaufbahn in der russischen Armee durchaus nicht so viel weniger "verlockend", als die eines Lehrers an einer Schule in einem gottvergesenen russischen Städtchen. Für mich traf dies weniger zu. Auch hatte ich es nicht nötig, denn ich hatte die Prüfungen bestanden. Wie ich dann nach einigen Tagen beim Unterrichtsbeginn feststellte, war ich nicht der einzige Deutsche. Beim Verlesen der Liste meldete sich ein Kollege G. aus der Krim.

Über das Leben im Institut ist nicht viel in Erinnerung geblieben. Es war ein sehr bunt zusammengewürfelter Haufen, in dem ich nun Tag für Tag saß. Die Russen bildeten eine kleine Minderheit. Georgier, Armenier, Tataren, ein Pole und sogar ein Lette aus der Gegend von Riga. Seine Heimat war übrigens kaum ferner als meine. Zu einer auch nur annähernd so guten Kameradschaft wie im Seminar ist es nicht gekommen. Der Hauptgrund lag aber wohl darin, dass dort alle ihr "Auskommen" hatten, die einen ein Stipendium, die andern den "Monatswechsel" von den Eltern oder andern Verwandten. Hier aber war der Großteil darauf angewiesen, sich die Existenzgrundlage selbst zu schaffen. Auch ich. Denn dass ich, nach dem Abschied, wie ich ihn genommen hatte, nicht mit der Bitte um Geld an Vater herantreten konnte, bedarf keiner Begründung. Dass ich es sofort bekommen hätte, wenn ich darum gebeten hätte, weiß und wusste ich absolut sicher. Es nicht zu tun, war ich mir selbst schuldig. In einer Karte habe ich meiner ältesten Schwester³⁰ mitgeteilt, dass ich ins Institut aufgenommen wurde, und meine Anschrift³¹. Ob ich Grüße an die Eltern zugefügt habe, weiß ich nicht.

Die einzige Möglichkeit, die notwendigen Existenzmittel zu beschaffen, waren Nachhilfestunden. An nachhilfebedürftigem Nachwuchs gut situierter Eltern fehlte es auch in T. nicht. Die Schwierigkeit bestand am Anfang nur im Auffinden von Anschriften. Erst später musste

³⁰ Maria

³¹ in Tiflis

man dann feststellen, dass es leider auch noch andere, erheblich schlimmere Schwierigkeiten gab. Wenn nach zwei – drei Monaten langem vergeblichem Warten auf das mehr als bescheidene Honorar das Dienstmädchen auf das Klingeln die Tür nur einen kleinen Spalt öffnete und mit einem schnippischen "Nje weleno Prinjatj!" sofort vor der Nase wieder zuschlug, oder wenn man mehrere Tage vergeblich an der Tür geläutet hatte, dann zum "Dwornik" ging und sich nach dem Herrn Soundso erkundigte, und dieser (er wusste Bescheid) einem mit aufrichtigem Bedauern mitteilte: "Ja, Lieber, die sind vorgestern umgezogen!" - das verursachte erheblich größere Schwierigkeiten. Da war eben für zwei drei Wochen Schmalhans Küchenmeister. Und ein Glück war es, wenn der Zimmergenosse einem die Überbrückung dieser Zeit etwas erleichtern konnte und wollte.

Natürlich gab es leider auch Fälle, wo, - wie man zu sagen pflegt - alles fehlging. Ein solcher Fall traf für mich gleich im ersten Jahr zu Weihnachten ein. Dass die Weihnachts- und Osterferien unbezahlt blieben, war Usus. Leider waren aber an drei vier Stellen auch die vorhergegangenen Wochen und Monate noch immer unbezahlt geblieben (für die Vorbereitungen zum Fest hatte die Hausfrau eben etwas viel Geld ausgegeben!). Ein kurzer Brief an Vater - auch ohne ein förmliches "zu Kreuze kriechen" - hätte genügt. Mir wäre für Wochen geholfen gewesen. Ich zog es aber vor, zu einem Tischler zu gehen und ihn zu fragen, ob er für die Feiertage nicht Arbeit für mich habe. Als ich ihm sagte, dass ich der Sohn eines guten Tischlermeisters sei, zwar das Handwerk nicht ausgelernt habe, aber doch einiges davon verstehe, da willigte er ein. Mit Ausnahme des ersten Festtages habe ich vom 22. Dezember bis zum 6. Januar mit einer "Trennsäge" von Hand dicke Nußbaumstämme in Bretter "getrennt". Am Schluss hatte ich an jedem Handgelenk ein walnußgroßes "Überbein". Es ist erst nach vielen Wochen sehr langsam wieder verschwunden.

Aber es gab auch entgegengesetzte Ausnahmen (auch die vorhin genannten waren Ausnahmen!). Noch heute denke ich gerne an die Mutter eines polnischen Jungen, dem ich über ein Jahr lang Nachhilfestunden erteilen musste. Der Junge hatte eben eine sehr schwere Krankheit überstanden und war nicht nur körperlich, sondern auch geistig etwas "mitgenommen". An beidem war aber wohl nicht allein die eben überstandene Krankheit schuld.

Der Vater war, trotz seiner polnischen Herkunft, Militärarzt im Rang eines Obersten. Die Mutter, eine intelligente, streng gläubige Katholikin, und - wie ich sehr bald selbst feststellen konnte - (mein Honorar bestand hier im unentgeltlichen Mittag im Kreise der Familie) eine hervorragend tüchtige Hausfrau, die diese ihre Aufgabe so ernst nahm, dass sie, im Gegensatz zu vielen Russinnen, die Küche nicht vorbehaltlos der Köchin überließ.

Das war es wohl auch, was ihr, die keineswegs eine "Schönheit" war, die Treue ihres Mannes eintrug, der ein großer Feinschmecker war. Dass ich daran mitprofitieren durfte, war für mich ein nicht zu überschätzender Gewinn. Denn was ich mir sonst als Kost leisten konnte, war oft mehr als bescheiden.

Aber wenn ich vorhin sagte, dass ich mich noch heute gern an diese Frau erinnere, so beileibe nicht wegen der herrlichen Mittag, die ich an ihrem Tisch genießen durfte.

Sie war nicht nur eine tüchtige Hausfrau und hervorragende Meisterin der Kochkunst, - sie war auch ein selten guter Mensch.

Wie so oft im Leben erwirbt man sich die Sympathie - aber nur zu oft auch das Gegenteil - eines Menschen ganz unbeabsichtigt durch irgendeine Bagatelle, durch ein Wort, das man

sagt, oder eine Handlung, die man vollführt, ohne sich dabei auch nur das Geringste zu denken. So habe ich auch die Sympathie dieser Frau gewonnen. Ich saß am ersten Tag bei ihrem Jungen in seinem Zimmer, und wir besprachen miteinander, wo und wie er in den einzelnen Fächern meine Hilfe wünscht, da kam sie herein und bat zum Tisch.

Als ich den Jungen bat, er möge mir zeigen, wo ich mir zuvor die Hände waschen könne, - sie war vorausgegangen - da wandte sie sich plötzlich überrascht um und sagte mit sehr freundlichem Lächeln zu dem Jungen: "Führe den Herrn ins Bad". Offensichtlich hat sie, nach den Erfahrungen mit meinen Vorgängern, meinen Wunsch, mir vor dem Tisch die Hände zu waschen, sehr angenehm überrascht.

Wenn der Herr Oberst dienstlich abgehalten wurde, und sie nur mit dem Jungen und mir zu Tisch saß, nahm die Unterhaltung manchmal einen intimeren Charakter an. So erzählte sie mir einmal, als der Junge wegen einer leichten Erkältung das Bett hüten musste und am gemeinsamen Mittagstisch nicht teilnehmen konnte, auch die Geschichte seiner letzten schweren Krankheit.

Als die Krankheit, die erst ganz harmlos zu sein schien, schwerere Formen annahm, war es selbstverständlich, dass der Vater, der selbst wohl auch Arzt - aber Okkulist - war, die Behandlung einem Kollegen vom Fach übertrug, und, da der Zustand des Jungen immer ernster wurde, auch noch eine ganze Reihe weiterer Kollegen heranzog.

Als die Mutter, die diese Entwicklung mit bangem Herzen verfolgt hatte, an den Gesichtern der behandelnden Ärzte nur zu deutlich ablesen konnte, wie es um ihr Herzblatt, ihr Sorgenkind stand, und diese ihr schließlich eingestehen mussten, dass keine Hoffnung mehr bestehe, - da hatte sie einen im wahren Sinne des Wortes verzweifelten Entschluss gefasst: Sie rannte, wie sie war, ohne sich "straßenfähig" umzukleiden, auf das nahegelegene Postamt. Und sie, die strenggläubige Katholikin, wendet sich mit einer Depesche an den orthodoxen Priester Ioann Ktonschtskij in Petersburg und fleht ihn an: Mein Sohn stirbt. Du hast mit Deinem Gebet schon so viele gerettet. Ich flehe Dich an: Bete auch für ihn, dass mir Gott den Trost meines Mutterherzens nicht nehme.

Nach der schwersten Nacht ihres Lebens - wie sie es nannte - war die Krise überstanden, und ihr Junge schlief ruhig in seinem Bett. Kaum hatte sie mit ihrem Mann endlich wieder einmal ihr Frühstück ruhig zu sich genommen, da brachte der Postbote die Antwort aus Petersburg (sie zeigte mir sogar das Telegramm): "Uspokojsja Sestra, twoj syn shiw budjet" - Sei ruhig, Schwester, Dein Sohn wird leben. Den Text ihrer Dankdepesche hatte sie nicht auch aufbewahrt. Dass er nur überschwänglich sein konnte, war mir ohnedies klar. Sie war fest überzeugt, dass es nur das Gebet dieses Heiligen - wie sie ihn nannte - gewesen sein kann, das ihren Jungen vom Tode gerettet hat. Wie sie mir gestand, sprach sie ihr tägliches Morgen- und Abendgebet, wie auch jedes ihrer Gebete in der Kirche nie ohne die inständige Fürbitte für diesen frommen Gottesmann. Er war auch damals schon seit Jahren in ganz Russland bekannt als großer Wundertäter. Ob sie das alles wohl auch ihrem Beichtvater gesagt hat? Ich hab sie nicht danach gefragt. In meinen Augen ist sie damit um eine ganze Reihe von Stufen gestiegen. Die ersten Sommerferien war ich nicht nach Hause gereist, teils um die beträchtlichen Reisekosten zu sparen, teils aber auch, um in dieser Freiheit durch Nachhilfestunden einige Reserven für den Winter zu schaffen.

Es war in den russischen Schulen nämlich so, dass Schüler mit nur guten Noten im Jahreszeugnis ohne Prüfung in die höhere Klasse versetzt und daher bereits vor Beginn der mehrere

Wochen andauernden Prüfungen in die Ferien entlassen wurden. Schüler, die in weniger als drei Fächern die Prüfungen nicht bestanden, hatten das Recht, sich im Herbst vor Beginn des Unterrichts zu einer Nachprüfung zu stellen. Diese konnte natürlich nur dann Aussicht auf Erfolg versprechen, wenn sich der Betreffende während der Sommerferien durch Nachhilfe unterrichtet auf diese Nachprüfung gründlich vorbereitete. An solchen Nachprüflingen herrschte in einer größeren Stadt nie Mangel, und ich war keineswegs der Einzige, der diese Gelegenheit, sich ein paar Groschen zu verdienen, ausnützte. Es war - bei Gott! - kein Vergnügen. Denn bei der weit südlichen Lage der Stadt, wo um die Mittagszeit die Pferde mit ihren Hufeisen im aufgeweichten Asphalt der Straße buchstäblich versanken, war schon das Stillsitzen im Zimmer eine Qual. Auf die Straße konnte man sich nur am frühen Morgen und späten Abend wagen. Und als ich dann Ende August zählte, was ich im Laufe des Sommers zusammengespart hatte, musste ich mich fragen: Hat sich's gelohnt?

Doch, es hatte sich gelohnt: Nicht um der paar Groschen willen, die ich zurückgelegt hatte, wohl aber dank der Nachhilfestunden im Hause des Militärarztes, richtiger um das tägliche herrliche Mittagessen, das es mir eintrug. Die letzten zwei Jahre brachten mir insofern eine ganz wesentliche Erleichterung, als ich - dem Beispiel eines Freundes folgend - während der über zwei Monate langen Sommerferien immer eine Gruppe von 5 - 6 Absolventen der Zentralschule zur Lehrerprüfung vorbereitete. Dies konnte natürlich nur im Hause der Eltern geschehen. Und darum verbrachte ich von nun an die Sommerferien wieder im Kreise der Familie. Vater hatte nach meinem Weggang die "Bauerei" aufgegeben und alles, was für mich "gemünzt" war, meinem viertälteren Bruder übergeben, der bereits seit mehreren Jahren Küsterlehrer im Dorf gewesen war³². Für mich ergab sich daraus ein doppelter Gewinn. Nicht nur, dass sich meine Beziehungen zu meiner Familie dadurch zu normalisieren begannen. Vor allem war es Vater, dessen Einstellung zu mir sich grundlegend wandelte. Als er erfuhr, dass ich von jedem meiner Kursanten für die zwei Monate 75 Rubel bekam, somit einfach so "nebenher" quasi im "Vorübergehen" fast volle 500 Rubel verdiente, das heißt fast genau so viel, wie mein Bruder als Küsterlehrer in einem ganzen Jahr, da musste er einsehen, dass der Weg, den ich gegen seinen Willen eingeschlagen hatte, auch wirtschaftlich durchaus ganz wesentlich aussichtsreicher zu sein schien, als er sich gedacht hatte. Vor allem nötigte ihm die Tatsache einen gewissen Respekt ab, dass ich ganz ohne seine Hilfe mir eine - nach seinem Maßstab - ganz gute Existenz zu schaffen verstanden hatte. Er wurde - wie mir meine Schwestern verrieten - sehr "stolz auf mich". Ob dieser Stolz berechtigt war? Wenn ich heute zurückdenke, will mir scheinen, dass es zum mindesten nicht sehr klug war, auch weiter Tag für Tag sofort nach dem Mittagessen und bis sieben - acht Uhr abends von einem faulen oder doofen Bengel zum andern zu rennen, wo Vater mir aus seinem Überfluss doch gern das Nötige zur Verfügung gestellt hätte. Dass das eigene Studium unter solchen Notständen sich in der Regel weit über Mitternacht hinausziehen musste, war nicht zu umgehen. Und es wurde auch nicht angenehmer, wenn der Magen zu knurren begann, weil es beim Abendbrot leider nur zu oft tatsächlich nur trocken Brot zum Tee gegeben hatte. Wie mancher meiner Freunde und - Freundinnen - denen die wirtschaftlichen Verhältnisse meiner Eltern bekannt waren, hätten sich, wenn sie alles erfahren hätten, an den Kopf getippt: So ein! ... Manchmal habe ich es sogar selbst getan. Aber... die vier Jahre habe ich "durchgestanden". Sogar die 200 Rubel, die ich in einer besonders schweren Stunde von meinem älteren Bruder geliehen hatte, habe ich fristgemäß zurückerstattet.

³² Christian war Küsterlehrer in Plotzk

Mit dem Studium selbst hatte ich insofern ausgesprochenes "Pech", als die naturwissenschaftlichen Fächer hier im Institut genau so "konservativ" besetzt waren, wie im Seminar. Als ich gleich in den ersten Monaten gelegentlich einer Debatte um eine Stellungnahme zu dem damals auch schon bis nach Russland durchgedrungenen Rutherford'schen Atommodell bat, winkte der Herr mit einer sehr energischen Handbewegung ab: "Wir wollen hier Physik treiben und es den Engländern und Deutschen überlassen, sich die Langeweile mit phantastischen Märchen zu vertreiben". Und genau wie dort war das Fach "Russische Sprache und Literatur" hervorragend besetzt. Und darum habe ich genau wie dort dieses Fach gewählt. Alles übrige nur so nebenbei, "meshdu protschim".

Gesellschaftlich lagen die Verhältnisse hier ganz wesentlich günstiger als dort in Ch.³³ Die deutsche Gemeinde zählte über 5000 Seelen. (In Russland zählte man nicht "Köpfe" oder Menschen, auch nicht Männer und Frauen, sondern - für mich war und ist dies sehr symptomatisch - immer nur "Seelen". Sogar die Personalsteuer hieß nicht Kopfsteuer, sondern "poduschnaja", von Duscha - Seele). Sie hatte eine sehr schöne Kirche (die Straße, an der sie stand, hieß "Kirotschnaja" - Kirchenstraße), ein schönes Pastorat, eine siebenklassige deutsche Schule und ein kleines aber sehr gutes Altenheim mit einem kleinen schönen Gärtchen. Und was in gesellschaftlicher Hinsicht vielleicht noch wichtiger war, es gab einen "Deutschen Verein" in einem schönen Eigenheim mit großem Vorführraum. Für eine erschwingliche Gebühr stand er jedem Deutschen offen. Dass ich nur selten Gelegenheit hatte, davon Gebrauch zu machen, lag bei mir. Immerhin habe ich dort den Anschluss an einige deutsche Familien gefunden, bei denen ich sehr gastfreundliche Aufnahme fand.

Nun aber zum Schluss ein paar Worte über meine Beziehungen zu meinem Studiengenossen und Freund, dem Krimer. In unserem Wesen waren wir grundverschieden. In der ersten Zeit konnte ich keinen richtigen Kontakt zu ihm finden. Was mich abhielt, war vor allem, dass er so schnell und so sehr mit den andern, besonders mit den Russen, intim wurde. Wirtschaftlich war er in der gleichen Lage, wie ich. Auch er musste sich den Unterhalt selbst beschaffen, aber nicht, weil er wie ich, nicht wollte, sondern weil er nicht anders konnte. Sein Vater war schon vor Jahren gestorben, und seine Mutter musste sich selbst kümmerlich durchs Leben schlagen. Nicht als frommer Christ, sondern als überzeugter Sozialist glaubte er, andern in der Not helfen zu müssen. Sie hatten's ihm auf die gemeinste Weise "gelohnt". Als ich ihm ein paar Mal über besonders kritische Verdienstlücken hinweghelfen konnte, begann er, Kontakt mit mir zu suchen. Und weil er etwas weniger sorgfältig und gründlich war, musste ich ihm auch im Studium zuweilen aushelfen. Wir wurden schließlich ganz gute Kameraden, obwohl wir in Vielem direkt entgegengesetzte Ansichten hatten. Er war sozialistisch eingestellt, versäumte selten eine geheime Versammlung der "Eisenbahner" - so nannte man damals die Arbeiter in den Eisenbahn-Werkstätten - und schleppte auch mich ein paar Mal mit. Dem habe ich es zu "verdanken", dass ich gelegentlich einer solchen Versammlung auch den zukünftigen Stalin persönlich kennenlernte. Er war eben erst "sa gromkoje powedenije i tichije uspechi" (lautes Benehmen und leise Leistungen) aus dem Priesterseminar ausgeschlossen worden und fristete als kleiner Schreiberling im örtlichen Konservatorium ein mehr als bescheidenes Dasein. Und wenn er sich in diesen Versammlungen zum Wort meldete (ich selbst habe ihn nur ein einziges Mal sprechen hören), dann erweckte er durch sein zusammenhangloses Gestammel nur Mitleid. (Ich habe übrigens viele Jahrzehnte später, als er bereits die gesamten Alleinherrscher aller Russen und an Bestialität sogar den bestialischsten von ihnen, den Iwan

³³ Chessow (Dnjepr)

IV. weit in den Schatten gestellt hatte, - im Rundfunk eine von ihm aus dem Stegreif gehaltene "Rede" gehört, - man hätte mir durchaus nicht erst sagen müssen, wer spricht, - ich hätte ihn auch ohnehin sofort erkannt. Es war genau dasselbe Gestammel. - Doch zurück zu meinem Freund und Kameraden:

Wir waren sehr verschiedener Natur. Sein mir weitgehend fremder Liberalismus beschränkte sich nämlich nicht nur auf das Gebiet der Politik, er war auch ausgesprochen antinational. Aber wie wenig "tief" dies alles bei ihm saß, zeigte sich sehr bald.

Wiederholt erklärte er bei gelegentlichen Auseinandersetzungen, dass er viel lieber in einer kleinen Bretterbude Heringe und faule Eier verkaufen möchte, als "unter der Herrschaft eines Direktors" - wie er es nannte - Lehrer in einer Schule zu sein. Wenige Jahre später übernahm er in einer andern Stadt die Stelle des Leiters der dortigen deutschen 7-klassigen Schule und "herrschte" nun selbst über fast ein ganzes Dutzend Kollegen. Schon im übernächsten Jahr hätte er verdammt gern eine seiner Lehrerinnen geheiratet, aber obwohl auch sie gern dazu bereit gewesen wäre, unterließ er es, weil nach russischem Recht die Kinder aus Mischehen orthodox und russisch erzogen werden mussten. Konsequenz und Überlegung waren bei ihm kleingeschrieben. Gar manches wurde nicht nur gesprochen, sondern leider nur zu oft auch getan, was er dann später gern nicht wahr haben wollte. Und natürlich musste man zuweilen auch recht unangenehme, manchmal auch sehr drollige Überraschungen mit ihm erleben. So kam es nicht selten vor, dass an Tagen, an denen er das Abendbrot zu stellen hatte, wenn ich am Abend heimkam, statt eines Stückchens Käse, eine Tafel Schokolade oder aber auch ein Hering mit einem "Schkalik" (0,12 Liter Schnaps) neben dem von der Zimmerwirtin gestellten Samowar stand. Und die Rechtfertigung? - "Ich habe heute gerade danach ein so großes Verlangen". Und dennoch würde ich es mir was kosten lassen, wenn mir jemand sagen könnte, wie und wo er "vor die Hunde" gegangen ist. Denn dass er mit den Bolschewiken trotz seiner Sympathie für den Sozialismus, nur zu bald in Konflikt kommen musste, war unausbleiblich. Und dass die ihn nicht eines natürlichen Todes sterben ließen, steht fest.

Damit bin ich nun aber aus der chronologischen Reihenfolge und vom Thema etwas abgekommen. Also zurück ins Institut.

Bereits während der Abschlussprüfungen kam eines Tages der Leiter der örtlichen Deutschen Schule im Auftrage des Kirchenrates zu mir und fragte, ob ich nicht bereit wäre, eine Stelle an ihrer Schule anzunehmen. Was er mir an Gehalt und sonstigen Bedingungen in Aussicht stellte, war ganz akzeptabel. Doch aus einem Grunde, den ich ihm nicht nennen wollte und konnte, erbat ich mir ein paar Tage Bedenkzeit.

Es war immer mein... nein, nicht ein bestimmter Wunsch und Wille, eher ein vager Plan, eine Absicht, nach Abschluss des Studiums in die Heimat zurückzukehren und dort Lehrer an der Zentralschule zu werden. Das hing - mindestens zum Teil - mit meiner bereits erwähnten "einseitigen Verlobung" mit dem damals kaum acht- neunjährigen Töchterchen des deutschen Lehrers an der Zentralschule zusammen. Diesem nun bereits erwachsenen Mädchen, das wie ich wusste, zurzeit ebenfalls die Abschlussprüfungen am staatlichen (russischen) Gymnasium der Kreisstadt machte, hatte ich etwa zwei Wochen zuvor einen ersten und, wie ich mich nur zu gut erinnere, sehr "sachlichen" Brief geschrieben. Wahrheitsgetreu teilte ich ihr mit, dass ich bereits vor fast auf den Tag genau zehn Jahren, zwar nicht ihr, aber mir selbst gelobt habe, sie, wenn die Zeit gekommen sei, um Herz und Hand zu bitten. Dass ich nun die Zeit für gekommen halte, daher mein damaliges Gelöbniß erfüllen möchte und sie frage, ob sie bereit wäre, an meiner Seite durchs Leben zu gehen. Wahrheitsgetreu gestand ich ihr, dass ich kei-

neswegs in sie verliebt sei, dass sie aber doch wohl begreifen werde, dass ein Mensch, der, wenn auch nur in Gedanken, einen zehn Jahre lang begleitet hat, schon darum allein bis zu einem gewissen Grade lieb und teuer werden muss. Ich sei fest überzeugt, dass diese Gefühle im Falle eines intimeren gesellschaftlichen Verkehrs in kurzer Zeit zur wahren Liebe anwachsen würden.

Auf die Antwort musste ich noch fast weitere zwei Wochen warten. Es war keine "glatte" Ablehnung. Doch bin ich schon am nächsten Tag zu dem Herrn Schulleiter gegangen und habe die angebotene Stelle an seiner Schule angenommen. Ausschlaggebend an dem Bescheid des Mädchens war für mich die Begründung der wochenlangen Verzögerung. Vielleicht war aber der verletzte Finger wirklich der richtige und einzige Grund? - Für mich hat damit ein neuer Lebensabschnitt begonnen. Viele liebe Träume waren ausgeträumt. Ich bin gleichsam ernüchtert. Und in vieler Hinsicht war das für mich notwendig und gut. -

Den nachfolgenden Sommer habe ich, im Bewusstsein, dass nun die Zukunft bis auf weiteres wirtschaftlich sichergestellt ist, einfach verbummelt. Eingestehen muss ich aber, dass diese Bummelerei mir im tiefsten Innern gewissermaßen als Vergehen, als etwas Unrechtes vorkam: Die Zeit ist dem Menschen doch gegeben, damit er etwas schaffen kann. Wir nennen sie doch kostbar. Und nun sie einfach v e r g e u d e n !? Nicht ganz ohne leise Gewissensbisse in der Brust habe ich es dennoch getan, habe volle zwei Monate kostbarer Zeit durch Nichtstun vergeudet. Aber war es denn Nichtstun? Ich war doch an jedem Abend ganz schön müde. Einer von den 32 Bummeltagen hat doch sogar weit über Mitternacht gedauert. Und zwar nicht etwa in einer Gaststube bei Wein und Bier und delikatem Abendbrot. Nein, im Gegenteil, am unmittelbaren Fuße des Kasbek. Doch davon später. Zur Rechtfertigung meiner Bummelerei kurz Folgendes: Einen wesentlichen Teil der "Schuld" daran trägt mein Lieblingsschriftsteller und Dichter, Johann Gottfried Seume. Die wenigen, die ihn heute noch kennen, denen brauchte ich eigentlich nicht erst zu sagen, worin meine "Schuld" bestand. Da die meisten Zeitgenossen aber wahrscheinlich hier zum ersten Mal seinen Namen lesen, kurz: Er hat unter anderem "Mein Spaziergang nach Syrakus" geschrieben. Dieser Spaziergang begann in Leipzig und führte im Rückweg über Paris wieder dorthin. Wohlgemerkt, zu Fuß! Er hat noch mehrere ähnliche Spaziergänge gemacht. Einen davon nach Russland. Seine diesbezügliche Ansicht hat er in das Wort zusammengefasst:

„Es ginge alles viel besser, wenn man mehr ginge“

Nachdem ich seine Werke von A bis Z gelesen hatte, stimmte ich ihm auch darin zu. Und weil ich derselben Ansicht war, überredete ich meinen Freund, den Krimer, und einen zweiten und auch zwei Damen zu einem ähnlichen Spaziergang zweimal quer über den Kaukasus, von Tiflis die Georgische Heerstraße nach Wladikawkas (dem jetzigen Ordshonikidse) und von dort die Ossetische Heerstraße bis Kutais. Am zweiten Namen ist aber sowohl das "Heer" als auch das "Straße" zum mindesten sehr übertrieben. Nach nicht ganz drei Tagen mussten wir den in Wladikawkas gemieteten Eselskarren, auf den wir unser Gepäck gelegt hatten (man hatte uns geraten, mindestens für zwei Wochen Proviant mitzunehmen!), zurücklassen und unsere Sachen auf zwei Esel packen, weil die "Heerstraße" nur noch für Fußgänger und Esel passierbar war.

Kurz ein paar Worte über die Damen: Ich hatte sie in dem sehr Musik liebenden Hause des Vertreters der Englischen Bibelgesellschaft kennengelernt, wo die Tochter viel und gut das Klavier und der Sohn fast ebenso gut die Geige spielte, und ich deswegen des öfteren Gast war. Beide Damen waren Sängerinnen, die eine sang einen sehr schönen Alt, die andere, etwas ältere, einen fast ebenso schönen Sopran. Beide aber nicht im Beruf. Sie waren vor kurzem aus England gekommen. Die eine war Baltin, die andere, die Alt, stammte aus eine Mischehe: die Mutter Deutsch-Schweizerin, der Vater Armenier. Ihre Duette im genannten Hause waren für mich stets ein musikalischer Hochgenuss.

Und nun ein paar Erinnerungen aus diesem schönen Spaziergang: Der kurze Besuch in der Kathedrale der ehemaligen Georgischen Zaren in Mzchet hat mich tief beeindruckt, besonders die uralten Fresken an den Wänden. Von dem einen Bild hatte ich schon früher gehört, dass es einen mit den Augen buchstäblich verfolge. Den Eindruck des "Verfolgtwerdens" hatte ich zwar nicht, aber der Blick des Mannes (ob es Christus darstellte, oder irgendeinen Heiligen, weiß ich nicht) war immer auf einen gerichtet, gleich, von welcher Stelle man das Bild betrachtete. Über das Alter der Kirche und der Malereien kann ich nichts sagen. Dass sie sehr alt waren, geht aber schon aus der Tatsache hervor, dass bereits im siebenten Jahrhundert nicht mehr Mzchet, sondern Tiflis, georgisch "Tbilissi" Residenz der georgischen Zaren und die dort in diesem Jahrhundert erbaute Sionkathedrale zur Hofkirche geworden war. Ich freue mich heute noch, dass ich diese historische Sehenswürdigkeit nicht versäumt habe.

Die Georgische Heerstraße bot für die Wanderung einige Bequemlichkeiten, wenigstens insofern, als dass sie in Abständen von 20 – 25 Kilometern "Stationen" mit primitiven Unterkunftsräumen und Verpflegungsstätten bot. Gegessen haben wir in den Stationen, geschlafen aber abseits unter den Bäumen auf dem Rasen.

Nach dem "Baedeker", den ich mir vor dem Aufbruch angeschafft hatte, sollte man nicht versäumen, von der Station "Kasbek" einen Abstecher in die Berge zu machen, von wo sich dann ein herrlicher Blick auf den Kasbek eröffne. Das wollten wir nicht versäumen. Es war aber bereits zwei Uhr nachmittags, als wir diese Station erreichten. Den Abstecher auf den anderen Tag verschieben, wäre ja doch schade gewesen, hätte ja einen ganzen Tag gekostet. Also ohne viel zu überlegen und ohne Mittagessen los, durch den auf der anderen Seite der Straße liegenden "Aul" (georgisches Dorf) hindurch und nicht den Weg, sondern geradeaus den etwa 300 – 400 Meter hohen steilen Hügel hinauf! Wohl gemerkt mit leerem Magen! Dabei war der steile Abhang vom Fuß bis zur Spitze mit feinem verwittertem Gestein bedeckt, in dem man bei jedem Schritt eine gute Spanne zurückrutschte. Oben angekommen setzten wir uns ein Weilchen in das kleine verwitterte Kirchlein (im Baedeker hieß es Kloster), aber keineswegs, weil es eine historische Sehenswürdigkeit darstellte, sondern einfach, weil wir alle Fünfe "marode" waren. Doch auch die Junisonne geht einmal unter und bis zum Kasbek war noch allerhand zurückzulegen, also auch mit dem Verschnaufen "dalli, dalli!". Zum Glück ging's weiter erheblich weniger steil einen Bergrücken entlang. Und, oh, welch ein Glück! Als wir, natürlich nicht laut, sondern jede und jeder für sich, uns überlegten, ob es nicht doch besser wäre, einfach umzukehren, - da kam ein Schäfer mit seiner Herde den Abhang herunter. Glück muss man haben! Und auf unser Rufen kam er auch gleich heran.

Und obwohl er weder Russisch und noch viel weniger Deutsch verstand, hatte er sehr bald kapiert, was wir von ihm haben wollten. Jeder von uns bekam ein Fläschchen (etwa 0,5 l) Ziegenmilch, und ich spendete dazu meine beiden letzten Schokoladentäfelchen aus dem

Rucksack, und das Vaterland war gerettet. Vom Hörensagen wusste ich, dass Ziegenmilch beinahe scheußlich schmecken solle. Getrunken hatte ich noch nie welche. Diese hat mir herrlich geschmeckt. Ob sie immer so gut schmeckt, weiß ich nicht, denn ich habe nie mehr welche zu trinken gekriegt.

Die Sonne war bereits am Untergehen, oder sogar schon untergegangen, als wir die letzte Anhöhe "nehmen" mussten. Wir hatten die 3000 Meter bereits überschritten und das Atmen ging schon weniger leicht. Nach wenigen Minuten fing dem einen Kameraden die Nase an sehr heftig zu bluten, und die halbe Armenierin machte schlapp. Die andere, die Baltin aber, die stürmte einfach voraus, die steile Anhöhe hinauf, während mein Krimer und ich die andere von beiden Seiten unter die Arme griff und führten. Zu allem Unglück gerieten wir in eine Wolke, die uns jeden Ausblick versperrte. Die Befürchtung, dass alle unsere Mühe und Anstrengungen letzten Endes doch ganz vergeblich sein könnten und wir, oben angekommen, von allen Seiten in die Wolke gehüllt, vom Kasbek überhaupt nichts sehen würden, hätte uns so nahe am Ziel, dennoch bald zum Umkehren veranlasst. Da erklang von oben die Stimme der Baltin: "Kommt schnell, hier oben ist es wunderschön"! Und tatsächlich, nach knappen 200 Schritten waren wir oben, die Wolke lag uns zu Füßen, knapp 1 – 2 Meter tiefer, und vor uns d er Kasbek, "zum Greifen nah" strahlte im Licht der untergehenden Sonne. Ein Bild, das ich in der Erinnerung noch heute vor mir sehe. Wir setzten und legten uns am jenseitigen Abhang des Bergrückens ins Gras. Wir lagen schon seit einer ganzen Weile in der Dämmerung, beinahe im Dunkel, der Kasbek aber strahlte mit seiner Schneespitze noch immer im Schein der längst untergegangenen Sonne. Und während wir so lagen und ihn bewunderten, wandelte sich das strahlende Weiß langsam in ein mattes, ein wenig gelbliches ganz mildes Weiß. Erst als dieses Weiß nicht auch im Dunkel versank, ließ uns umblicken und erkennen, dass es der Mond war, der an die Stelle der Sonne getreten war. Und während wir so lagen, ein jeder in seine Gedanken versunken, erklang auf einmal ganz, ganz leise das Frühlingslied von Mendelssohn-Bartholdy. Ich hätte den beiden Mädchen die Hände küssen mögen, für diesen wunderschönen Kunstgenuss. Ich habe Vieles erlebt, Schönes und weniger Schönes und leider auch ganz Unschönes. Wenn ich an etwas Schönes mich erinnern will, denke ich gern an die Stunde vor dem Kasbek.

Es war bereits über zwei Uhr früh, als wir wieder zur Station zurückkamen, Türen und Fenster waren längst geschlossen. Wir mussten uns draußen hungrig schlafen legen. Aber leid tat es uns nicht.

Das zweite Erlebnis, das ich hier erzählen möchte, war weniger schön, aber – wenigstens für mich – mehr interessant. Es liegt zeitlich wie räumlich fast genau so weit vom Ende des Spazierganges, wie jenes vom Anfang.

Wir waren - natürlich in der Nord-Süd-Richtung – auf der Ossetischen "Heerstraße" (die Gänsefüßchen sind, wie erwähnt, mehr als berechtigt) bereits auf der letzten "Station" (sie, die Gänsefüßchen sind auch hier nicht weniger berechtigt) vor dem Mamisson-Pass angelangt. Die Station bestand aus einem einzigen wenige Quadratmeter großen Raum. Das Mobiliar bestand aus einer breiten Holzbank um den ganzen Raum und einem aus rohem Holz zusammengezimmerten Tisch. Die Tür führte unmittelbar ins Freie. Das Häuschen war unbewohnt. Nur ein Wächter ("Storosch") saß vor der Tür. Von ihm erfuhren wir, dass in der vergangenen Nacht auf dem Pass ein großes Stöberwetter geherrscht habe und wahrscheinlich auch noch nicht ganz vorüber sein werde, dass der Pass also wegen der großen Schneeverwehungen

wahrscheinlich ganz unpassierbar sein werde. Das kam uns in gewissem Sinne gar nicht so sehr ungelegen, denn wir hatten schon eine ganze Weile hin und her überlegt, ob wir der Empfehlung des Baedeker wohl Folge leisten und einen Abstecher zur Besichtigung des National-Heiligtums der Osseten und des noch etwas höher gelegenen größten Gletschers des Kaukasus, machen sollen. Die Wahl zwischen dem Rat des Baedeker und dem mindestens 24-stündigen Herumlungen in und um die Station war rasch getroffen, obwohl der Aufstieg sehr steil und erheblich über 10 Kilometer lang war.

Nach einem Gang von etwa 2 Stunden - oft war es mehr ein Klettern - tauchte rechts vom Steg das Heiligtum auf. Wir hatten durchaus keinen Prachtbau erwartet, aber was sich uns da darbot, war eher das Gegenteil. Ein sehr niedriger, noch dazu zur Hälfte in die Erde versunkener, altersgraubrauner Holzbau von etwa 18 – 20 m Länge und knapp 7 – 8 m Breite in einem von einem zerfallenen, aus Reisig geflochtenen Zaun umgebenen Hof.

Aus dem Baedeker wussten wir, dass die Osseten alljährlich am Tage des Heiligen, dem das Kirchlein gewidmet war, - sein Name ist mir entfallen – den "Chram" – Kirchweihtag – feiern. Offensichtlich hatten wir gerade diesen Tag erwischt. Denn auf dem Hof vor dem Kirchlein saßen auf dem Rasen ein paar Dutzend Männer und Frauen um ein paar bunte als Tische ausgebreitete Tücher mit einigem Essbaren und Trinkbaren darauf. Als die Menschen uns erblickten, sprangen sie auf und ein paar Männer eilten uns entgegen. Als sie erfuhren, dass wir Deutsche sind, brach ein wahrer Jubel aus.

Die Osseten wollen nämlich partout Germanen und Abkömmlinge der Goten sein, die vorzeiten auch in den Schwarzmeersteppen gehaust haben. Ob und wieweit sie dazu berechtigt sind, entzieht sich meinen Kenntnissen. Der "Brockhaus", den ich eben nachgeschlagen habe, ist zwar anderer Meinung. Wenn die guten Leute aber ihren Namen von dem deutschen Wort "Osten" herleiten und meinen, dass ihre Vorfahren die östliche Gruppe der Goten gewesen seien und darum die "Osten" genannt worden seien und dass eben im Laufe der Jahrhunderte aus dem "Osten" ein "Osseten" geworden sei (sie schreiben ihren Namen mit einem s und einem t), dann ist schon schwerer zu streiten. Sie haben aber auch andere Argumente, die für ihre Annahme sprechen. So nennen sie ihre Berge Hochs. Und ihr Höchster – Adai-Hoch – hat fast volle 4500 m. -. Den Arm nennen sie genauso. Und schließlich konnten sie uns unter den Anwesenden mehrere Blondhaarige zeigen, wozu die andern Kaukasier nur sehr selten in der Lage sind. Und schließlich und endlich hatten wir als ihre Gäste durchaus keinen Grund, uns so hartnäckig dagegen zu wehren, dass wir mit Ihnen stammesverwandt sind. Umso mehr als ihre Gastfreundschaft einfach unüberbietbar war. Ich war nur bange, ob unsere beiden Damen da wohl wenigstens einigermaßen mithalten können. Denn was da an Essbarem und Trinkbarem bereitstand, war schon dem Aussehen nach auch für weniger anspruchsvolle Augen wenig appetitanregend: der landesübliche Spießbraten, ohne Gabeln, direkt in die Hand serviert, dazu statt Brot Maisflädchen, auf einem Lehmofen gebacken und als Getränk ein selbstgebrannter Maisfusel von guten 60 – 70% Alkoholgehalt. Doch sie haben sich großartig gehalten, unsere Damen. Wenn sie damit einverstanden gewesen wären – mehrere der anwesenden Männer hätten sie uns sofort stante pede weggeheiratet.

Ob der Spießbraten tatsächlich, wie Baedeker behauptete, von einem eigens für diesen Zweck hier an Ort und Stelle "geopferten" Tier (Lamm oder Kalb) stammte, weiß ich nicht. Das ganze Gehabe der "Gesellschaft" machte zwar einen wenig christlichen Eindruck und das Kirchlein, sowohl von außen, wie auch von innen, ebenso wenig (innen weder Altar noch Bänke

und kein einziges Heiligenbild, nur ein Regal rund um den ganzen Raum mit mehreren Dutzend Schädeln von Großwild darauf). Mag jeder davon halten, was er will, ich möchte es als Zeichen etwas weitgehender Primitivität auffassen. Es hat mich trotz allem tief beeindruckt. Das Kirchlein soll nach Baedeker aus dem 8. Jahrhundert stammen. Wie damals die Kirchen hierzulande ausgeschaut haben, - wer will das sagen? Und die Tatsache, dass unter den "Festteilnehmern" kein Priester war, kann doch wohl nur so erklärt werden, dass es sich wohl kaum um eine wirklich kirchliche Veranstaltung gehandelt haben mag.

Der heranrückende Abend zwang zum Aufbruch. Nach einem überaus freundlichen Abschied mit aufrichtigem Dank von unserer Seite stiegen wir weiter hinauf zum Zei- oder Zey-Gletscher und die andern hinab in ihre Siedlungen.

Was uns oben erwartete, war wieder eine Überraschung, aber eine weniger angenehme. Baedeker hatte etwas von einem Sanatorium gefaselt, das ein Ossete dort gebaut habe, der es in Petersburg "zu etwas gebracht" habe. Das Gebäude war da, aber die Ausstattung bestand aus kahlen Pritschen. Es war menschenleer. Die "Kurgäste" kampierten draußen unter der riesigen, weit über 100 Meter hohen, überhängenden Bergwand, wohlgemerkt! Am Fuße des Gletschers! Wo die Temperatur nachts bis zu 0 Grad zu sinken pflegte. Und es waren nicht wenige, die hier Heilung suchten. Wie wir am nächsten Morgen feststellen konnten, waren es mehrere hundert Männer und Frauen. Die Osseten glaubten an eine Art Wunderwirkung des Gletschers. In Wirklichkeit war es aber nicht der Gletscher, sondern der herrliche Fichtenwald, der tatsächlich vielen Tbc-Kranken Heilung brachte. Die Bäume waren dermaßen harzhaltig, dass die kleinste Verletzung an der Rinde genügte, um das Harz herausfließen zu lassen. Leider war es bei den damals herrschenden Verhältnissen ganz unausbleiblich, dass sich viele Heilung suchende bei der sengenden Sonne am Tage und der Kälte nachts dauernd erkälteten und statt der Heilung den Tod fanden.

Wir verbrachten die Nacht auf den kahlen Brettern im total menschenleeren "Sanatorium". Nach dem Frühstück aus dem Rucksack machten wir uns auf den Weg zum Gletscher. Sein Ende war übrigens ganz nahe. Wenige hundert Schritte höher sprudelte ein kleines Bächlein unter ihm hervor. Ein paar Männer, die wir trafen, beanstandeten sehr unsere "Ausrüstung" (ich war in Sandalen!) und rieten uns, einen Führer zu nehmen. Wir glaubten jedoch, genügend Erfahrung zu besitzen, waren wir doch an der Georgischen Heerstraße einen guten halben Tag auf dem Teutorak-Gletscher herumgestolpert. Und es ging ja auch ganz leidlich. Nur die vielen großen Querspalten machten uns zu schaffen. Sie zwangen zu großen Umwegen. Wir waren immerhin schon ein paar Kilometer den Gletscher hinaufgestiegen, als wir an eine Art Eisfall gelangten. Wir standen vor einer gut 10 – 12 Meter hohen steilen Eiswand. Offensichtlich hatte hier der Grund des Gletscherbettes einen steilen Abfall, und das Eis musste sich dem natürlich anpassen. Wir hatten vorher aus der Entfernung eine Herde Steinböcke oben auf dem Gletscher gesehen und hätten sie gerne etwas näher betrachtet. Die Eiswand kam uns daher sehr ungelegen, und wir überlegten, wie sie wohl doch "genommen" werden könnte. Unsere couragierte und unternehmungslustige Baltin war auch gleich dabei, mit der Eisenspitze ihres Stockes kleine Stufen an der Eiswand auszuhacken und es dauerte gar nicht lange, da war sie schon über die Mitte der Wand hoch, und wir fest hinter ihr her. Nur mein Freund, der Krimer, schien der Sache nicht recht zu trauen. Er stand ein paar Meter vor der Eiswand und sah uns mit skeptischen Augen zu. Es war unser Glück! Denn knapp 1 – 2 Meter vor dem oberen Rande der Eiswand glitt unsere Führerin aus und stürzte, uns andere alle mitreißend, die Wand hinab. Als mein Freund den Menschenknäuel so auf sich gleiten

sah, stieß er ganz automatisch zu seinem Schutze seinen Stock mit aller Kraft in das Eis und an diesem Stock endete unser aller Rutschbahn. Wäre er, der Stock, nicht gewesen, - wir wären alle Fünfe unweigerlich in die knappe 2 – 3 Meter hinter ihm quer verlaufende tiefe Querspalte gestürzt, aus der keiner von uns ohne fremde Hilfe herausgekommen wäre. Sogar meine Uhr, die mir aus der Tasche gefallen war, wurde gerettet. Sie lag wenige Zentimeter vom Rand der Spalte entfernt.

Die Lust zu weiteren Versuchen war uns natürlich vergangen. Wir trotteten langsam um die vielen Querspalten herum zurück zum "Sanatorium" und nach einem kurzen Spaziergang in dem so herrlich duftenden Wald (einen Span von diesem harzigen Holz steckte ich mir für Vater in den Rucksack), ging's dann den Berg hinab zur Station. Dort erfuhren wir, dass das Schneegestöber im Pass vorüber und er zur Not wieder passierbar sei. Da unsere Vorräte mittlerweile auf ein Minimum zusammengeschrumpft waren, verabschiedeten wir uns auch von unserem letzten Esel (den ersten hatten wir bereits vor mehreren Tagen entlassen) und marschierten dem etwa 8 – 9 Kilometer entfernten Pass zu. Nach einer knappen Stunde stießen wir aber auf ein ganz unerwartetes Hindernis. Das kleine Bächlein, das uns oben, wo es unter dem Eis des Gletschers hervorsprudelte, so harmlos vorkam, kreuzte uns hier den Weg in einer Breite von mehreren Metern. Das Wasser hatte aber auf der kurzen Strecke vom Gletscher bis hierher von seiner Temperatur noch sehr wenig eingebüßt. An einen Steg oder ein kleines Brücklein hatte hier offensichtlich seit Adams Zeiten noch niemand gedacht. Da gab's nur eins: Von Stein zu Stein springen. Das aber war in Schuhen zu riskant. Dabei wäre die oder der eine oder andere bestimmt quer zu liegen gekommen. Also die Schuhe aus und mit dem Rucksack auf dem Rücken ein wenig versäumte Turnübung nachholen. Ohne ein paar Juchzer ging's aber doch nicht ab. Denn die Steine waren nass und das Wasser verdammt kalt. – Und im Pass selbst gab's natürlich eine kleine Schneeballschlacht. Die einmalige Gelegenheit zu einem Schneeballspiel Mitte Juli konnte man doch unmöglich versäumen.

Es war schon ziemlich spät am Abend, als wir bei dem Lehrer des kleinen, nur wenige Kilometer vom Pass entfernten Auls anklopften und ihn um Erlaubnis baten, in seiner Schule übernachten zu dürfen. Im Freien wäre es in der Nähe der Schneeberge doch zu kalt gewesen.

Und nun kurz noch das kleine Erlebnis in Oni, dem kleinen Kreisstädtchen, auch nur einige Dutzend Kilometer südlich des Passes. Wir hatten auch hier die Absicht, in der Schule zu übernachten, trafen den Lehrer aber nicht zuhause. Wir baten daher seine Frau, ihr Mann möge so freundliche sein, uns im Gasthaus zu besuchen, wo wir zu Abend essen wollten. Er kam dann auch. Und während wir noch am Tisch saßen und uns bei einem Glas "Kachetiner" (altbekannte kaukasische Weinsorte) unterhielten, kam ein ganz junger (Anfang der Zwanziger) gesunder Mann mit ziemlich intelligentem Gesicht herein und begrüßte den Lehrer überaus herzlich. Er stellte sich vor: Fürst Soundso (seinen Namen habe ich längst vergessen). Als er erfuhr, dass wir Deutsche sind, strahlte er übers ganze Gesicht. Er überschlug sich förmlich in Superlativen über seine Liebe und Verehrung alles Deutschen. Als der Herr Lehrer zum Aufbruch mahnte und er erfuhr, dass wir in der Schule übernachten wollten, sprang der Fürst auf: Das komme nicht in Frage. Wir müssten zu ihm kommen und bei ihm übernachten. Nach einigem Hin und Her willigten wir ein.

Der Weg beanspruchte über eine Stunde, war aber durchaus nicht unangenehm. Wir waren alle Fünfe mit den sozialen Verhältnissen im Kaukasus schon einigermaßen vertraut und hatten durchaus nicht erwartet, in ein prächtiges fürstliches Schloss geführt zu werden. Das wäre

uns in unserem Habit auch keineswegs angenehm gewesen. Aber was wir antrafen, war dennoch eine Überraschung, nur in entgegengesetzter Richtung. Die erste größte, aber keineswegs unangenehme, sondern nur für ganz unmöglich gehaltene Überraschung war die Fürstin. Ein Kind von höchstens 14 – 15 Jahren mit einem bereits mehrere Monate altem Baby auf dem Arm! Ihr Mutter, knapp doppelt so alt, aber mit sehr früh gealtertem Gesicht. Beide begrüßten uns sehr freundlich, natürlich in ihrer Muttersprache, denn das Russische beherrschte nur die Tochter und zwar sehr mangelhaft. Nach wenigen Minuten Unterhaltung auf der "Tachta" (wenig gepolsterte Liege, über die der oben an der Decke befestigte Orientteppich bis in die Mitte des Zimmers lief) und auf Sitzpolstern sitzend, die direkt auf den Fußboden gelegt waren, wurden wir ins andere Zimmer geführt, wo der Tisch bereits gedeckt war. Trotz aller Weigerung mussten wir beim Abendbrot der Familie mithalten. Die Unterhaltung führte fast ausschließlich der Hausherr, wohl aber nicht nur, weil das dort Sitte ist, sondern weil die Frau nur sehr mangelhaft und die Schwiegermutter überhaupt nicht Russisch (geschweige denn Deutsch) sprach. Da wir bereits zu Abend gegessen hatten, haben wir von dem Dargebotenen trotz übertrieben freundlicher Nötigung natürlich nur wenig gegessen. Den Wein aber, auf den der Hausherr sehr stolz war (er war eigenes Erzeugnis!), haben wir alle mit Genuss getrunken. Ich muss gestehen, dass ich einen solchen Wein noch nie und auch später nie wieder getrunken habe. Beim Trinken machte er einen direkt harmlosen Eindruck, so mild trank er sich. Und trotz verhältnismäßig reichlichem Genuss blieb der Kopf klar, und die Unterhaltung rege und ungetrübt. Als es aber zum Aufbruch kam, versagten die Beine. Es ergab sich ein wahres Gaudium. Wir mussten uns gegenseitig stützen, um zu den Räumen zu gelangen, wo für uns die Schlafgelegenheit zurechtgemacht war. Und, was uns genauso überraschte, der obligate Katzenjammer am Morgen, - blieb aus!

Nach dem Frühstück verabschiedeten wir uns mit aufrichtigem Dank und den herzlichsten Wünschen für die Zukunft von unseren Gastgebern und versicherten sie, dass wir stets gern der schönen Stunden gedenken werden, die wir in ihrer Mitte verbringen durften. Ich tue es heute noch.

Nach weiteren fünf Tagen, war unser Spaziergang zu Ende. Wir verabschiedeten uns, und jede und jeder "ging seiner Wege". Wo sie geblieben sind, die Weggenossen? Den einen treffe ich noch gelegentlich, den andern haben, wie bereits erwähnt, die Bolschewiken "liquidiert", die eine der Damen lebt in glücklicher Ehe in München, die andere soll sich in die Heimat ihrer Mutter, die Schweiz, zurückgezogen haben. Ob sie wohl auch immer noch so gern an diesen schönen Spaziergang zurückdenken wie ich? - Ich bin auch später, bis vor wenigen Monaten immer noch viel und oft und manchmal auch ziemlich lange spazieren gegangen. Eine rechtsseitige Lähmung hat nun aber dem Spaß ein Ende gesetzt. Mit bald 84 darf man aber deswegen doch wohl nicht hadern....

Wieder in der Schule

Nun aber wieder nicht auf der "Schulbank" (in den letzten vier Jahren war es übrigens ein eigenes Pult und keine Bank mehr) sondern auf dem Katheder. Dies war mir aber weniger Sitzgelegenheit, als Ablage für das Klassenjournal und sonstige Bücher oder Hefte. Sie, die Schule, wurde mir sehr bald sehr lieb. Natürlich nicht die Schule als Anstalt, sondern die Schüler. Ich habe immer sehr bald einen guten Kontakt mit meinen Schülern gefunden, so intim, bald möchte ich sagen, so herzlich, wie hier, war er nie. Vielleicht war es, weil ich mich auch noch

nie und auch nie mehr so vorbehaltlos, so "mit Leib und Seele" der "Sache" hingegeben habe, so in meiner Arbeit "aufgegangen" bin, wie hier. Und das, obwohl - vielleicht aber auch weil - hier durchaus nicht alles so war, wie es nach meinem Dafürhalten hätte sein sollen. Die Räume waren viele Jahrzehnte alt, hatten z.T. ganz anderen Zwecken gedient und waren - nicht sehr zweckentsprechend - umgebaut und sehr bescheiden ausgestaltet. Die Schüler waren nicht alle Deutsche. Das Lehrpersonal war beiderlei Geschlechts und national wie bildungsmäßig bunt zusammengewürfelt. In mancher Hinsicht war Letzteres nicht nur kein Mangel, sondern eher ein Vorteil. Es verhinderte die Entwicklung zur Schablone. Als besonders schweren Mangel empfand ich das vollständige Fehlen eines, wenn auch noch so primitiv ausgestatteten Physikalienzimmers und einer Naturaliensammlung und vor allem einer Schülerbibliothek. Die Schuld daran trifft aber keineswegs den Kirchenrat, der natürlich die Mittel zur Anschaffung hätte leisten müssen, sondern ausschließlich die bisherige Leitung bzw. das Lehrpersonal. Und der Beweis dafür: Zwei Jahre darauf hatte die Schule eine Bibliothek von über 3000 ausschließlich deutschsprachigen Büchern und ein zwar sehr bescheidenes, aber doch hinreichend ausgestattetes Physikalienzimmerchen.

Die Bibliothek hat mich die ganzen Sommerferien gekostet. Anhand von einem guten Dutzend deutscher Verlagskataloge hatte ich im Laufe des Sommers eine viele Seiten lange Liste der besten Jugendbücher zusammengestellt, dem neuen Leiter der Schule ist es gelungen, die gesamte Liste k o s t e n l o s, als Geschenke der Verlage an die Schule zu erhalten. Die Ausstattung des Physikalienzimmerchens, an dem ich besonders interessiert war (ich hatte eigenmächtig in den beiden oberen Klassen das Lehrfach "Physik des Alltags" eingeführt), hat mir etwas mehr Kummer bereitet. Mit einem befreundeten, zur Gemeinde gehörenden jüdischen (getauften) Vertreter einer Reihe deutscher Metallwaren-Fabriken, traf ich ein Abkommen, dass ich bei ihm auf eigenes Risiko eine Reihe physikalischer Geräte und Apparate bestelle, dafür aber jeden Sonntag in seiner kleinen, ziemlich gut ausgestatteten Werkstelle arbeiten darf.

Zum besseren Verständnis muss ich hier aber eine Bemerkung über eine nach meiner Ansicht ganz interessante Eigenart des russischen (wohlgemerkt, zaristischen!) Schulwesens einfügen.

Da der (damalige!) russische Bauer während der vielen langen Wintermonate außer der Verpflegung seiner Kuh und seines Pferdchens (mehr hatte er ja nicht) absolut keine Arbeit hatte, daher die ganze Zeit buchstäblich auf dem Ofen lag und schlief, oder aber (was natürlich noch viel schlimmer war) im "Kabak" - der Schnapsschenke saß und seine paar Groschen versoff, - darum sollte der Lehrer in die Lage versetzt werden, ihm Anweisungen zu geben, wie er durch Nebenbeschäftigung im eigenen Hof sich Nebenverdienste erwerben kann. Zu diesem Zweck erhielt der Volksschullehrer im Seminar neben dem Unterricht in den rein wissenschaftlichen Fächern, auch regelrechten Unterricht im Garten- und Obstbau und für Bienen- bzw. Seidenraupenzucht. In den Instituten aber, in denen die Lehrer der Fortbildungsschulen (7 - 8-klassigen) ausgebildet wurden, hatten sie wöchentlich 2 x 2 Stunden Unterricht im Tischler- bzw. Schlosserhandwerk. Hier aber war das Motiv ein völlig anderes: Der Intelligenzler, sowohl der Lehrer wie auch der Schüler, sollte davon abgehalten werden, mit Geringschätzung oder gar Verachtung auf den werktätigen Volksgenossen herabzublicken. Bei mir war das nicht nötig. Mancher könnte vielleicht glauben, ich sei vor der Arbeit mit der Hand geflohen. Er irrt. Ich habe nicht, nur die obligaten wöchentlichen 2 x 2 Stunden, sondern darüber hinaus ganze Tage in der Werkstelle gearbeitet, und mit einem Kommilitonen gemein-

sam vielleicht den ersten Apparat für drahtlose Telegraphie in Russland gebaut und bei einer Veranstaltung vorgeführt.

Dies nur zur Erklärung der Tatsache, dass ich einiges von Feinmechanik verstand. Der praktisch veranlagte Jude hatte sich nur ausbedungen, dass ich einige der Geräte und Apparate in doppelter Ausführung herstelle (eines für ihn!), verpflichtete sich aber, als Gegenleistung das notwendige Rohmaterial zu stellen. Und als Gratiszulage bekam ich jeden Sonntag ein hervorragend zubereitetes Mittagessen (ich hatte nur - ebenfalls gratis - den Nachtschiff aus der Konditorei zu liefern). Einige Apparate, die eine bessere technische Ausrüstung als die Bastelwerkstelle des Juden erforderte, musste ich in der Werkstelle eines Berufsschlossers herstellen. Das konnte natürlich nur an Werktagen nach Schulschluss geschehen und nur in Stunden, in denen die dazu nötigen Maschinen und Werkzeuge nicht für den Betrieb notwendig waren.

Als ich damit in die Schule kam und dem Herrn Leiter auch die Rechnungen über die Ölluftpumpe, die Elektrifiziermaschine, das Hausteleskop, Fernglas, ein halbes Dutzend Geißleröhren und andere vorlegte, gab's schwere - und wie ich zugeben muss, berechnete - Vorwürfe: warum ich nicht v o r h e r um die Bewilligung der notwendigen Mittel durch den Kirchenrat eingekommen sei! Meine Antwort war kurz: Weil ich nach dem, was ich hier vorgefunden habe, mit einer Zustimmung nicht rechnen konnte. Wenn der Kirchenrat die Begleichung der Rechnungen ablehnt, begliche ich sie, und die Sachen sind und bleiben mein Eigentum. Solange ich den Physikunterricht erteile, stehen sie natürlich in der Schule. - Das Resultat war allgemeines Kopfschütteln und Achselzucken. Dass der Kirchenrat - so quasi vor eine vollzogene Tatsache gestellt - natürlich verärgert sein wird, - damit hätte ich eigentlich rechnen müssen. Was ich getan habe, wird manchem unüberlegt erscheinen, für mich aber stand eines fest: Die Sachen müssen her! Und wenn die nicht wollen, dann zahle eben ich! Basta!

Der Kirchenrat hat das, was ich für die Schule getan habe, als gut und lobenswert anerkannt und die Rechnungen beglichen, sich aber das W i e für alle Zukunft verboten.

Warum ich mich nicht auch um eine kleine Naturaliensammlung gekümmert habe? - Pflanzen- und Tierkunde erteilte ein bejahrter Russe. Sein körperlicher Stelzfuß hat mich nicht im geringsten gestört, dass er auch geistig auf Stelzen ging, aber sehr. Dass ich bei den Prüfungen in seinen Fächern assistieren musste, war für mich eine Qual. Eine Naturaliensammlung wäre für ihn vollständig überflüssig gewesen. Er verlangte die wortgetreue Wiedergabe dessen, was im Lehrbuch steht. -

Was viel dazu beigetragen hat, dass ich sehr bald einen sehr guten Kontakt zu den Schülern gefunden habe, war das Deutsch in der Oberklasse: Deutsche Sprache und Literatur. Aber wohlgemerkt: nicht deutsche Grammatik und Literaturgeschichte, sondern Sprache und Literatur. Immer war es ein ganz bestimmtes Thema, das wir erst in Dichtung, Volkslied und Prosa suchten und dann in einem, manchmal auch in mehreren Aufsätzen behandelten. Die Varianten ergaben sich durch den Wechsel in der Themastellung, z. B. Frühling: Aufsatz nach zahlreichen Beispielen aus Dichtung, Volkslied und Prosa.

Dann:

1. Variante: Denke dir, du seiest das Kind ganz armer Eltern, dein Vater ist früh verstorben, deine Mutter muss anderer Leute Wäsche waschen, um dich und sich zu unterhalten. 2. Denke dir, dein Vater sei ein Trunkenbold und misshandle dich und deine Mutter. 3. Du bist ein Krüppel, kannst nicht gehen und wirst im Fahrstuhl durch den botanischen Garten gefahren. Wie würde dein Aufsatz dann wohl lauten? Dass die Ergebnisse nicht alle Erwartungen und

Wünsche erfüllen würden, habe ich unschwer voraussehen können, aber ich habe auch ganz erstaunliche Überraschungen erlebt. Was einige der Fünfzehn-, Sechzehnjährigen an Einfühlungsvermögen an den Tag legten, überstieg weit meine Erwartungen. Ganz besonders zeigte sich das an dem Thema "Mutterliebe". Einen großen Gewinn erbrachten diese Aufsätze auch für mich, sowohl rein wissenschaftlich wie auch praktisch. Ich lernte erheblich schneller und vor allem viel gründlicher meine Schüler kennen, und wie ich aus manchen Beobachtungen schließen durfte, war dies auch umgekehrt der Fall.

Die Abende gehörten mir. Und ich hatte sie sehr nötig. Als ich nach Absolvierung des Institutes in stillen Stunden rückblickend überdachte, was ich nun alles erreicht und nicht erreicht hatte, da musste ich erst einmal feststellen, dass doch alles ganz anders gekommen ist und kommen musste, weil eben die Richtung nicht eingehalten werden konnte. Was auf dem Weg, auf den ich gedrängt wurde, zu erreichen war, habe ich erreicht. Mein Diplom war gut. In meinem Fach war ich einer der Besten. Aber gerade das erschien mir nun wie ein Vorwurf: du, der Deutsche, einer der besten Russen! Und dein Deutsch? Hast zwar von den Klassikern allerhand gelesen, sogar - was nicht viele getan haben - den "Wilhelm Meister" von A bis Z, - aber außer den kümmerlichen Brocken aus den zwei Jahren in der Zentralschule vom "Deutsch" rein nichts. Ist das nicht direkt eine Schande? Und dabei willst du auch noch vor deinen Schülern "dicke tun" mit deinem Deutsch! - Das muss anders werden.

Und es wurde anders. Es ist mir auch durchaus nicht schwergefallen, Abend für Abend, nach der Vorbereitung für den Unterricht am nächsten Tag viele Stunden lang über den Lehrbüchern für Deutsch zu sitzen. Was ich da entdeckte, war Wochen und Monate lang nicht übermäßig neu und interessant, je mehr ich mich jedoch in das Thema vertiefte, desto mehr gelangte ich zu der Überzeugung, dass die Sprach-Schneidermeister unserer schönen Muttersprache das Mäntelchen nach fremdem Modejournal verpasst haben. Und wenn ich dann in der Geschichte ein wenig zurückgeblättert habe, dann musste ich mir eingestehen, dass das ja doch gar nicht so sehr verwunderlich ist.

Wie lang ist es denn her, dass unsere "Weißkrageten" meinten, man könne einen klugen Gedanken, ein gutes Gefühl und ein schönes Bild doch nur in lateinische Worte kleiden. Unsere Kirche glaubt doch heute noch, mit dem lieben Gott können man nur in Latein reden. Da konnte es doch gar nicht anders kommen, als dass man statt der ordinären Begriffe „Einzahl - Mehrzahl“, „Singular und Plural“, statt der so vulgären „Hauptwort, Zeitwort, Eigenschaftswort“, „Substantiv, Verbum, Adjektiv“, die so vornehme und gelehrt klingen, usw. setzte. Und man hat sich ja mit den fremden Namen nicht begnügt, man hat auch fremde Formen übernommen.

Und da fiel mir ein, dass ich ja auch im Russischen über ein paar Formen gestolpert bin, weil sie mir fremd vorkamen. Und da erst entdeckte ich - was eigentlich offen "auf der Hand lag", die Parallelität zwischen dem Deutschen und dem Russischen: Wie wir von den Lateinern, so haben sie von den Griechen Alphabet und Schrifttum mit dem christlichen Glauben übernommen, mit dem einzigen Unterschied, dass wir sie uns selbst geholt haben, ihnen aber wurde alles von den beiden Makedoniern Zyrillus und Methodius fertig ins Haus gebracht. Übrigens - es gibt noch einen zweiten, zwar nur ganz kleinen, aber sehr wichtigen Unterschied: Die Russen, richtiger e i n Russe, der aber in seinem ganzen Wesen so verdammt wenig russisch war, dass man ihn fast als Bastard nennen möchte, der hat, weil er so sehr nichtrussisch für das Praktische war, mit der dem Russischen fremden Zyrillisch in Schrift und Sprache gründlich aufgeräumt. Der Kirche hat es wohlweislich das Zyrillisch belassen, im amtlichen

und zivilen Verkehr herrscht seit ihm, Peter dem Großen, russisch in Schrift und Sprache. Und wenn die russische Schrift (von Nichtrussen!) "Zyrrillisch" genannt wird, so ist das ein Irrtum, den aber so viele nur darum so gern begehen, weil das Wort so gelehrt klingt. Restlos ausgeschaltet wurde das Zyrrillische aus der Schrift aber erst durch die Bolschewiken. Im Zyrrillischen (die Russen nennen es "Kirchen-Slawisch" (zerkownoslajanskij) ist erheblich mehr, im Russischen aber viel weniger Griechisches, als in unserem heutigen Deutsch Lateinisches.

Dass es mir ganz gleichgültig gewesen wäre, das Fremde in der Form - und leider auch im Wesen - unserer Sprache, möchte ich nicht sagen. Aber schließlich haben wir ja auch viel Richtiges und Nützliches von den Lateinern gelernt, und zwar auch in der Sprache. Denn ob wir ohne sie - um nur ein Beispiel zu nennen - zu dem Partizipium präsentis gelangt wären? Für mich war jedenfalls die Konsequenz, dass ich den festen Entschluss fasste, erst Latein und sodann auch Griechisch wenigstens soviel zu lernen, dass ich die Restspuren dieser Sprachen im Deutschen und Russischen besser erkennen und nachweisen kann. Vorerst aber galt es, weiter Deutsch zu lernen. Und das habe ich dann auch zwei Jahre hindurch fast Tag für Tag mehrere Stunden lang getan.

Zum ersten Mal in der Heimat der Väter

Dass in meinen Augen das deutsche Unterrichtswesen turmhoch über dem russischen - und nicht nur über dem russischen - stand, war begreiflich. Es war ja nicht nur auf diesem Gebiet so. Die Nachricht, dass Professor W. Rein - sein Name hatte damals einen guten Klang und wurde auch in der russischen Fachliteratur viel genannt - mit einigen namhaften Kollegen während der Sommerferien 1912 an der Jenaer Universität Ferienkurse für Lehrer veranstalten werde, war für mich ein Ruf, den ich nicht überhören konnte. Die Gelegenheit, das Fortschrittlichste auf meinem Fachgebiet unmittelbar kennenzulernen, wollte und durfte ich mir nicht entgehen lassen. Umso mehr, als sich damit ja auch der seit Kindestagen so sehnlich gehegte Wunsch erfüllte, all das viele Schöne, Liebe und Gute, von dem die gute "Bekkas" dem kleinen Buben erzählte, nun selbst zu sehen und zu erleben.

Es war natürlich dann auch genau so, wie es mit allen Träumen zu sein scheint, wenn sie in Erfüllung gehen. Zwischen Traum und Tag liegt das Erwachen. Und das ist meist etwas "nüchtern". Diese Ernüchterung hat eigentlich schon beim Umsteigen in den deutschen Zug begonnen. Im vollständig leeren Abteil des Wagens legte ich den vor der Abreise neu gekauften Panama-Hut und den ebenfalls neu gekauften Regenschirm auf das Polster der Bank gegenüber, um freie Hand für das Unterbringen meiner Sachen im Gepäcknetz zu haben. Das hat keineswegs übermäßig viel Zeit beansprucht, denn es bestand nur aus dem Handkoffer und einer kleinen Reisetasche. Als ich mich umwandte, um auch Hut und Schirm zu versorgen, waren sie verschwunden. Das Abteil war nach wie vor leer. Ich staunte mehr, als ich mich ärgerte, denn so perfekt war ich noch nie "beklaut" worden.

Bis zum Beginn der Ferienkurse hatte ich noch an die zwei Wochen Zeit. Also erst einmal in Berlin, wo ich im Hotel "Reichskrone" abgestiegen war, die Stadt ansehen. Das war damals eine schicke Sache: Stadtrundfahrten! Dabei hatte man gleich Gelegenheit, eine der klassischen Berliner Sehenswürdigkeiten - vielleicht aber richtiger Hörenswürdigkeiten kennenzu-

lernen, nämlich die "Berliner Klappe". Der Redeschwall, der sich aus dem Munde des "Fremdenführers" über das gute Dutzend Insassen ergoss, war eine wahre Sturmflut.

Kein Wunder, dass die mir gegenüberstehende etwas ältere Dame immer wieder ihren neben ihr sitzenden Mann russisch fragte: Was hat er gesagt? Aber dieser musste ihr gestehen, auch er habe es nicht verstanden. Mir ging es nämlich fast genau so, obwohl ich wesentlich besser deutsch sprach, als meine Gegenüber. Noch heute sehe ich das liebe, gute Gesicht erstrahlen, als ich der Dame kurz übersetzte, was der Mann gesagt hatte. Stürmisch fasste sie meine Hand: Sie sind Russe? Wie es in Russland üblich war, stellte ich mich vor. Aus meinem Namen erkannten die beiden natürlich sofort, dass ich kein Russe bin, staunten über das gute Russisch, das ich spreche, und wollten es schier nicht wahr haben, dass ein "Njemez" so gut russisch zu sprechen lernen könne. Und die Folge war, dass ich die drei Berliner Tage von morgens früh bis abends spät die liebe Dame am Arm hatte. Sie war mir durchaus nicht lästig. Der Herr war Vorsitzender der "Semstwo" vom Gouvernement Wladimir, also ein Vertreter des hohen russischen Adels mit Hochschulbildung. Und seine Frau war nicht minder intelligent. Über ihr Urteil über so manches, das wir sahen, habe ich mich oft gewundert. Das Charlottenburger Schloss fand sie so "traulich". Hier würde ich auch gerne leben, meinte sie. Paradeschlösser mag ich nicht. Das Potsdamer gefiel ihr weniger. "Datscha" - Sommervilla, meinte sie- aber der Garten! Der sei freilich so ganz anders als ihrer bei Wladimir. Jener sei vielleicht sogar etwas größer als dieser und habe viel mehr und vor allem viel ältere Bäume und viel mehr Schatten, aber gepflegt sei der natürlich unvergleichlich besser. Dort könne man auch im Sommer oft nicht ohne "Galoschen" (Gummi-Überschuhe) gehen. - In manchem musste ich ihr zustimmen. In diesem Schlösschen hätte auch ich nicht dauernd leben mögen. Und auch im Park bei Wladimir hätte ich meine Abendspaziergänge lieber gemacht, als hier. War ich schon so sehr "russifiziert"? -

Nach einem kurzen Abstecher nach Leipzig zu meinem lieben Freund, mit dem ich bis vor kurzem so manchen schönen Abend in T. verbracht hatte, ging's dann nach Weimar. Hier war es natürlich weit weniger das Schloss und die sonstigen Sehenswürdigkeiten der Stadt, als das Goethe-Haus und das Schillerhaus. Diese muss man ja nicht nur sehen, die muss man e r l e b e n. Und ich habe sie erlebt - und bin heute noch glücklich darüber.

Und nun Jena. Was mir die drei Wochen dort an Neuem gegeben haben, war erheblich weniger, als was ich erwartet hatte. Die Schuld daran lag wohl aber bei mir. Man soll eben nie so viel erwarten! Was ich aus dem Munde von Prof. Rein zu hören bekam, waren für mich durchaus keine Neuigkeiten, das hatte er nicht nur weit ausführlicher und manchmal sogar auch besser in seinen Büchern gesagt. Und die hatte ich gut gelesen. Bei einem gemeinsamen Sonntagsausflug in den Thüringer Wald und auf die Wartburg kamen wir sogar in Streit. Als ich sagte, dass mir am russischen Schulwesen einiges besser gefalle als am deutschen, da guckte er mich sehr verwundert an. Was denn das sei, fragte er misstrauisch. Als Erstes nannte ich den wesentlich einfacheren Aufbau: vier Jahre Grundschule, vier Jahre Mittelschule, vier Jahre Hochschule. „Und die verschiedenen Fachschulen?“ fragte er kritisch. Das sind die Mittel- und Hochschulen, konnte ich ihm antworten. Ich gab gerne zu, dass man diesbezüglich natürlich auch anderer Meinung sein könne. Aber bezüglich des anderen, was mir an den deutschen Schulen weniger gefalle, sei die Schülerzahl in den einzelnen Schulklassen. Und darüber dürfte wohl auch er der gleichen Meinung sein. Wieder blieb er stehen und sah mich verständnislos an. Die sei doch ganz verschieden, bald größer, bald kleiner. Eben, sagte ich, und leider fast immer größer. Nach dem russischen Gesetz dürfen aber in keiner Klasse mehr

als 30 Schüler sitzen, nur wenn im Falle der Andrang besonders groß ist (was in Russland leider immer der Fall ist!), dürfen weitere 10%, also insgesamt 33 Schüler in die Klasse aufgenommen werden. Er gestand, dass er das nicht gewusst habe, dass er das natürlich als großen Fortschritt anerkenne, und mir dankbar sei für diese für ihn sehr interessante Information. Ob es auch eine russische pädagogische Literatur gäbe, wollte er wissen. Als ich ihn fragte, ob er denn noch nicht den Namen Uschinskij gehört oder gelesen habe, musste er gestehen, dass der Name ihm vollständig fremd sei. Wir verabschiedeten uns sehr freundlich. Er ging zurück nach Eisenach, ich schloss mich einer Gruppe an, die zur Wartburg hinaufstieg.

Über die alten deutschen Burgen hatte ich schon sehr viel und mit großem Interesse gelesen, - gesehen hatte ich noch nie eine, auch nicht aus großer Ferne. Trotzdem glaubte ich, die Wartburg zu kennen. Der "Sängerkrieg", Luthers monatelange Bibelübersetzung³⁴, das "Luthertzimmer" mit dem berühmten "Tintenleck", die Legende von der Heiligen Elisabeth, - das alles waren doch so vertraute Sachen - fast wie die eigene Stube, in der man sie - nein, nicht gelesen, sondern verschlungen hat. Und doch wie fremd, wie nüchtern, man möchte fast sagen, wie ordinär sah dies alles in Wirklichkeit aus! Noch heute nach über 55 Jahren erinnere ich mich, fast als wäre es vor wenigen Jahren, oder sogar Monaten gewesen, wie tief enttäuschend diese kahlen, verwitterten Wände wirkten. Und der Führer der Gruppe, der den Saal, in dem der Sängerkrieg stattgefunden habe, dadurch glaubte interessanter machen zu müssen, dass er die intimsten, wenig musikalischen, mehr körperlichen Regungen der hohen Damen etwas zu unmissverständlich andeutete, - er zerstreute den letzten Rest von Poesie und Illusion.

Auch die Veranstaltungen zur Feier des Jahrestages der Gründung der Universität Jena war für mich eine Enttäuschung. Die unzähligen Tische und Stühle auf dem großen Platz am Denkmal des Gründers verlockten auch mich zur Teilnahme. Sie waren am Abend auch restlos alle besetzt. Das halbe Fläschchen "Liebfrauenmilch", das ich mir zur Feier des Tages zu leisten verpflichtet fühlte, hat mich bereits etwas enttäuscht. Nach den Weinen, die ich in T. zu trinken pflegte, musste ich doch nach dem einschmeichelnden Namen etwas ganz besonders Mildes, Zartes, erwarten. Was ich zu trinken bekam, war das direkte Gegenteil. Ich hab gut die Hälfte in der Flasche gelassen. Die Rede des Rektors der Universität habe ich mit Interesse gehört. Den Umzug um das Denkmal habe ich natürlich gern mitgemacht, nur gestutzt habe ich, dass fast alle Teilnehmer ihre Biergläser mit sich trugen. Den Zweck dafür hätte ich nie im Leben erraten. Ich war maßlos überrascht, als nicht nur die Studenten, sondern auch alte Männer am Schluss des Umzuges beim Vorübergehen am Denkmal ihre Biergläser über das Standbild des Gründers entleerten, wobei mehrere Gläser in Scherben gingen. Wohl im Überschwang der Gefühle (oder des Bieres)?

Meine Heimreise hatte sich verzögert, weil der Postbeamte sich weigerte, mir das Geld auszuzahlen, das man mir für die Heimreise überwiesen hatte. Die Überweisung erfolgte nämlich über eine russische Bank, der der Auftrag natürlich in Russisch erteilt worden war.

Nun hat aber das russische Alphabet eine Reihe von deutschen Buchstaben überhaupt nicht. Was entstehen kann, wenn man einen mit russischen Buchstaben geschriebenen deutschen Namen wieder ins Deutsche einfach transkribiert, zeigt ein Beispiel, das ich dieser Tage in einer Zeitungsnotiz aus einem russischen Blatt las. Statt des Namens Helmholz stand da

³⁴ Luther übersetzte das Neue Testament auf der Wartburg innerhalb von 10 Wochen

"Gelmgolz". Die Russen haben eben kein "H". Sie haben auch kein ä, kein ö und ü, dafür haben sie aber einen Buchstaben, den sie "ja", und einen andern, den sie "ju" lesen. Und wegen einer solchen fehlerhaften Transkribierung meines Namens weigerte sich der übergewissenhafte Postbeamte drei Tage lang, mir das Geld auszuzahlen. Und um die versäumte Zeit nachzuholen, wählte ich für die Heimreise die kürzere Strecke über Lemberg, durch Galizien. Und dem habe ich ein Erlebnis zu verdanken, das ich bis heute noch nicht vergessen kann. Weil ich auch das österreichische Reisepublikum für viel zivilisierter hielt, als das russische, fuhr ich die Strecke bis zur russischen Grenze dritter Klasse. Bei der Abfahrt in Dresden war ich allein im Abteil und setzte mich bequem in die Ecke. Es war gegen Abend. Wohl mehrere Stunden war ich allein im Abteil geblieben und eingeschlummert. Erwacht bin ich erst, als sich jemand dicht neben mich setzte. Da war das Abteil plötzlich übervoll von Menschen, wie ich sie noch nie im Leben gesehen hatte. An dem Geruch nach Zwiebeln und Knoblauch, den sie ausströmten, hätte ich auch ohne das Kauderwelsch, das sie sprachen, erkannt, welcher Volkszugehörigkeit sie waren. Der Mann neben mir hatte sich direkt auf meinen Strohhut gesetzt, den ich unvorsichtigerweise neben mich auf den Sitz gelegt hatte. Der war natürlich zusammengequetscht. Ich zog ihn vor, stand auf, öffnete das Fenster und warf ihn hinaus. Das Fenster ließ ich offen, denn die Luft im Abteil war in den wenigen Minuten zum Stechen und Schneiden geworden. Doch mein Gegenüber zog es sofort wieder hoch. Zu meinem Glück verließ die ganze Gesellschaft nach knapp anderthalb Stunden wieder geschlossen das Abteil. Ich öffnete wieder das Fenster und gab mir das Wort, auf österreichischen Bahnen nie wieder dritter Klasse zu fahren. Ich hatte dazu auch nie wieder Gelegenheit.

Ich hatte während der Reise so oft an die Erzählungen der guten alten Bekkabas denken müssen. Der kleine knapp vier-, fünfjährige Junge konnte natürlich noch nicht wissen, dass die Kindheitserlebnisse in den Erinnerungen der Großmutter zum wahren Paradies geworden waren. Aber dass es auch nach guten 30 Jahren, in denen er doch schon allerhand erfahren und gelernt, und nicht nur auswendig gelernt hatte, was andere vor ihm gedacht und geschrieben hatten, - dass auch der noch immer seine Kindheitsträume nicht ganz losgeworden war? Aber die Reise war tatsächlich, wenn vielleicht auch nicht eine Enttäuschung, so doch eine große Ernüchterung.

Wieder daheim

Nein, nicht dort, wo ich geboren wurde, sondern an meiner lieben Schule, der mein ganzes Herz gehörte, dort, wo ich mich daheim fühlte. Wieder die lieben lachenden Kinderaugen. Und wieder die langen Nachmittage und Abende, an denen man mit sich und seinen Gedanken allein sein kann.

Und da... Ja, wenn mir einer sagen könnte, warum und wozu ich im "Lehrbezirk" meine Prüfung als Oberlehrer in Deutsch gemacht habe. Und warum und was es wohl gewesen sein mochte, das mich veranlasste, während des Kolloquiums, der mündlichen Prüfung, mit meinem Examinator einen Streit anzufangen und ihn sogar zu tadeln, dass er mir einen ganz ungeeigneten russischen Text zu übersetzen gab. Er war nicht nur mindestens 20 Jahre älter als ich, er war "Exzellenz" Bezirks-Inspektor für Fremdsprachen, sprach leidlich deutsch, wesentlich besser Französisch, und außerdem Latein und Griechisch. Aber er war, nicht nur älter und intelligenter als ich, er war auch wohlzogener und so echt russisch gar nicht eitel auf seinen hohen Rang. Denn statt auf den Klingelknopf zu drücken und mich rausschmeißen zu

lassen, verstand er es, das Kolloquium, die Prüfung zu einer sehr interessanten wissenschaftlichen Untersuchung zu gestalten. Wir verabschiedeten uns sehr freundlich. Er reichte mir sogar die Hand. Und das Resultat? - Nach kaum zwei - drei Wochen erhielt ich von ihm eine Einladung in den "Okrug" (Lehrbezirk)!

Ich wurde sehr freundlich empfangen und die zwei Tassen Tee, die der Diener wenige Minuten darauf auf den Tisch stellte, klärten mich ohne viele Worte darüber auf, dass es nichts Amtliches war, weshalb ich vorgeladen worden war. Nach den üblichen konventionellen Floskeln fragte er mich auch gleich, ob ich wohl bereit wäre, die Stelle als Lehrer (Studienrat) für Deutsch am staatlichen Knabengymnasium in St.³⁵ anzunehmen. Als ich ihm sagte, dass ich mit meiner augenblicklichen Stelle sehr zufrieden sei und nicht den Wunsch habe, sie zu verlassen, begann er, mir die Vorteile jener Stelle hervorzuheben. Seine Argumente: pensionsberechtigender Staatsdienst, Aufstiegsmöglichkeit bis zum erblichen Adel, erheblich höheres Gehalt, die verlockten mich weniger, als er aber - ich hatte ihm während des Kolloquiums gesagt, dass ich Latein und Griechisch erlernen wolle - darauf hinwies, dass ich dort das Grundgehalt ja für nur 12 Wochenstunden erhalte, und mehr als doppelt soviel überhaupt nicht übernehmen dürfe, dass ich also dort viel mehr Freizeit haben werde als in meiner jetzigen Stelle, wo ich doch mindestens 30 Stunden erteilen müsse, und schließlich, dass ich dort Kollegen neben mir haben werde, die mir beim Erlernen der alten Sprachen gern und gut behilflich sein werden, - da wurde ich schwankend. Das war verlockend, denn das hatte ich dringend nötig. Eine vorbehaltlose Zusage konnte ich nicht geben, denn zuvor musste ich feststellen, ob die Lücke, die durch meinen Abgang von der Schule entstehen musste, ausgefüllt oder wenigstens überbrückt werden kann. Ich erbat und erhielt eine Bedenkzeit.

Einen Teil der Schuld, warum ich dann doch die angebotene Stelle übernahm (war es denn aber eine Schuld?), trug der Leiter der Schule. Seine überdurchschnittlichen Fähigkeiten, speziell in der Behandlung von Menschen, erkannte und anerkannte ich von Anfang an vorbehaltlos. Das Einzige, was ich beanstandete und als Lehrer beanstanden musste, war, dass er die Leitung der Schule quasi als Nebenberuf ausüben wollte. (Er war Theologe und seit zwei Jahren 2. Pastor der Stadt und zwar auch ein überdurchschnittlicher Pastor). Damit konnte ich mich nicht abfinden und deswegen war es von Anfang an zu Differenzen zwischen uns gekommen. Ich habe es ihm auch nicht verheimlicht, dass das für meine Entscheidung mitbestimmend war.

Der Abschied ist mir dennoch sehr schwer gefallen, weniger der von der Schule, als der von den Schülern. Sie sind in Scharen zu mir in die Wohnung gekommen, und ich war glücklich darüber. Das war mehr, als die kollektive Abschiedsfeier im Schulhof mit der langen Rede des Leiters. Ein ledernes Zigaretten-Etui mit Monogramm, das mir ein besonders liebes Geschwisterpaar "zum Abschied" überreichte, war mir viele Jahre lang ein teures Andenken. Wie so viele wertvolle Menschen sind auch sie beide unter den Bolschewiken elend zugrunde gegangen.

"Tschinownik" (Beamter, Tschin = Rang).

Es war ein ganz neues Leben, das nun für mich begann. Zwar keineswegs nur insofern, als der Herr Direktor mich nach wenigen Wochen in sein Kabinett rufen ließ und mich fragte, ob ich denn auch weiter als Privatmann in Zivil einherstolzieren wolle, wo doch die Kollegen alle (es waren an die 60) in der obligaten Uniform gehen. Und auch darum, weil ein paar Kol-

³⁵ Stawropol

legen, die von allem Anfang an gleich sehr lieb und freundlich zu mir waren, mich überreden, auch Mitglied in ihrem Klub "Blagorodnoje Sobranije" (Wohlgeborene Versammlung) zu werden. Da ich bereits festgestellt hatte, dass der Klub über eine sehr gute Küche verfügte, folgte ich gern dieser Einladung. Auch die Uniform mit den obligaten Rangabzeichen ließ ich mir machen und wurde somit äußerlich zum russischen "Tschinownik". Um es auch innerlich zu werden, fehlten mir sowohl die geistigen als vor allem die seelischen Voraussetzungen. Der Geist, der hier herrschte, war es, der mir neu und vollständig fremd war. Hier waren die beruflichen Aufgaben abstrakte Pflicht. Hast du deine obligaten Unterrichtsstunden gut und gewissenhaft erteilt, - dann geh deiner Wege. Alles Übrige geht dich nichts an. Kümmere dich nicht darum. Das war das Neue für mich, das vollständig Fremde. Ob, ich das wohl je lernen würde? Und weil dies anscheinend nur für mich allein so war, empfand ich, nach dem wie es d o r t war, eine gewisse innere Leere. Erst nach geraumer Zeit stellte ich mit tiefer Befriedigung fest, dass ich nicht der Einzige war, dass es auch einigen anderen ebenso erging.

Die verhältnismäßig reichlichere Freizeit kam mir aber sehr zustatten. Ein fast gleichaltriger Kollege, mit dem ich mich sehr bald befreundete, erklärte sich gern bereit, mir in Latein, und die Frau eines andern (er war Wallone aus Brüssel, sie Schweizerin aus Genf) dagegen in Französisch behilflich zu sein.

Unterkunft hatte ich im Hause einer jüngeren jüdischen Frau gefunden, die mit ihrem erheblich jüngeren Bruder (meinem Schüler) allein das eigene Haus bewohnte. Meine beiden Zimmer hatten aber einen separaten Eingang. Das Fenster des Schlafzimmers ging zum Hof, die beiden des Wohnzimmers aber über eine niedrige Mauer unmittelbar in den großen Stadtpark. Das Mittagessen nahm ich im Klub, das Frühstück und Abendbrot brachte mir das Dienstmädchen ins Zimmer. Das Dienstmädchen sorgte auch für Ordnung und Sauberkeit in meiner Wohnung.

Meine leiblichen Bedürfnisse waren einigermaßen versorgt, sogar erheblich besser, als dies in Tiflis der Fall war. Im Geistig-Seelischen war aber die Lücke, die durch den Zusammenbruch meiner vieljährigen - offen gestanden etwas phantastischen Hoffnungen und Träume entstanden war, - durch den Wechsel von T. nach St. noch tiefer geworden, wohl weil ich hier sowohl in der Schule, als auch in der Gesellschaft noch weniger und vor allem weniger warmen Kontakt gefunden hatte.

Dort hatte mir schon seit längerer Zeit die einzige Tochter eines sehr zurückgezogen lebenden Ehepaares sehr gut gefallen. Weil sie seit einiger Zeit stets ein barettartiges weißes Käppchen trug, hatte sie mein Freund, der Krimer, "belaja Schapotschka" - Weißkäppchen, gleichsam als Pendant zu Rotkäppchen, getauft. Über ihre Tante, die mich in Angelegenheit des von ihr in Pflege und Ausbildung genommenen Neffen in meiner damaligen Wohnung besuchte, lernte ich auch die sie begleitende Mutter des Mädchens kennen und erhielt auch eine Einladung zu einem gelegentlichen Besuch. Es war ein sehr schöner Abend, den ich dort verbringen durfte, als ich der Einladung gern Folge leistete. Ihr Vater, der pensionierte Herr Staatsrat, ehemaliger Studienrat an einem staatlichen Knabengymnasium, mit dem für einen ehemaligen Studiosus obligaten Narben im Gesicht, besaß einen guten trockenen Humor, die wesentlich jüngere Mutter hatte viel von der herzlichen Gastfreundschaft der guten russischen Gesellschaft übernommen und verstand es, die Unterhaltung in Fluß zu halten und freundlich zu gestalten. Und mein "Weißkäppchen",... warum soll ich sie nicht schon hier "mein" nennen? Wurde sie doch - leider erst nach ein paar Jahren - tatsächlich mein, und mein Freund nannte sie seit langem

"dein", - die überraschte mich sehr mit der sehr gut auf der Zither gespielten "Cavalleria Rusticana" von Mascagni, einem Mendelssohn'schen "Lied ohne Worte" und andern schönen Stücken. Ich schied mit dem sehr angenehmen Eindruck: Hier ist gut sein. Der freundlichen Einladung, wiederzukommen, bin ich gern noch ein paar Mal gefolgt.

Es ist doch nur natürlich und sehr begreiflich, dass, wenn ich jetzt so allein in meiner öden Stube saß, diese Abende mir in der Erinnerung noch viel schöner und verlockender erscheinen mussten. Und an einem solchen Abend setzte ich mich hin und schrieb einen Brief an den Herrn Staatsrat, und fragte ihn, ob ich ihn um die Hand seiner Tochter bitten dürfe. Wieder gestand ich offen, dass ich zwar keineswegs "sterblich verliebt" in seine Tochter, jedoch fest überzeugt sei, an ihrer Seite mein Glück zu finden, gleichzeitig aber auch ebenso fest entschlossen sei, alles zu tun, was in meinen Kräften steht, um auch sie glücklich zu machen. Die Antwort, die ich nach einigen Tagen erhielt, lautete nicht sehr ermutigend, war aber auch kein glattes "Nein". Dennoch teilte ich mit, dass ich in den kurz bevorstehenden Weihnachtsferien nach T. kommen werde und bat, mir Gelegenheit zu einer mündlichen Aussprache zu geben.

Zu einer förmlichen Verlobung ist es nicht gekommen, doch habe ich im Kreise der Familie sehr schöne Weihnachten gefeiert und habe mit meinem "Weißkäppchen" fast täglich lange Spaziergänge durch die Alleen des auch im Winter sehr schönen Stadtparks gemacht. Wir haben auf diesen Spaziergängen viel miteinander besprochen. Leider war ich es, der fast ausschließlich gesprochen hat. Mein "Weißkäppchen" - meine Braut durfte ich sie ja noch nicht nennen - war weit weniger mitteilbar. Ich zähle sonst auch nicht gerade zu den Schwätzern, aber hier musste und wollte ich doch um Liebe werben. Ob's mir gelungen ist? - Beim Abschied war ich jedenfalls noch keineswegs davon überzeugt. Ich hatte dann aber auch mehr als hinreichend Zeit, meine diesbezüglichen Bemühungen fortzusetzen. Den Grund für das drei Jahre lange Warten hat mir nicht mein "Weißkäppchen", sondern seine Mutter verraten: Sie ist der Augentrost ihres Vaters. Für ihn wäre die Trennung von ihr ein Verlust, den er kaum überwinden würde. In Wirklichkeit aber war sie es selbst, die sich von ihrer Tochter nicht trennen wollte. Ob auch mein liebes, gutes "Weißkäppchen" sich so schwer von ihrem lieben Mamachen trennen konnte? - Jedenfalls dauerte es volle drei Jahre. Und erst ein Jahr nach dem plötzlichen Tode des Vaters konnten wir

Hochzeit feiern.

Und auch da war es durchaus keine "hohe" Zeit und auch keine Feier. Insgesamt waren es, außer der Mutter - soviel ich mich erinnere - ganze drei Personen, die unserer kirchlichen Trauung (eine andere gab es im damaligen Russland nicht) im Pastorat von T. beiwohnten. Und weil meine Schwiegermutter und meine Braut nach dem Tode des Vaters ihre Wohnung aufgegeben hatten und in einem möblierten Zimmer ohne Küchenbenützung lebten, bestand unsere "Hochzeitsfeier" aus einem gemütlichen Zusammensein bei einem Glas Tee mit "Warrenje" (Konfitüre) und feinem Gebäck, zu dem eine Jugendfreundin meiner nunmehr ange-
trauten Frau eingeladen hatte. Das Abendbrot nahmen wir bei einer Dame, die stellvertretend für den wenige Tage zuvor verhafteten Taufpaten meiner Frau, als Trauzeugin unserer Trauung beigewohnt hatte.

Der Grund, oder die Gründe, warum alles so mehr als bescheiden ausfiel, war nicht allein unser beider Abneigung gegen allen Pomp und Prunk. Wenige Monate zuvor war der Erste

Weltkrieg ausgebrochen. Meine (damals noch) Braut mit ihrer Mutter waren davon in Deutschland überrascht worden und hatten Monate lang dort quasi als Zivilgefangene sitzen müssen und waren erst vor wenigen Wochen von dort, über Schweden und Finnland, zurückgekehrt. Was aber vor allem andern jede Feier und jegliche Feststimmung unmöglich machte, waren die blinde Deutschenhetze und die brutalen Verfolgungen, denen wir Deutsche besonders in den Städten ausgesetzt waren, als die Russen an der Front eine Schlappe nach der andern und eine gewaltiger als die andere erlitten hatten. Sogar das stolze Petersburg musste in Petrograd umgenannt werden. Und ein nicht weniger stolzer baltischer Reitergeneral glaubte seine vielen Niederlagen damit beschönigen zu können, dass er seinen deutschen Namen - von Rennenkampf - ins Russische übersetzte und sich "Begoboj" rufen ließ. Doch solche Feiglinge deutscher Nationalität gab es unter den russischen Offizieren nicht viele. Ein lieber Bekannter Oberst Schulze, in der Nachbarstadt, der es ablehnte als Deutscher auf Deutsche zu schießen, zog eine Kugel in den Kopf vor.

Die Schlappen an der Front wurden durch all das natürlich weder weniger noch kleiner. Die Hetze und Verfolgungen aber wuchsen. Für Deutschsprechen in der Öffentlichkeit auf den Straßen gab's sofortige Verschickung nach Sibirien. In den deutschen Kirchen durften nur die vorgedruckten Lieder und die Liturgie gesungen und die Bibel gelesen werden. Die Predigt und das freigesprochene Gebet waren unter Strafe (Verschickung) verboten. Der zweite Pastor und Leiter der Schule in T. war bereits verschickt. Und der Taufpate meiner Frau, der jahrelang intime Freund ihres Hauses, saß in Haft in Erwartung der Verschickung. Dass unter solchen Verhältnissen eine Feststimmung ganz unmöglich gewesen wäre, wird wohl jeder begreifen. Und mit der pompösen Trauung und der großen Hochzeit ist weder für meine Frau noch für mich durchaus nichts Unwiederbringliches "unter den Tisch gefallen". Drei Tage nach der Trauung ging's dann samt der neugebackenen Schwiegermutter und ihrem zur Erziehung und Ausbildung angenommenen Neffen nach St.

In meiner Zweizimmerwohnung war es dann für vier Personen freilich sehr eng. Erst nach einigen Monaten fand ich dann bei einem Kollegen eine passende Wohnung. Nicht nur die Mama hatte ihr eigenes Zimmer, sogar der kleine Vetter - den ich unschwer in unserem Gymnasium untergebracht hatte, - hatte nun sein eigenes kleines Stübchen.

Als Ehemann

Mit der Hochzeit – mag sie auch noch so still und bescheiden ausgefallen sein - beginnt doch wohl für jeden Mann - ob auch für jede Frau? - ein neues Leben. Meins hatte aber in vieler Hinsicht bereits ein halbes Jahr früher begonnen. Schuld daran war aber diesmal durchaus nicht meine "bessere Hälfte". Sie war dies ja auch noch gar nicht. Schuld war der Krieg. Wir Deutschen waren bis dahin bei den Russen zwar nicht gerade beliebt, aber doch verhältnismäßig sehr geschätzt. (Beliebt waren die Franzosen und freilich noch mehr die Französinen). Geschätzt hat man vor allem unsere Tüchtigkeit, unsere Fähigkeiten. Letztere sogar erheblich überschätzt. Gab es doch im Russischen das geflügelte Wort: "Der Deutsche hat den Affen ersonnen". Damit ist doch allerhand gesagt, nicht? Mit dem Ausbruch des Krieges war wörtlich über Nacht alles Deutsche - auch alle Deutschen - in Grund und Boden verhasst.

Dass sich das für mich als Deutsch-Lehrer besonders schwer auswirken musste, sowohl in der Schule in meinen Beziehungen zu den Schülern, wie auch zu den Kollegen, das ist selbstverständlich. Aber auch im gesellschaftlichen Verkehr trat derselbe Bruch ein. Zum Teil mag auch ein Teil der Schuld in meiner vielleicht etwas überspitzten Empfindlichkeit gelegen ha-

ben. Vielleicht wäre es klüger und besser gewesen, den gesellschaftlichen Verkehr nicht vollständig abubrechen. Mag sein. Aber, nicht umsonst pflegte man in meiner Heimat zu sagen: "Übers Vergangene isch leicht g'scheit schwätze.". Mit den Deutschen der Stadt habe ich den Verkehr nicht nur nicht abgebrochen, er ist im Gegenteil viel reger und vor allem intimer geworden, war ich doch kurz vorher zum Kirchenratspräsidenten gewählt worden. Meine nunmehrige Familie hat - wie ich bereits erwähnt habe - in T. sehr zurückgezogen gelebt. Der Verzicht auf großen gesellschaftlichen Verkehr fiel daher weder meiner Frau noch auch ihrer Mutter schwer.

Aber auch in der Gemeinde (gemeint ist die Kirchengemeinde) gab es einige Schwierigkeiten, richtiger gesagt, eine einzige Schwierigkeit. Und die war - so sonderbar es auch klingen mag - unser guter Herr Pastor. Es war ein zwar ziemlich alter, aber verhältnismäßig rüstiger doch halb blinder und fast ganz tauber Mann. Letzteres wirkte sich besonders schwer aus, da er, wie anscheinend alle Schwerhörigen, stets übermäßig laut sprach und dies auch unbekümmert auf der Straße tat, als nach Ausbruch des Krieges für Deutschsprechen in der Öffentlichkeit sofortige Verschickung nach Sibirien drohte. Er wurde dann auch wenige Wochen nach Erlass dieser Verordnung verschickt.

Die Schwierigkeiten, die ich vorhin erwähnte, bestanden aber keineswegs in diesen körperlichen Mängeln, sondern waren ganz anderer Art.

Seine Frau war geisteskrank und befand sich in einer Irrenanstalt. Ich habe die Frau nie selbst gesehen. Was zu dieser Erkrankung geführt haben mag, darüber wurde in der Gemeinde viel gemunkelt. Ich habe mir von allem Anfang an jedes Gerede darüber aufs Entschiedenste verboten. Dass der Mann in sexueller Hinsicht überdurchschnittlich veranlagt war, musste ich schon bei unserer ersten Begegnung feststellen, als er mich, soviel ich mich erinnere, ganz ohne jeglichen Zusammenhang fragte, warum denn die Frauen körperlich weniger hoch gespalten seien, als die Männer. Ich konnte ihm natürlich nur antworten, dass er sich mit dieser Frage besser an einen Arzt zu wenden habe, dass ich selbst aber darin nichts Unnatürliches sehe, da doch der Frauenkörper außer denselben Eingeweiden, wie der Mann auch noch den Raum für das Kind haben müsse. In den Verhandlungen während der Kirchenratssitzungen erfuhr ich dann wenig Erfreuliches über ihn. Von einer ehemaligen Wirtschafterin, die von ihm ein Kind bekommen hatte, wurde er auf das Niederträchtigste erpresst. Augenscheinlich befand er sich in einem gewissen Zustand sexueller Hörigkeit zu dem ordinären Weib. Er nahm das Weib sogar mit, als er verschickt wurde. Es war kein leichtes Stück Arbeit, vom Kirchspielsrat die Zustimmung zu erwirken, ihm auch weiterhin das Gehalt zu überweisen. Anscheinend hat aber eines der Ratsmitglieder in seiner - freilich berechtigten - Entrüstung die Sache an das Konsistorium nach Moskau gemeldet. Jedenfalls erschien nach einigen Wochen der Herr Generalsuperintendent zu einer "Visitation". Dem schenkte ich natürlich "klaren Wein" ein. Ich erhielt die Zusage, dass der Mann nicht wieder zu uns zurückkommen werde, musste aber versprechen, mein Möglichstes zu tun, dass er in der Verbannung nicht hungern muss. Er kam auch nicht zurück.

Meine Tätigkeit in der Gemeinde

- der kirchlichen natürlich, denn eine gesellschaftliche oder gar politische wäre ja eine staatsfeindliche Organisation gewesen, - trug mir aber in ihren letzten Konsequenzen den katastrophalen Zusammenbruch all dessen ein, was ich mir so unendlich mühsam aufgebaut hatte.

Gleich nach Ausbruch des Krieges wurden aus den westlichen Gebieten des russischen Reiches nicht nur alle Deutschen, sondern auch andersvölkische nach dem Osten verschickt, wenn sie dem einen oder anderem als deutschfreundlich erschienen. Unsere Stadt lag viele hundert, z.T. weit über tausend Kilometer weit von der Front entfernt im Südosten des Landes. Wir hatten daher sehr bald eine große Zahl solcher Verschickter in der Stadt, fast ausschließlich Frauen und alte Männer. Alle waren mittel- und erwerbslos und litten bittere Not. Unsere Gemeinde bestand fast ausschließlich aus Wolgadeutschen.

Zum besseren Verständnis dieser Tatsache muss Folgendes gesagt werden: Dort, an der Wolga, bekamen die deutschen Einwanderer (Ende des 18. Jahrhunderts), nicht wie später die Schwarzmeerdeutschen, das Land in persönlichen Besitz und Eigentum eines jeden Einwanderers, sondern nach dem uralten russischen "Mir"-System als Eigentum der Gemeinde als solcher zugeteilt. Der Einzelne hatte keinerlei Verfügungsrecht darüber. Nach je 5 - 10

Jahren wurde es entsprechend der Zahl der männlichen Gemeindeglieder (incl. Wickelkinder!) neu aufgeteilt. Die großen Nachteile dieses Systems bestanden nicht nur darin, dass jegliche rationelle Bodenkultur zu kapitaler Dummheit wurde, da ja doch das Feld, kaum dass es einigermaßen hochgepflegt war, sofort wieder in andere Hände überging, es zwang auch zur unrationellsten Kleinwirtschaft, da der Anteil des Einzelnen unveräußerlich war. Der einzige Ausweg bestand darin, dass er einen großen Teil seiner Anteile an Verwandte oder Freunde verpachtete und in der Fremde irgendeinen Erwerb suchte.

Aus solchen ausgewanderten Wolgadeutschen bestand fast ausschließlich unsere ganze Stadtgemeinde. Alle waren sie gute Deutsche. Alle sprachen ein leidliches Russisch, verkehrten ungebunden und in herzlicher Freundschaft mit ihrer russischen Umgebung, genossen in dieser durch Fleiß und Zuverlässigkeit wohlverdiente große Achtung und Vertrauen, brachten es aber nur sehr selten zu mehr als bescheidenem Wohlstand, zum großen Teil wohl aber nur darum, weil sie stets wieder in ihre Heimat an der Wolga zurückkehrten, sobald sie wirtschaftlich einigermaßen fest auf den Füßen standen.

Es ist daher begreiflich, dass die Hilfe, die sie den Verschickten erweisen konnten, sehr bescheiden ausfallen musste. Und da geschah es, dass mir unser Lehrer zwei Gäste ins Haus brachte, die ich nie erwartet hätte: den dänischen Vize-Konsul, Oberleutnant von Haxthausen und den Delegierten der schwedischen Gesandtschaft, Birger Weßlen. Beide wohlhabende, liebe, gute Ehrenmänner, über deren Besuch ich mich sonst mehr gefreut hätte, direkt stolz darauf gewesen wäre. Wenn ich aber hätte ahnen können, welche Folgen dieser Besuch einmal für mich nach sich ziehen sollte, - ich hätte die beiden Herren natürlich nicht minder freundlich begrüßt und empfangen, aber wahrscheinlich (bestimmt kann ich es auch heute noch immer nicht sagen) hätte ich mich für die Ehre ihres Besuches bedankt und sie ebenso höflich und freundlich zur Tür hinaus begleitet. Und das, obwohl die Sache, in der sie zu mir gekommen waren, die edelste und beste der Welt war. Die beiden Herren waren nämlich in Vertretung der Interessen der Deutschen, Österreicher und Türken gekommen. Und worum sie mich baten, war die Verteilung der Unterstützungen an die in der Stadt lebenden Verschickten dieser Länder. Ob das für mich, den wohlbestallten russischen Staatsbeamten, statthaft und mit meinem Treueeid dem russischen Zaren vereinbar war? Nach meinem eigenen Befinden sehr wohl, wurden dadurch doch weder die Interessen des Zaren, noch die des großen russischen Reiches, noch auch nur im Geringsten die Interessen irgendeines meiner russischen Mitbürger verletzt; und noch viel weniger wurde dadurch das Geschehen an der Front beein-

flusst. Aber wie werden es die Russen, vor allem meine Vorgesetzten sehen? Die beiden Herren versprachen strengste Geheimhaltung. Das Geld werde mir von Vertrauensleuten überbracht werden, und die Verschickten würden wohl schweigen, da sie sonst ohne Unterstützung bleiben würden. Kurz: Ich übernahm die Sache. Und die Folgen? Auch davon wird die Rede sein müssen.

Es war einfach unmöglich, zu vermeiden, dass nicht nur die Verschickten wegen der Unterstützung zu mir kamen, sondern auch Glieder der eigenen Gemeinde, deren Oberhaupt ich nun einmal geworden war, zuweilen Rat und Hilfe bei mir suchten, und dass es deshalb viele waren, die bei mir an die Tür klopfen. Und ebenso natürlich war es, dass darüber "gesprochen" wurde.

Mein Verhältnis zu den Schülern war, wie bereits erwähnt, von Anfang an gut. Es hat mir nie Schwierigkeiten bereitet, einen guten Kontakt zu meinen Schülern zu finden, auch hier in diesem Gymnasium nicht, das im ganzen Lehrbezirk als das rebellischste galt. Und das, obwohl meine beiden Kollegen (wir waren drei Lehrer in Deutsch) gerade die "rebellischsten" Klassen mir zugeschoben hatten. Da ich erst im Oktober an diese Schule versetzt worden war, der Unterricht aber bereits am 1. September begonnen hatte, hatten sie sich die besseren Klassen ausgesucht und die schwierigeren mir überlassen.

Es war mir nicht schwergefallen, auch zu ihnen einen ganz guten Kontakt zu finden, wie ich sehr bald selbst feststellen konnte, sogar einen wesentlich besseren, als meine beiden Kollegen in ihren "besseren" Klassen. (Meine beiden Kollegen waren nicht Deutsche, der eine ein Lette, die andere eine Russin).

Natürlich war es psychologisch ganz unausbleiblich, dass der Krieg sich auch auf das Verhältnis zwischen meinen Schülern und mir auswirkte. Und nicht wenig trug dazu auch bei, dass ich so häufig, und fast ausschließlich deutsche Besuche bekam. Und natürlich blieb es auch kein Geheimnis, dass nicht wenige dieser Besucher und Besucherinnen von meiner Familie und mir sogar "zu Tisch" geladen wurden. Und das alles im Hause eines russischen Staatsbeamten!

War es verwunderlich, dass sich auch unter meinen Schülern welche fanden, die mitten im Unterricht mich fragten, was ich zu den abgehackten Kinderhänden und den vielen andern Greuelthaten sage, die in Deutschland verübt werden? Ganz ruhig sagte ich, dass ich dazu überhaupt nichts sagen könne, da ich selbst weder abgehackte Kinderhände noch Greuelthaten gesehen habe. Aber es gäbe doch in der Stadt einige Verwandte von Kriegsgefangenen in Deutschland, die von dort sogar Briefe erhalten. Dort könne man doch eher Genaueres darüber erfahren. Auch die Bemerkung, dass die russischen Gefangenen in Deutschland hungern müssen, konnte ich damit beantworten, dass ich darauf hinwies, wieviel Getreide und andere Lebensmittel Deutschland in Friedenszeit allein aus Russland eingeführt hat.

Wer bedenkt, dass dies und nicht nur dies, sondern auch jegliche Einfuhr aus andern Ländern weggefallen ist, der kann sich leicht vorstellen, wie es jetzt in den deutschen Küchen aussieht. Und dass die Deutschen noch mehr hungern sollen, als sie ohnehin schon hungern, nur um ihre Gefangenen besser füttern zu können, - das kann man nicht gut verlangen.

Im Verhältnis zwischen meinen Schülern und mir ist es auch während des ganzen Krieges zu keinem Konflikt gekommen - mit einer einzigen Ausnahme. Dass es "kühler" wurde, war unvermeidlich. Und einen Teil der Schuld daran muss ich heute im Rückblick auf mich nehmen.

Hinsichtlich der genannten einzigen Ausnahme muss ich etwas ausführlicher werden, da sonst manches unverständlich wäre.

Auch nach der Aufhebung der Leibeigenschaft war in Russland der Großteil des Landbesitzes in den Händen der adeligen Gutsbesitzer geblieben. Die freigelassenen Bauern erhielten nur winzige Parzellen zu eigen. Der an das Parasitenleben gewöhnte Adel wollte - und konnte wohl auch - sich nicht davon trennen. Selbst arbeiten galt als unter der Würde, und unentgeltliche Arbeit (durch Leibeigene) gab es nun nicht mehr. Die Einkommen gingen daher zurück. Das müßige Prasserleben aber sollte fort dauern. Dabei darf nicht vergessen werden, dass die riesigen Ländereien vom Adel ja nicht erworben waren, sie sind ihm ja geschenkt worden, sozusagen vollständig mühelos "in den Schoss gefallen". Und es ist nun einmal so, dass wir den Wert eines Besitzes nur dann richtig zu schätzen wissen, wenn er uns Mühe und Arbeit, recht viel Mühe und Geld gekostet hat. Und wenn man bedenkt, dass die ganze Ukraine vom Don bis an den Pruth menschenleer war, als sie an Russland kam. Die Türken und Tartaren waren doch alle geflohen, und der gute Potjomkin musste doch dem noblen Gast, seiner Zarin und Geliebten, Katharina II., die weltberühmten "Potjomkinschen Dörfer" am Ufer des Dnjepr bauen, da diese sogar an dieser einzigen, naturgegebenen Verkehrsstraße sonst nichts als öde Steppe gesehen hätte. Und diese buchstäblich unübersehbaren Ländereien hat die gute, liebe und vielgeliebte Zarin restlos an die Herren von Adel vergeben für "Verdienste", die keineswegs alle auf dem Schlachtfeld oder in der Verwaltung des Landes, sondern zum nicht geringen Teil im Boudoir und im Schlafzimmer geleistet worden waren. Jeder wird begreifen, dass diese Ländereien billig zu haben waren, umso mehr, als sie so gut wie nichts eintrugen, da sie ja überhaupt nicht bearbeitet wurden. Geld "herausschlagen" konnten die Herrschaften nur durch den Verkauf. Dazu waren aber Käufer nötig. Und die gab's erst, als die deutschen Einwanderer ins Land kamen. (Die russischen "Kulaken" erschienen erst, als der russische "Muschik" (Bauer) von den deutschen "Kolonisten" lernte, was man aus dem Boden herausholen kann). Ich habe als kleiner Junge noch selbst erlebt, wie in meiner engeren Heimat ein solches Gut von etwa 45 000 ha in knapp anderthalb Jahrzehnten bis auf 200 ha zusammenschrumpfte. Einer der drei Erben, die dieses buchstäblich "verjubelt" hatten, hat dann in einer Hetzbroschüre sich schwer über die deutsche "wirtschaftliche Vergewaltigung" beklagt.

Warum ich das hier erzähle? – Weil die letzten Zaren zur Stützung ihres immer ärmer und ärmer werdenden Adels erst die "Semstwo" ("adlige lokale Selbstverwaltung" übersetzt mein Wörterbuch das Wort) schuf, um mehr einträgliche Posten und Pöstchen vergeben zu können. Und als auch das nicht mehr hinreichte, gründete Zar Alexander III. für jede "Wolost" (Gebiet von 4 – 5 Dörfern) den Posten eines "Semskij Natschalnik". Was diese zu tun hatten? Eigentlich nichts. Nur die Dorfverwaltungen hatten ihnen jeden Gemeindecspruch zur Genehmigung vorzulegen. Bis dahin war jeder Gemeindecspruch für das ganze Dorf ein unumstößliches Gesetz. Nun bedurfte er der Sanktion des "Semskij Natschalnik".

Und was das alles mit dem Verhältnis zwischen mir und meinen Schülern zu tun hatte? Auch rein gar nichts. Ich erzähle das auch nur quasi apropos, weil der einzige Schüler, zu dem es mir nicht gelungen war, gute Beziehungen herzustellen, der Sohn eines solchen "Semskij Natschalnik" war. Er war "sitzengeblieben", das heißt am Jahresschluss nicht in die nächste Klasse versetzt worden und ist so in meine Klasse gekommen, in die Klasse, die ich als Klassenordnarius zu leiten hatte. Demonstrativ weigerte er sich, Deutsch zu lernen. Pflichtgemäß meldete ich dies dem Direktor, ihn selbst aber ignorierte ich, nachdem er mehrmals offen er-

klärt hatte, dass er mir nicht antworten wolle. Ob er, oder - was wahrscheinlicher sein dürfte, sein Vater es war, dem ich es zu verdanken hatte, dass ich wegen deutsch-freundlicher Propaganda zweimal zum Direktor und einmal sogar zum Gouverneur vorgeladen und unter Androhung sofortiger Verschickung nach Sibirien auf das Strengste verwahrt wurde? Nicht ausgeschlossen ist natürlich, dass auch mein Kollege, der Pope und Religionslehrer, der im selben Hause mit mir wohnte und daher meine häufigen Gäste selbst beobachten konnte, dass der auch einiges dazu beigetragen hat. Dass solche Sachen wenig geeignet sind, das Leben zu verschönern, ist wohl begreiflich. Und wenn ich nun bekenne, dass ich trotzdem weder in der Schule noch auch daheim mein bisheriges Verhalten geändert habe, - wird wieder der eine oder andere sich an die Stirn tippen: "So ein ...".

Vielleicht darf ich hier aber auch noch eine andere Sache erwähnen, die das Verhältnis zwischen meinen Schülern und mir besser kennzeichnet. Ich hatte im Verkehr sowohl mit den Kollegen, als auch bei gelegentlichen Begegnungen mit den Eltern meiner Schüler kein Hehl daraus gemacht, dass ich nach Beendigung des Krieges Russland verlassen und in die Heimat meiner Vorfahren zurückkehren werde. Nun gab es auch an unserem Gymnasium, wie schon seit vielen Jahren an allen Schulen des zaristischen Russland, den sogenannten "Elternrat". Vorsitzende dieses Rates war (vielleicht kennzeichnend für den berüchtigten Antisemitismus der Russen!) die Frau eines jüdischen Arztes (er hieß Mirkin). Der bzw. die Vorsitzende des Elternrates war berechtigt auch an den Sitzungen des "Pädagogischen Rates" (Lehrerkollegiums) teilzunehmen. Und da geschah es nun, dass in einer Sitzungspause die Frau Doktor Mirkin an mich herantrat, und mich inständig bat, doch ja nicht die Schule zu verlassen. (Ihr Sohn saß in meiner Klasse neben dem Sohn des "Semschik Natschalnik", der übrigens ein gebürtiger polnischer Adliger war).

Und schließlich ein Beweis, dass ich und meine Arbeit auch "höheren Ortes" anerkannt wurden. In der Abiturientenklasse ergab es sich manchmal, dass ich auch über die Feststellungen zu sprechen kam, die ich bei meinen vergleichenden Sprachstudien gemacht hatte. Und da geschah es, dass gerade, als ich mit Eifer darüber sprach, die Tür aufging und der Herr Lehrbezirks-Inspektor (mein ehemaliger Examinator in Deutsch) in Begleitung unseres Inspektors eintrat. Ich hatte gar nicht gewusst, dass er zu den alljährlichen Visitationen in der Stadt weilte. Was ich da sprach, lag vollständig außerhalb des offiziellen Programms und war daher unstatthaft. Hätte ich nun aber das Thema abgebrochen und wäre zum Programm übergegangen, dann hätten die Herren Studenten in spe gegrinst: "Aha, s'trussil pered natschlstoom" - (etwa: aha, hat's mit der Angst vor dem Vorgesetzten zu tun bekommen). Das wollte ich aber schon gar nicht und darum fuhr ich im angefangenen Thema fort. Mag kommen, was da will. Als das Glockenzeichen erscholl, verließen die Herren mit höflichem Gruß den Raum, und nach ihnen auch ich. Erst nach einigen Tagen fragte mich unser Inspektor (er war mein Klubgenosse und mir sehr "gewogen") "Was ist? Sie interessiert wohl gar nicht, was der Lehrbezirksinspektor zu Ihrer "Deutschstunde" gesagt hat?" Ich zuckte die Achsel: Was kann er schon gesagt haben!... "Schwätzt von Sachen, die ihn nichts angehen..." Nein, meinte er, er habe gesagt: "In einer Deutschstunde haben wir eine sehr gute russische Stunde gehört". Und ihn habe er gefragt, ob er schon gewusst habe, was ich dort den Schülern gesagt habe.

Für mich aber war das alles so vollständig gleichgültig, so bedeutungslos, dass, wenn mir jemand gesagt hätte, es werde einmal eine große Rolle in meinem Leben spielen, höchstens mit dem Finger an die Stirn getippt hätte. Und doch hat es sie, nämlich die Rolle gespielt. Aber davon ein andermal.

Zur Vervollständigung des Bildes über das Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern an unserem Gymnasium überhaupt muss ich aber auch noch das folgende Geschehnis erzählen, das sich wenige Monate nach meiner Ankunft ereignete.

Unser damaliger Direktor war eine geistig wie körperlich sehr repräsentative Persönlichkeit und in seinem Wesen ein vollendeter Aristokrat im besten Sinne des Wortes. In seinen Beziehungen sowohl zum Lehrpersonal als auch zu den Schülern war er stets einwandfrei. Stets war er der Direktor, doch stets ohne auch nur die geringste Spur von Arroganz oder Überheblichkeit und jederzeit hilfsbereit. Die "Atmosphäre", die ich bei meiner Ankunft in der Schule vorfand, hat mich einigermaßen überrascht. Nachdem man mir im Lehrbezirk die Schule als die "rebellischste" bezeichnet hatte, war ich angenehm überrascht, denn von Rebellion konnte ich beim besten Willen nichts vorfinden. Alles schien mir in bester Ordnung zu sein. Man wird sich daher unschwer meine Überraschung vorstellen können, als knapp ein halbes Jahr darauf in einer Unterrichtspause unmittelbar vor einer der beiden Türen des "Lehrerzimmers" ein dumpfer Knall erscholl, und als wir alle auf den langen Gang hinausstürzten, sahen wir, dass der Direktor mit einer Revolverkugel im Rücken am Boden lag. Die weiteren Einzelheiten zu erzählen erübrigt sich. Nur soviel noch: Ich war keineswegs der Einzige, der maßlos überrascht war. Und diese Überraschung stieg noch, als der Täter festgestellt wurde: der stillste und fast der beste Schüler der Abiturientenklasse. Doch wie später festgestellt wurde, hat er die Tat im Auftrag begangen, weil ihn "das Los traf". Er hat dann im Gefängnis Selbstmord begangen. Und der Grund, richtiger der Zweck dieser gemeinen Tat? - Ein Protest gegen das herrschende Regime! ...

Der Direktor wurde gerettet, ist aber nicht wieder zu uns zurückgekehrt. Sein Nachfolger war in mehreren Beziehungen das reine Gegenteil. -

Im Dienste der Menschlichkeit

Die Überschrift ist nicht ganz richtig. Sie klingt erst einmal etwas "geschwollen", könnte jedenfalls so gedeutet werden. Und gerade das möchte ich unbedingt vermeiden. Zu protzen mit dem, was ich getan habe, lag und liegt mir vollständig fern. Ich habe auch nie davon gesprochen, selbst dann nicht, wenn es mir in so mancher schweren Stunde mit einem Schlage aus bitterer Not herausgeholfen hätte. Wenn die Menschen, mit denen ich zu tun hatte, das alles gewusst oder nachher erfahren hätten, hätte wohl mancher von ihnen sich an die Stirn getippt: "So ein .. !" Zum andern aber müsste der Überschrift, mindestens "als Deutscher" vorgesetzt werden. Denn was ich getan habe, habe ich als Deutscher und an Deutschen und Deutschfreunden getan, bzw. an solchen, die ich dafür gehalten habe.

Und nun zur Sache:

Das mit den Verschieden war ja im Grunde genommen, was Arbeit anbelangt, eine Bagatelle und auch "politisch" verhältnismäßig harmlos. Die Damen und Herren hätten - wenigstens einige von ihnen - etwas mehr Rücksicht nehmen können. Aber konnte und kann man es einem Menschen in seiner Lage denn übelnehmen, wenn er so gern und öfter, als dem andern lieb und bequem ist, das große Verlangen nach ein klein wenig Anteilnahme nicht unterdrücken konnte, und auch so gern mal wieder an einem schön gedeckten Tisch ein gutes Mittag oder Abendbrot essen wollte? Meine Frau und ihre Mutter gaben's gern, das Eine wie das Andere. Und ich? Ich hatte nichts dagegen, umso mehr als ich durchaus nicht immer dabei zu assistieren brauchte.

Zum Problem wurde die Sache erst, als die Kriegsgefangenen_dazu kamen. Mit denen war es durchaus nicht überall in Russland so, wie E.E. Dwinger³⁶ in seinen Romanen schilderte. Bei uns liefen sie - speziell im Winter - frei auf der Straße herum wie Vagabunden. Damit möchte ich aber keineswegs gesagt haben, dass das für die Armen besser gewesen sei, als jenen in Sibirien das Sitzen hinter Stacheldraht. Jene hatten wenigstens ein Dach überm Kopf und ein - wenn auch noch so miserables Lager - auf dem sie schlafen konnten. Alltäglich erhielten sie Ihr Frühstück, Mittag und Abendbrot vorgesetzt, mag es auch noch so ungenügend gewesen sein. Die bei uns hatten weder das Eine, noch das Andere und erst recht nicht das Dritte, es sei denn, dass sie sich's erschnorrt. Und das gerade wurde immer schwerer, je länger es dauerte und je größer die Zahl dieser Armen wurde. Ich war keineswegs der Einzige, der einen solchen, - den meine Schwiegermutter eines Winterabends spät auf dem Heimweg von der Straße "aufflas", wo er halb verhungert und erfroren am Boden lag und ihn ins Haus brachte, - dann fast 2 Jahre im Hause behielt, obwohl er, der ausgelernte Buchbinder, sich im Hause nicht nur nicht "nützlich machen" konnte, sondern oft ziemlich störend war. Die Unterkunft, die die Stadt für die Kriegsgefangenen bereitgestellt hatte, bestand aus einem kleinen Häuschen mit einem einzigen etwa 10 x 5 Meter großem Raum, in dem es außer einem kleinen Tischchen aus rohem Holz und einer schmalen, fest um die Wände angebrachten Bank keinerlei Möbel gab. Ob winters ein Öfchen hineingestellt wurde, kann ich nicht sagen. Ich habe es mir an einem Sommertag angesehen, denn winters war in dem verdreckten Hof, in dem es stand, nicht gut heranzukommen.

Da die Sache immer schlimmer wurde, entschloss ich mich zu einem sehr gewagten Schritt. Ich gründete ein Hilfskomitee. Da unter den Gefangenen viele Türken und auch einige Polen und Ukrainer waren, zog ich aus meinem Bekanntenkreis zuverlässige Vertreter dieser Nationen hinzu, die dann auch gern zur Mitarbeit bereit waren. Es war mehr als bescheiden, was wir als Spenden heimlich sammeln konnten. Jedenfalls stand es in keinem Verhältnis zu der großen Not, die zu lindern war. Doch das muss gesagt werden: Viele gaben viel mehr, als auch bei größtem Optimismus von ihnen erwartet werden konnte. Und das, obwohl die Gebenden fast ausschließlich selbst in sehr bescheidenen Verhältnissen lebten. Was wir bekamen, war im wahren Sinn g e o p f e r t.

Es ist doch wohl allgemein so, dass man sich vorwiegend, vielleicht könnte man sogar sagen fast ausschließlich, an das Schöne und Gute im Leben erinnert. Aber leider wachsen auch im bestgepflegten Garten des Lebens nicht nur Rosen und Nelken und die anderen schönen Blumen. Auch da schießt eben manchmal eine stachlige Distel oder sonst ein Unkraut zwischen hervor. Und vielleicht muss das auch so sein, damit man auch das Bescheidene schätzen lernt.

Vielleicht darf ich darum auch etwas erzählen, das weniger schön klingt, wenigstens in meinen "Ohren".

Nachdem unser Pastor verschickt worden war, waren wir religiös "verwaist". Nur sehr selten kam aus entlegenen Kirchspielen (im ganzen Gouvernement waren wir das einzige) ein Pastor und hielt die Predigt. Und so kam auch eines Tages ein verhältnismäßig junger Mann zu mir und stellte sich als Pastor (seinen Namen habe ich vergessen) vor. An seiner Aussprache erkannte ich sofort den Balten, und sein Name verriet den Letten. Alles an ihm verriet den intelligenten Mann aus gutem Hause, und ich freute mich aufrichtig auf den morgigen Gottes-

³⁶ Die Armee hinter Stacheldraht - Ein sibierisches Tagebuch
Eugen Diederichs Verlag, Jena

dienst. Meine Einladung zum Abendbrot nahm er gern an, und wir unterhielten uns über eine Stunde lang sehr anregend. Er äußerte den Wunsch, am Nachmittag einen zweiten Gottesdienst in lettischer Sprache zu halten, obwohl ich ihm sagen musste, dass er wohl kaum ein halbes Dutzend Zuhörer haben werde, denn mehr Letten hatten wir nicht. Zu meiner nicht geringen Verwunderung erfuhr ich dabei, dass er diesbezüglich von meinem lettischen Kollegen bereits unterrichtet war.

Dem deutschen Gottesdienst am Vormittag wohnte ich (nicht nur pflichtgemäß, sondern mit aufrichtigem Interesse) bei. Die Predigt aber hat mich enttäuscht. Es war eigentlich keine Predigt, sondern eher eine Ansprache, weitgehend politisch gefärbt. Dem Nachmittagsgottesdienst wohnte ich natürlich nicht bei, da ich die lettische Sprache ja nicht verstehe. Meine Kollegin aber (die anstelle der ausgeschiedenen Russin getreten war), die etwas lettisch verstand, beglückwünschte mich, dass ich dem Gottesdienst nicht beigewohnt habe. Es sei eine förmliche Hetzrede, nicht nur gegen alles Deutsche, sondern ebenso auch gegen alles Russische gewesen. Erst war ich in Versuchung, die Sache dem Konsistorium nach Moskau zu melden und dringend zu bitten, den Herrn nicht noch einmal zu uns zu schicken, habe mich dann aber damit begnügt, dass ich mich verleugnen ließ, als er sich von mir verabschieden wollte.

Nicht zur Rechtfertigung dieses Herrn, sondern nur zur Erklärung seines zumindest sehr deplacierten Benehmens, muss ich aber darauf hinweisen, dass die Schuld an der sehr antideutschen Einstellung der Letten zu einem sehr großen Teil der baltische deutsche Adel, zum nicht geringen Teil aber auch die "besseren Kreise" der Deutschbalten trugen. Die Einen wie die Anderen haben in ihren Beziehungen zu der Urbevölkerung, den Letten und Esten, den Charakter der Feudalherrschaft nicht vergessen können. Sie haben nicht nur diese, sondern auch die Jahrhunderte später eingewanderten "Kolonisten", mit ausgesprochener Geringschätzung, zumindest herablassend behandelt. Nicht umsonst galt unter diesen sowohl an der Wolga, wie auch im Schwarzmeergebiet und Kaukasus das Wort: "Bei den Balten beginnt der Mensch erst beim Baron". In Städten mit größeren deutschen Gemeinden haben sich die Balten weitgehend von den "Kolonisten" separiert. Das ging so weit, dass zum Beispiel in Odessa die Balten ihren eigenen Pastor, einen Balten, hatten, weil die Kolonisten, die die Mehrheit in der Gemeinde bildeten, einen aus ihren Kreisen stammenden Pastor gewählt hatten. Das alles kann aber doch unmöglich den hässlichen Missbrauch von Kirche und Kanzel entschuldigen, den dieser Herr sich geleistet hat.

Das alles vermag das Verhalten der Letten wohl erklären, keineswegs aber auch rechtfertigen. Sie haben unter den baltischen Baronen, so schlimm es in manchen Fällen auch gewesen sein mag, doch noch immer ganz unvergleichlich besser gelebt, als die russischen (leibeigenen) Bauern unter ihren "Pomeschtschiks" (Gutsbesitzern), und, was sie leider nie erkannten, nicht nur wirtschaftlich, ernährungsmäßig, sondern vor allem kulturell. Ihre Kinder hatten die Möglichkeit, eine Schule zu besuchen und sie standen daher auch kulturell turmhoch über dem Niveau der russischen Bauern. Und was besonders gegen sie spricht, - die Esten, die doch in genau denselben Verhältnissen lebten, dieselben Barone über sich hatten, die mögen diese wohl auch kaum übermäßig geliebt haben, aber von einem so großen und allgemeinen Hass war dort nichts zu spüren. Nun, die mehr als unangebrachte Predigt des Letten hatte in unserer Gemeinde auch etwas Gutes bewirkt. Das Resümee des vielen und wenig frommen Geredes über sie war erfreulicherweise stets: "... da ist unser alter Schulz uns doch viel lieber!" Sie hätten ihn aber wohl kaum mit Jubel empfangen, wenn er zurückgekommen wäre.

Doch genug, ich befürchte, sogar schon viel zu viel von dieser unangenehmen und im Grunde unwichtigen Sache gesprochen zu haben. Die furchtbare Not der Kriegsgefangenen, zu deren Linderung auch unser Komitee leider nur so wenig beitragen konnte, lag uns unvergleichlich mehr am Herzen.

Im Sommer ging es noch an. Da strömten sie, die Gefangenen, hinaus auf das Land, zu den Bauern und Gutsbesitzern. Dort waren sie sehr willkommene und sehr geschätzte Arbeitskräfte. Sie mussten natürlich viel und schwer arbeiten. Von einer 48- oder gar 40-Stundenwoche konnte freilich keine Rede sein. Es wurden sicher mindestens 12, 14, und wohl oft auch 16 Stunden am Tage gearbeitet. Und die Unterbringung war auch mehr als primitiv (es soll freilich auch vorgekommen sein, dass die strohverwitwete Soldatenfrau sich den Gefangenen in die Stube und sogar ins Bett geholt habe), - aber Not leiden mussten sie nicht, satt zu essen bekamen sie. War aber im Herbst die Feldarbeit zu Ende, dann war der Gefangene entbehrlich, und als überzähliger Esser, mehr als das und konnte abziehen. Wenn ihm nur jemand hätte sagen können, wohin! Da wäre mancher von ihnen gar gern hinter Stacheldraht gezogen, auch wenn das Lager noch so öd und trostlos ausgesehen hätte. Bei uns blieb ihnen nur der Weg in die Stadt. Und da waren sie erst recht überflüssig und leider nicht nur das, sondern sehr lästig. Denn wer von ihnen nicht verhungern und erfrieren wollte, musste eben an fremde Türen klopfen. Und wer hat das schon gern!

So war es bis zur Revolution. Weder Staat noch auch die Stadt kümmerten sich um die Unterbringung und Verpflegung der Gefangenen. Mochten sie selbst sehen, wie sie durchkommen. Und wer die damaligen Verhältnisse in der Stadt sowie im ganzen Land kennt, wird das weniger verurteilen. In Ländern, in denen allgemeines Wohlergehen herrscht, pflegen gemeiniglich keine Revolutionen auszubrechen. Und dass wir, die Handvoll Deutscher in der Stadt, so wenig für sie taten? Jeder von uns hätte wohl ein halbes, zeitweise, speziell im Winter, aber auch über ein ganzes Dutzend von ihnen zu sich in Pflege nehmen müssen. Doch etwas viel, nicht?

Die Revolution

"Nur keene Bange nicht!" würde der Berliner sagen, ich habe durchaus nicht die Absicht, hier die Geschichte der russischen Revolution zu schreiben. Nur was gesagt werden muss.

Wenn ich wahrheitsgemäß sage, dass unsere Stadt erst volle 3 Tage nach Berlin, Paris, London, New York und überhaupt der ganzen Welt erfahren hat, dass im fernen Petersburg eine Revolution stattgefunden hat, dass der Zar zum Thronverzicht gezwungen worden war, dass sein Bruder Michail nun Zar sein solle, - dann wird mancher den Kopf schütteln und denken: Der spinnt. Und doch war es so. Und Schuld daran war - (wie konnte es auch anders sein, da doch damals alles Falsche und Schlechte und Böse von den verfluchten "Njemzy" den Deutschen kam) - ein Deutscher, der Mann, der erst ein Jahr nach meiner Ankunft in St. das Amt des Gemeindevorstehers und Kirchenratsvorsitzenden niedergelegt hatte, (vielleicht richtiger gesagt, mir aufgehalst hatte), mein guter Freund, der Post-Natschalnik. Als die Depesche mit der Nachricht über den Ausbruch der Revolution bei uns ankam, brachte der Telegraphist sie pflichtgemäß seinem Chef. Dieser als 101% iger treuer russischer Beamter eilte damit ebenso pflichtgemäß zum Gouverneur. Und dieser, noch viel Pflichtgemäßere, gab den allerstrengsten Befehl: Alle solche und ähnliche Depeschen zu mir! Und Sie haften mir dafür, dass kein Wort davon publik wird!

Befehl ist Befehl, und einem Deutschen Beamten (wohlgemerkt: damaligen!) erteilt, war und ist er es doppelt und dreifach. Und darum erfuhren wir in St. mit so großer Verspätung von der Abdankung des Zaren. Es war ein Montagmorgen. Als ich ins Lehrerzimmer trat, musste ich stutzen. Während sonst die Kollegen (ich wiederhole: wir waren insgesamt über 60 an der Zahl!) in Gruppen und Grüppchen umherstanden und saßen und sich laut unterhielten, herrschte nun tiefes Schweigen im Raum. Als ich verwundert den einen fragte, was denn los sei, zeigte er schweigend mit dem Finger auf den langen Tisch in der Mitte des Raumes. Dort lagen ein paar "Telegramme" von der Ortszeitung herausgegebene Depeschen mit den letzten Frontnachrichten. Diesmal enthielten sie alle vom Gouverneur zurückgehaltene Nachrichten der letzten drei Tage. Und die Wirkung? - Erst niederschmetternd, da vollständig unerwartet. Da aber der Thronverzicht ausdrücklich zu Gunsten des jüngeren Bruders Michail erfolgt war, stellte sich bei der überwiegenden Mehrzahl der Kollegen nicht nur Optimismus, sondern sehr rasch eine freudige Hoffnung ein. Diese kam offen zum Ausdruck, als auch der zweite Religionslehrer, der Pope Nikolai, ins Zimmer kam, und, kaum dass er die Nachricht erfahren hatte, sofort rief: Hinauf in die Kirche (sie befand sich im Stock) zum "Moleben" (Bittgottesdienst) und anschließend Treu-Eid für Michail! Und das geschah auch. Diesmal die Aufstellung nicht in der üblichen Ordnung, sondern das gesamte Lehrerkollegium in den vordersten Reihen, und dahinter die Schüler, soweit sie Platz fanden. In der Ansprache des Popen wurde der Thronwechsel, als vom ganzen russischen Volke schon seit langem gewünscht, begrüßt und große Hoffnungen in den neuen Zaren gesetzt. Danach leisteten wir Lehrer dem Zaren Michail II. den Treueeid. Auch ich, der ich fest entschlossen war, nach dem Kriege sofort meinen Beamtendienst aufzugeben und auszuwandern, war, wie ich mich sehr gut erinnere, tief beeindruckt. Dem Optimismus des Popen konnte ich durchaus nicht zustimmen. Ich sah nur die erschütternde Tragödie. Und als ich nach der anschließenden Unterrichtsstunde aus dem Klassenzimmer in den Gang heraustrat und der an der anderen Ecke stehende Aufseher mir zuflüsterte: "Auch Michail hat sich vom Thron entsagt" - da riss etwas bei mir in der Brust. Wie ich ins Lehrerzimmer kam, weiß ich nicht. Nur das eine weiß ich, dass ich mich dort auf eines der an den Wänden stehenden Sofas setzte und einen Schüttelfrost bekam, wie noch nie im Leben. Arme und Beine "flogen" direkt. Nur gut, dass alle im Raume vollständig von den Ereignissen erfasst waren und mich gar nicht beachtetten! Einzig der Pope (er wohnte mit mir im selben Hause) hatte es bemerkt, setzte sich neben mich und fragte: Was ist Ihnen? Ich konnte ihm nur das eine Wort sagen: "bojus" (ich fürchte mich). Er, von dem ich wahrscheinlich nicht ganz ohne Grund annahm, dass auch er mich beim Direktor denunziert hat, legte mir die Hand sanft auf den zitternden Arm, und sagte warm: Dass Sie ein so guter Russe sind, hab ich nicht gewusst.

Ob es wirklich Angst war, was mich zittern machte? - Ich weiß es nicht. Bewusste Angst wohl kaum, denn ich bin mir nicht bewusst, dass ich etwas Bestimmtes befürchtet hätte. Wahrscheinlich sind mir nur, wie man zu sagen pflegt, die "Nerven durchgegangen". Oder war es "Vorahnung"? Was mich in den darauf folgenden Monaten erwartete, hätte eine solche hinreichend gerechtfertigt.

Die Gründe zu schildern, warum meine Kollegen, und nicht nur sie, sondern die gesamte russische Intelligenz, die russische "bessere Gesellschaft", die Thronentsagung von Nikolaus II. sogar begrüßte, brauche ich nicht zu schreiben. - Das kann ich mir ersparen. Es genügt, wenn ich hier einen Brief einschalte, den ich bereits vor mehreren Jahren an eine "Illustrierte" geschrieben habe. Er sagt alles, vielleicht sogar mehr als unbedingt nötig wäre. Aber schaden kann es auch nicht.

Teufel aus Sibirien?

Ohne Zweifel haben viele Leser den Tatsachenbericht von Herrn Heinz Liepmann³⁷ mit großem Interesse gelesen und wohl alle werden glauben, jetzt wüssten sie über diese so verhängnisvolle Episode der russischen Geschichte Bescheid. Aber stimmt das? Ich vermute sehr, dass Herr Liepman selbst durchaus nicht so fest davon überzeugt ist. Oder weiß er nicht, dass das, was der Mörder über den Ermordeten und den Mord aussagt, niemals als Tatsache hingenommen werden kann? Warum also "Tatsachenbericht"?

Und warum "Teufel aus "Sibirien"? Kann man Rasputin - sogar in der Gestalt, wie ihn Herr Liepmann nach den Worten seines Mörders darstellt - einen Teufel nennen? Was ist denn Teuflisches an all dem, was Fürst Jussupow über ihn aussagt? Seine ans Wunderbare grenzende Kraft, den bluterkranken Zarewitsch vom sicheren Tode zu retten? Das russische Volk nannte solche begnadeten Menschen "Boshij Tschelowek" - Mann Gottes. Warum hat dann Fürst Jussupow nicht auch seinen und Rasputins Zeitgenossen, den in ganz Russland bekannten Kronstädter Priester Ioann Kronstadtskij, einen Teufel genannt und ermordet? Der hatte doch dieselbe Gabe. Ich habe seinerzeit in T. fast täglich in einer Arztfamilie verkehrt. Als der jüngste Sohn tödlich erkrankte und bereits von allen Ärzten, und sogar vom eigenen Vater aufgegeben war, wandte sich die strenggläubige katholische Mutter in ihrer Seelennot mit einer Depesche an diesen ebenso strenggläubigen orthodoxen Priester und flehte ihn um seine Fürbitte an. Bereits in der Nacht, noch bevor im nächsten Morgen die kurze Antwort ankam: "Sei ruhig, Schwester, dein Sohn wird leben", war im Zustand des Jungen die von keinem für möglich gehaltene Wendung eingetreten. War auch das "Teufelswerk"? Die strenggläubige Katholikin hat dann keinen Tag versäumt, an dem sie nicht diesen "Mann Gottes" in ihr Gebet eingeschlossen hätte. Ist es da so unbegreiflich, dass die Zarin und mit ihr das ganze Zarenhaus Rasputin ebenso für einen "Mann Gottes" hielt und ihn liebte und verehrte?

Die nach unseren Begriffen übermäßige sexuelle und physiologische Triebhaftigkeit dieses urwüchsigen, in vieler Hinsicht primitiven Mannes aus den sibirischen Wäldern mag manchem von der Zivilisation glattgeleckten Spießbürger "shocking" erscheinen, und von mancher sittsamen Betschwester für Sünde gehalten werden. Aber ist denn das, was uns von jeder Seite unserer "Magazine" und einem großen Teil unserer "Illustrierten" entgegenleuchtet, was unsere Bars, unsere Kabarets und einen großen Teil unserer Kinos füllt, so viel besser, nur weil es in einem raffinierten "make up" erscheint?

Vergessen wir doch nicht, dass erst unsere Kirche - und zwar mit einem ganz bestimmten Zweck und sogar gegen Gottes ausdrückliches Gebot: "Gehet hin und mehret euch!" - den Geschlechtsverkehr zur "Erbsünde" erklärte und die jeder Natur und Vernunft widersprechende sexuelle Enthaltsamkeit und das Zölibat zur gottgefälligen Tugend erhoben hat. Bei Völkern mit einer so hoch entwickelten Kultur, wie es die alten Inder und Griechen waren, ist der Phallus, das Lingma, Symbol der Gottheit gewesen (Dionysos und Schiwa) und genoss und genießt heute noch göttliche Verehrung. Und Schiwa trägt heute noch den Beinamen "der Gürtige"!

³⁷ Der Teufel aus Sibirien, Kristall, Hamburg 1956

Aber es handelt sich ja nicht um die Ehrenrettung Rasputins. Ob der ein Teufel war, wie Fürst Jussupow sagt, oder ein "Mann Gottes", wie ihn das russische Volk nannte, ist - fast möchte man sagen - vollständig belanglos. Übrigens werden sich bestimmt die meisten Leser bei der Lektüre des "Tatsachenberichtes" selbst gefragt haben, warum denn einer der höchsten und einflussreichsten Würdenträger der orthodoxen Kirche gerade diesen "Teufel aus Sibirien" an den Hof geholt hat. Die Antwort dürfte ihnen nicht schwergefallen sein. Wenn Fürst Jussupow und seine Helfershelfer nur Rasputin verleumdet und schließlich ermordet hätten, dann wäre und bliebe das natürlich ein scheußliches Verbrechen, es verlohnte sich dann aber nicht, darüber viele Worte zu verlieren. Aber das Verbrechen des Fürsten Jussupow ist unendlich viel größer und schwerer und vor allem viel niederträglicher, gemeiner und schmutziger.

Dass Rasputin nicht darum ermordet wurde, weil er ein Wüstling war oder sonst ein Unrecht begangen hat, sondern einzig und allein, weil er den ehrgeizigen Plänen der Schmarotzerclique um den Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch im Wege stand, weil er von Anfang an gegen den Krieg mit Deutschland war und dann bis zuletzt mutig für einen Frieden eingetreten ist, - geht aus den Darstellungen Herrn Liepmans klar hervor. Und dass dieser einfache russische Bauer, was politische Klugheit und Weitsicht anbelangt, turmhoch über seinen Gegnern stand, weiß heute jedes politische Wickelkind.

Als damals an der Front eine Niederlage nach der andern kam und eine immer größer und niederschmetternder war als die andere, da durfte daran natürlich nicht der total unfähige Nikolai Nikolajewitsch und seine Clique schuld sein. Es mussten andere Schuldige gefunden werden.

Die ersten waren die deutschen Bauern, die man vor hundert und mehr Jahren unter vielen, später dann schnöde gebrochenen Versprechen ins Land gerufen hatte. Sie wurden zu Spionen und Landesverrätern deklariert und aller ihrer Ländereien enteignet. Wie so oft erwies sich aber auch diese Maßnahme als "Knüppel mit zwei Enden". Als ein paar Vernünftiger diese übergescheiten Strategen darauf aufmerksam machten, dass der Ausfall von fast vollen 15 Millionen ha (fast genau so viel wie die gesamte Anbaufläche des Deutschen Reiches von 1934) zu einer unvorstellbaren Katastrophe nicht nur für die Armee, sondern für das ganze Land führen müsste, wurde die Durchführung des Gesetzes eingestellt. Dazu kam noch, dass man feststellen musste, dass der beabsichtigte Zweck nicht erreicht wurde. Das einfache russische Volk nahm ihnen das Märchen von den deutschen Bauern, die alle militärischen Geheimnisse verraten haben sollten, einfach nicht ab. Man musste einen glaubwürdigeren Schuldigen suchen. Und gerade die Wahl dieses Schuldigen und die einfach ekeleregende Weise, wie man ihn dann zur "Schlachtbank" führte, zeigt die ganze Niederträchtigkeit dieser "fürstlichen" Clique.

In einer an Umfang und an Gemeinheit nie da gewesenen Propaganda wurde von Petersburg aus die Zarin, die "Njemka" (Deutsche) zur Spionin erklärt, die alle militärischen Geheimnisse an das deutsche Oberkommando verrate. Damit aber nicht genug. Um den Hass des Volkes von sich ab und auf die Zarin zu lenken und gleichzeitig auch den immer hartnäckiger zum Frieden mahnenden Gegner, Rasputin, endgültig zu erledigen, wurden mit sadistischer Konsequenz die scheußlichsten Lügen ins Volk getragen. In jeder Gesellschaft, auf allen Straßen wurde dem Volk zugeflüstert, dass die "Njemka", die Zarin, und alle ihre drei Töchter der Reihe nach zu Rasputin ins Bett stiegen. Die Töchter seien eine nach der andern bereits schwanger geworden und hätten Abtreibungen vornehmen müssen. Mit wahrer Wollust wur-

den die angeblichen Orgien bis in die kleinsten Einzelheiten erzählt, die Rasputin mit der Zarin und ihren Töchtern und einer Reihe anderer Frauen des Hofes im Palast gefeiert haben soll.

Auf so ekelhafte Weise wurde die tiefe und aufrichtige, aber makellos reine Dankbarkeit der Zarin und der ganzen Zarenfamilie für die ans Wunderbare grenzende Rettung des Thronfolgers ausgenützt. Die Zarin war durchaus keine Heilige, wie sie das Bild in der letzten Folge des "Tatsachenberichtes" darstellt. Das Bild ist sicher erst nach ihrem grässlichen Tode von einem gemalt worden, der wie viele Millionen anständiger Russen in ihr und der Zarenfamilie die Märtyrer des russischen Volkes sah. Dies Volk wusste, dass sie, die ehemalige protestantische Prinzessin, wohl zu einer der strenggläubigsten und frömmsten orthodoxen Frauen Russlands geworden war. Und bis zum Ausbruch dieser ekelhaften Verleumdungskampagne gab es im ganzen Lande keinen Menschen, der auch nur den geringsten Zweifel an ihrer makellosen Reinheit gehabt hätte.

Und dass diese Verleumdungen von der Jussupowschen Clique ausgegangen sind, daraus wurde durchaus kein Geheimnis gemacht. Die Tatsache wurde im Gegenteil offen betont, denn dadurch sollte die Glaubhaftigkeit der Gräuelmärchen bewiesen werden.

Dem Fürsten Jussupow kann vielleicht seine Jugend zugutegehalten werden. Er war damals noch ein dummer Junge und hat sich zum Werkzeug einer gemeinen Mörderbande machen lassen. Das wird er heute, wenn auch nicht ändern, so doch in manchen Stunden sich selbst gegenüber eingestehen. Er sagt selbst, dass er bei der Ausführung des Mordes Augenblicke gehabt habe, in denen ihm vor sich selbst ekelte. Und heute? Kann er heute schon wieder ohne Ekel sein Bild im Spiegel sehen? Oder sollte er die Folgen seiner Tat bis heute noch immer nicht in ihrer ganzen Grauenhaftigkeit erkannt haben? Weiß er noch immer nicht, dass die Kugeln, mit denen er Rasputin niedergeknallt hat, kaum zwei Jahre später in Jekaterinburg die ganze Zarenfamilie zerfetzt haben? Weiß er nicht, dass der Knüppel, mit dem er dem schon am Boden liegenden Rasputin den Garaus machte, in der Folge Hunderttausenden der Besten des russischen Volkes die Köpfe eingeschlagen hat? Weiß er nicht, dass an dem Gift, das er Rasputin in Kuchen und Tee gemischt hat, dann Dutzende von Millionen unschuldiger russischer Menschen elendiglich zugrunde gehen mussten?

Hat sich Herr Jussupow in den bald 40 Jahren seines Exils noch niemals die Frage vorgelegt, wie alles wohl gekommen wäre, wenn er und seine Helfershelfer, anstatt Rasputin zu ermorden, sich auf seine Seite gestellt und den Zaren zum Friedensschluss bewogen hätte? Gewiss hätte auch dann vieles in Russland anders werden müssen. Aber der grauenhafte Zarenmord hätte nicht stattgefunden. Lenin wäre nicht nach Russland gekommen und viele, viele Millionen unschuldiger Russen wären nicht verhungert, nicht in den Kellern der Tscheka und der GPU zu Tode gefoltert und in den Todeslagern Sibiriens elendiglich zu Tode geschunden worden. Und wahrscheinlich säße sogar Herr Jussupow heute noch in einem seiner Paläste in Petersburg.

Auf die Frage, warum er Rasputin ermordet habe, hebt Jussupow heute nur mit müder Geste die Schultern: "das Schicksal teilt uns Rollen zu. Wir müssen sie spielen.... Was können wir tun?"

Ist das alles, was Fürst Jussupow auf diese Frage zu sagen hat? Eine solche Antwort wäre vor 500 Jahren aus dem Munde seines Urahns, des mongolischen Chans als Rechtfertigung für die Niedermetzlung von ein paar hundert unterjochter Russen vielleicht noch verständlich gewe-

sen. Seinem späten Nachfahren, dem nunmehrigen russischen Fürsten und Verwandten des Zaren steht aber dieses fadenscheinige fatalistische Mäntelchen seiner Vorfahren verdammt schlecht zu Gesicht. Oder sollen wir etwa alle Verbrecher laufen lassen, weil sie doch auch nur "die Rolle gespielt" haben, die ihnen das Schicksal zugeteilt hat? Oder gilt das nur für Herren fürstlichen Blutes?

Eins mutet aber in der Tat wie Schicksal an. Ein Nachkömmling der Mongolen, der nachmalige Zar Boris Godunow war es, der den letzten Sprössling aus der Dynastie der Ruriks ermorden ließ. Und 300 Jahre später war es wieder ein Nachkömmling dieser Mongolen, der Fürst Jussupow, der durch seine unheilvolle Tat die Ermordung des Letzten aus der Dynastie der Romanows ausgelöst hat.

Ob wohl Fürst Jussupow manchmal in einsamen Stunden, wenn die Bilder der Vergangenheit ganz besonders auf ihn eindringen, den Monolog seines Schicksalsgenossen Boris Godunow aus Puschkins unsterblichem Drama liest? So manches jener Worte muss ihm doch im wahren Sinn aus der Seele gesprochen sein.

So war die Stimmung in der "besseren" russischen Gesellschaft. Und das russische Volk? - Mit diesem, dem einfachen russischen Volk, hatte ich seit Jahren so gut wie keinen Verkehr. Vielleicht darf ich aber eine ganz zufällige Begegnung erzählen.

Unser Turnsaal war in ein Lazarett für Verwundete verwandelt worden. Als ich erfuhr, dass dort auch zwei volksdeutsche Verwundete lagen, besuchte ich sie. Es stellte sich heraus, dass die beiden aus meiner engeren Heimat stammten. Notgedrungen mussten wir uns in russischer Sprache unterhalten. Ich war in Uniform mit den entsprechenden Rangabzeichen. Auf dem Nebenbett lag ein Russe mit ziemlich intelligenten Augen, der uns eine ganze Weile schweigend zuhörte. Am Akzent der beiden Burschen konnte er unschwer erkennen, dass sie Deutsche waren, bei mir es aber höchstens vermuten. Plötzlich wandte er sich in streng militärischer Form an mich "Wascha Wysokoblagorodie skashite, poschaluista, na kowo tschorta sdalasj nam eta woina? Neschto nam naschei semli ne chwataet?"

Im zaristischen Russland waren Titel in zivilen Kreisen nicht gebräuchlich, nicht einmal der Titel "Herr". Beim Militär dagegen war er strengstens vorgeschrieben. Der Mann war Unteroffizier, daher die Anrede. Übersetzung: Euer Hochwohlgeboren sagen Sie bitte, wozu, zum Teufel, haben wir diesen Krieg nötig? Haben wir nicht genug eigenes Land?

Ich konnte ihm natürlich darauf nur in möglichst freundlichem Tone empfehlen, sich mit dieser Frage an eine andere Adresse zu wenden. Seine Frage kennzeichnet aber die Einstellung des Volkes wohl besser als viele Worte. Ich selbst glaubte damals und glaube auch jetzt, schließen zu dürfen, dass Rasputin nicht der einzige russische "Muschik" war, der den Krieg ablehnte.

Aber nicht, um das nachzuweisen, erzähle ich das alles, sondern um zu zeigen, wie groß, wie gemein und schmutzig die Hetze gegen uns Deutsche war, die sogar vor dem Zarenthron nicht halt machte.

Ob der Bruder des Zaren, der Großfürst Michail, darum sich geweigert hat, den leergewordenen Thron zu besteigen? - Kaum. Wenn er allem Anscheine nach auch zu der Clique um Nikolai Nikolajewisch nicht gehörte, - ein Deutschfreund war er bestimmt nicht. Dagegen spricht schon allein die Tatsache, dass er der Lieblingssohn seiner Mutter, der ehemaligen dänischen Prinzessin war, die dies auch als russische Zarin geblieben war, und schon darum ihre Schwiegertochter hasste, die durch ihre Schönheit und ihr Aufgehen im russischen Wesen die

Herzen aller am Hofe gewann, und bereits als Thronfolgerin die Dänin austach. Hat sie doch sogar ihren, körperlich nach ihr, klein und schwächlich geratenen Erstgeborenen, Nikolaus II., wenn auch nicht direkt gehasst, so doch weitgehend gering geschätzt. Im Vergleich zu seinem Vater, ihrem Gemahl, Alexander III., für den es schwer war, ein genügend kräftiges Reitpferd zu finden, war dieser natürlich ein "Knäblein". Und sie, die ihrem Manne frei, ohne anzustreifen, unter dem Arm durchgehen konnte, hatte offensichtlich, wie so viele kleine Frauen, eine angeborene leidenschaftliche Vorliebe für Hünen. Sie war bestimmt nicht für Rasputin und gegen den Krieg. Mindestens nicht ausgeschlossen ist, dass sie an der schmutzigen Hetze gegen ihre Schwiegertochter, die Zarin, weitgehend mitbeteiligt war.

Für uns Russlanddeutsche brachte die Revolution keine Besserung, und erst recht nicht für die Kriegsgefangenen. Eher das Gegenteil. Denn nun, nachdem die Erzverräterin, die "Njemka", die Zarin, ausgeschaltet war, nun musste doch endlich auch an der Front die Wendung eintreten. Die Deutschen Siedler, "Kolonisten", waren ja schon seit Februar 1916 ihrer Ländereien enteignet und mit ihrer Umsiedlung nach Sibirien hatte man noch unter Nikolaus begonnen. Nun war der Sieg über die Deutschen "in der Tasche". Er war es leider nicht. Welch lächerliche politische "Wickelkinder" die liberalisierte russische Aristokratie, samt dem Großteil der Intelligenz war, zeigten bereits die nächsten Wochen und Monate. Knappe zwei Monate war der Zar gegangen, da kam schon der linksradikale Sozialrevolutionär Kerenski als Regierungspräsident ans Ruder. Und knappe weitere 5 Monate darauf kam Lenin und jagte mit einer Handvoll Straßengesindel (es waren in den ersten Tagen kaum mehr als ein paar Tausend!) die ganze "Provisorische Regierung" zum Teufel. Wohlgermerkt, eine Regierung, die über eine Armee von mindestens sieben Millionen unter Waffen verfügte!!

Das Tohuwabohu, das darauf folgte, brachte uns Russlanddeutschen und vor allem den Kriegsgefangenen" ein Aufatmen. Leider war es sehr kurz. Die Kreise, vor denen wir uns so sehr in acht nehmen mussten, die sahen nun nur zu klar ein, dass sie "ausgespielt" hatten. Nun konnte das von mir gegründete Hilfskomitee endlich offen auftreten. Es war aber auch dringend notwendig, denn die Stadt wimmelte buchstäblich von Kriegsgefangenen, die noch immer außer dem kleinen Hüttchen keine Unterkunft hatten und vergeblich in offenstehenden Holzschuppen und Stallungen Schutz vor Schnee und Frost suchten.

Mein Erstes war, dass ich anfang, die schwedische und dänische Gesandtschaft in Moskau mit Alarmdepeschen zu bombardieren. Sie waren, bei Gott, berechtigt, denn zu Dutzenden wurden täglich Erfrorene aus den Ställen und Schuppen herausgeschleppt. Ich hatte Glück. Der ehemalige dänische Vize-Konsul v. Haxthausen, der mich bereits Ende 1914 in Angelegenheit der Verschickten besucht hatte, war inzwischen zu seiner Gesandtschaft nach Moskau versetzt worden, und offensichtlich war eine meiner Depeschen ihm in die Hände geraten, denn knapp nach einer Woche hatte ich von ihm die Depesche in der Hand, in der er mir mitteilte, dass die dänische Gesandtschaft zur Unterstützung der österreichischen Kriegsgefangenen mir monatlich 5 000 Rubel bewilligt habe. Für die dringlichsten Fälle möge ich, soweit möglich, vorläufig eigene Mittel zur Verfügung stellen. Die Schweden zögerten, wahrscheinlich, weil ich dort keinen Befürworter hatte, der mich persönlich gekannt hätte. Doch nach weiteren Depeschen mit dem Hinweis auf das dänische Beispiel und weiteren 10 - 12 Tagen hatte ich auch von dort die Bewilligung von 2 500 Rubel für die deutschen und türkischen Gefangenen.

Und - ein weiteres Glück! - Gleich nach Erhalt der dänischen Zusage, wandte ich mich an den 2. Vorsitzenden unseres örtlichen (bolschewistischen) Zentralkomitees - meinen ehemaligen Schüler - mit der Bitte um Bereitstellung einer entsprechenden Unterkunft für die Kriegsgefangenen. In meiner Gegenwart gab er sofort die Anweisung, dass das Gebäude des ehemaligen Lehrerseminars, das bei Ausbruch des Krieges zur Kaserne gemacht worden war und nun leer stand, als Gefangenen-Lager zur Verfügung gestellt werden solle.

Die Instandsetzung desselben sei aber meine Sache.

Das war klug von ihm, nämlich das mit der Instandsetzung, denn es war allerhand. Das Gebäude war zwar kaum 10 - 12 Jahre alt, hatte aber keine Spülklosette. Die Aborte befanden sich auf dem Hof. Wie sich die russischen Soldaten nach Ausbruch der Revolution betrug, weiß ich nicht. Im Hinterland, wenigstens im so frontweiten wie unsere Stadt, - bildeten sie wilde Horden, ohne die geringste Spur von Ordnung und Disziplin. In den Kasernen machten sie es sich "bequem". Wozu den Gang auf den Hof hinaus? Wo man doch alles im Nebenraum viel bequemer verrichten kann! Als ich das Gebäude besichtigte, traf ich dort eine ganze Schar von Gefangenen, die dort Unterschlupf gefunden hatten. Als ich ihnen sagte, dass das seit gestern das Gefangenenlager sei, und dass und wie ich in der Lage sei, die von der Stadt gelieferte Verpflegung ein wenig zu verbessern, da guckten sie mich ziemlich skeptisch an. Als ich aber bat, mich zu begleiten, da ich feststellen wolle, was alles getan werden müsse, um die Räume soweit instand zu setzen, dass Menschen einigermaßen darin leben können, erkannten sie, dass ich es ernst meinte, und schlossen sich mir an. Was ich zu sehen bekam, war einfach unvorstellbar. Im Erdgeschoss waren in zwei ehemaligen Klassenzimmern die Fußböden buchstäblich bedeckt mit menschlichem Kot. Im dritten waren es nur ein paar Quadratmeter an der hinteren Wand. Desgleichen auch außen im Gang. Der Schmutz muss aber zum Glück schon mehrere Monate alt gewesen sein, denn er war trocken.

In den anderen Räumen standen die kahlen zweistöckigen Pritschen aus rohen Brettern in Reihen nebeneinander. Dazwischen knöcheltief Stroh, Unrat und Straßendreck. Das Gebäude stand in der "Vorstadt" (so nannten die Russen die Stadtteile an der Peripherie). Da waren die Straßen und Gehsteige ungepflastert. Und Füße abwischen vor der Eingangstür gab's für die russischen Soldaten schon längst nicht mehr. Es herrschte ja Freiheit endlich. Und das hieß damals eben einfach: Jeder kann machen, was er will.

Einer der Gefangenen, die mich begleiteten, war Student. Ein Geschosssplitter hatte ihm die linke Wange zerfetzt und die Zähne herausgeschlagen. Ich wandte mich an ihn mit der kategorischen Erklärung, dass ich die zur Instandsetzung des Lagers notwendigen Mittel natürlich gern zur Verfügung stelle, von den Gefangenen aber verlange, dass sie die Arbeit selbst verrichten. Er möge sich ein paar Kameraden aussuchen, die bereit sind, die Arbeiten zu organisieren und leiten, vor allem aber dafür Sorge tragen, dass möglichst alle Gefangenen in der Stadt erfahren, dass sie nun Unterkunft und Verpflegung haben, wenn sie bereit sind, mitzuhelfen.

In wenigen Tagen waren die Räume sauber, ein befreundeter Gutsbesitzer hatte kostenlos etliche Fuhren Stroh in die Stadt bringen lassen, damit die Pritschen wenigstens etwas "gepolstert" werden konnten. Auch die Küche war wieder instand gesetzt, und das Zentralkomitee lieferte Brennholz und täglich zwei - drei Kübel Grütze für eine Suppe zum Mittag sowie eine begrenzte Menge Brote. Wenig, natürlich, aber mehr als nichts.

Ich hatte inzwischen die Zusage auch von der schwedischen Gesandtschaft erhalten und stellte den von den Gefangenen gewählten Vertrauensmännern (sie nannten sich Komitee) täglich eine vorsichtig bemessene Summe zur Aufbesserung der Kost zur Verfügung. Die Sache spielte sich sehr rasch ein, und zwar so gut, dass es sich offensichtlich "herumsprach", denn die Zahl der Gefangenen wuchs direkt beängstigend. Aus begreiflicher Vorsicht durfte ich mit meinen Zuschüssen damit nicht Schritt halten.

In unserem örtlichen Zentralkomitee saß auch ein Deutscher als Kommissar. Wie ich später erfuhr, nannte er über 200 ha Land und was dazugehört sein Eigen. Was das für ein Kommunist sein musste, war nicht schwer zu erraten. Begreiflicherweise habe ich mich in den Angelegenheiten der Gefangenen stets an ihn gewandt und stets auch ein offenes Ohr bei ihm gefunden. Als ich ihm gelegentlich einer Besprechung meine Sorgen darüber mitteilte, dass ich wegen der stetig wachsenden Zahl der Gefangenen mit den mir zur Verfügung stehenden Mitteln nicht mehr auskäme, meinte er: "Da kann ich Ihnen einen guten Rat geben". Und er erzählte mir, dass die Regierung bereits im Herbst eine große Fleischreserve für die Armee angelegt habe, dass die Soldaten sich aber hartnäckig weigern, dies weiter zu essen, und dass das ZK (Zentralkomitee) daher gezwungen sei, ihnen Frischfleisch zur Verfügung zu stellen. 18 - 20 riesige Zisternen mit solchem Pökelfleisch ständen noch draußen vor der Stadt, und sie wüssten nicht, was sie damit anfangen sollten. Er meinte, das könne ich "um ein Nasenwasser" haben. Ich erbat mir sofort eine offizielle Bewilligung einer Besichtigung durch die Gefangenen, rannte damit ins Lager und gab Weisung, dass am nächsten Morgen der Koch mit ein paar Herren des Komitees sich das Fleisch ansehen und mir dann Bescheid geben sollten, ob es tauglich ist. Und als mir der (gelernte!) Koch versicherte, dass das Fleisch sehr wohl genießbar sei, kaufte ich es (den vereinbarten Preis habe ich vergessen, aber dass es spottbillig war, erinnere ich mich noch sehr wohl), machte jedoch zur Bedingung, dass die militärische Bewachung der Zisternen wie bisher beibehalten bleiben muss, was mir auch zugesagt wurde. Wieder ließ ich mir eine formelle Bescheinigung ausstellen, dass der Koch des Lagers täglich das notwendige Fleisch ausgeliefert bekommt. Am andern Tag (es war Sonntag) kamen ganz unerwartet zwei Herren des Komitees ganz aufgeregt zu mir und baten mich, ich möge doch gleich mit ins Lager kommen. Was denn los sei, fragte ich. Die Gefangenen rebellierten, weigerten sich, das Fleisch zu essen. Als ich hinkam, stand der Vorraum des Lagers voll von Gefangenen, die heftig durcheinander redeten. Als ich eintrat, wichen sie auseinander, und ich erblickte mitten im Raum eine flache hölzerne Wanne und darin einen großen Klumpen Fleisch von eigentümlicher, etwas ins grünbläulich schimmernden Farbe. Mein erster Gedanke war, dies Fleisch mag auch ich nicht essen. Der Koch stand daneben. Ich wandte mich an ihn: "Sie sagten mir gestern, das Fleisch sei gut". "Ist es auch", rief er trotzig. "Soll er's selber fressen!" brüllte der Haufen los -, energisch erbat ich mir Ruhe. In den hinteren Reihen dauerte das heftige Gemurmel fort: „... für unser Geld halb verfaultes Fleisch ... Soll er's selber fressen ..." Inzwischen erinnerte ich mich aber, dass das im Herbst eingepökelte Schweinefleisch, das Mutter winters aus dem Keller zu holen pflegte, ja doch genau so aussah, wie dies, und doch, wenn es zubereitet auf den Tisch kam, ganz gut schmeckte. Ich gab daher laut, damit alle es hörten, dem Koch die Weisung: Heute werde nur in zwei Kesseln Fleisch gekocht. Wer das Fleisch nicht mag, bekommt aus den andern Kesseln. Bevor jedoch von der Fleischsuppe ausgegeben wird, erwarte ich eine Kostprobe in meiner Wohnung. Und so bleibt es auch in Zukunft. Wer das Fleisch nicht mag, soll die Suppe ruhig ohne essen. Ich habe die Kostprobe bekommen, und ich hab sie restlos aufgegessen. Und als ich dann ins Lager kam, waren beide Fleischkessel leer, die andern aber fast voll. Der Koch meldete mir, die "Rebellen" hätten von ihm verlangt, dass er den Rest des Fleisches in die andern Kessel tun

und die Suppe nochmals kochen solle, er habe ihnen aber kurz erklärt: "Morgen, wenn der Herr ... es erlaubt." Sie haben das Fleisch restlos aufgegessen. Es hat über den ganzen Winter bis weit hinein in den Frühling gereicht. Und gern hätten sie es auch weiter gegessen, denn von dem auf dem Markt gekauften Frischfleisch mussten die Rationen notgedrungen ganz erheblich kleiner ausfallen und trotzdem noch wesentlich seltener gegeben werden.

Genau so ist es mir auch mit der Unterwäsche ergangen, die ich für die Gefangenen erworben habe. Als ich einige Monate danach bei einer Besprechung mit dem deutschen Kommissar im Zentralkomitee mich darüber beklagte, dass fast keiner der Gefangenen mehr ein Hemd oder eine Unterhose auf dem Leibe habe, und die grenzenlos verschmutzte und zerfetzte Uniform direkt auf dem bloßen Leibe tragen müsse, da erhielt ich wieder den Bescheid, dass dem leicht abgeholfen werden könne, wenn ich bereit sei, wieder ein paar hundert Rubel zu opfern. Am Bahnhof liege in Säcken verpackt ein großer Speicher alter schmutziger Soldatenwäsche. Davon könne ich wieder um ein "Nasenwasser" haben, soviel ich wolle. Die Wäsche sei zwar zum Teil verschmutzt, jeder Sack trage aber die Plombe der staatlichen Desinfektionskammer. Die Wäsche sei daher garantiert nicht gesundheitsschädlich. Ein großer Teil davon sei fast neu, da die Soldaten, statt ihre schmutzige Wäsche zu waschen, sie in Rudeln ins Zeughaus tragen und dafür neue verlangen und sie auch bekommen, denn wer wird sich denn um fremden Gutes willen zuschanden prügeln lassen!

Wieder erbat ich mir eine Anweisung auf einen Sack Wäsche zur Prüfung. Und als sich die Aussagen des Kommissars als richtig erwiesen, kaufte ich zwei Waggonladungen. Ein ganzer Klassenraum des Lagers war bis an die Decke gefüllt, dass man die Tür fast nicht mehr aufmachen konnte (es waren über 2 000 Mann im Lager). Und wieder gab es einen Mordskrach im Lager. Wieder wurde ich gerufen, um zu beschwichtigen. Übrigens, einer vom Lagerkomitee, ein kleiner Wiener Jude, nahm mich sofort zur Seite und versuchte, mich zu überreden: "Herr Professor, behalten Sie die Wäsche für sich, wir machen ein Bombengeschäft!". Ich wies ihn natürlich ab. Dem Komitee gab ich die Weisung: An 10 Mann können auf Wunsch je zwei Hemden und zwei Hosen und ein zerrissenes Wäschestück, sowie ein Stück Seife ausgegeben werden. Sie haben die Stücke sofort zu waschen und auf dem Hof aufzuhängen. Erst am Abend gehörten sie ihnen. Morgen kann jeder, der will, dasselbe haben. Was morgen Abend zurückgeblieben ist, gehört mir. Es ist mir nicht ein Fetzelchen geblieben. Aber vielleicht darf ich auch das sagen: Auch kein einziger von den über 2 000 Mann ist zu mir gekommen und hat mir gedankt. Und sie hätten gar nicht weit zu gehen gehabt. Es verging selten eine Woche, wo ich nicht wenigstens einmal im Lager gewesen und durch die Räume gegangen wäre, um zu sehen, ob alles in Ordnung ist. Sie haben mich nicht einmal gegrüßt. Gekränkte Eitelkeit? Das alles fällt mir erst jetzt in der Erinnerung auf.. Damals habe ich es anscheinend gar nicht bemerkt. Jedenfalls war es mir offensichtlich vollständig gleichgültig. Was ich getan habe, habe ich niemals als Leistung empfunden. Es war mir Bedürfnis, Erfüllung einer Schuldigkeit.

Hier dürfte eine kleine Episode aus dem Leben im Lager am Platze sein:

Im Kasernenhof lag etwas abseits auch die Wohnung des Direktors des Lehrerseminars. Er war mein Klubgenosse, und wir haben manchen schönen Abend dort verplaudert (natürlich vor Ausbruch des Krieges). Er war bulgarischer Herkunft. Es ergab sich von selbst, dass wir uns gelegentlich meiner Kasernenbesuche manchmal trafen und uns kurze Zeit unterhielten. Er wie seine Frau waren große Blumenfreunde und hatten sich vor ihrer Wohnung ein sehr schönes Blumengärtchen angelegt. Als ich eines Abends auf dem Heimweg mit zwei Herren

vom Lagerkomitee vorüberging, winkte er mich heran und zeigte mir - seine Frau stand mit Tränen in den Augen neben ihm - mit Worten heftiger Entrüstung auf sein Blumengärtchen. Mehrere Beete waren vollständig zerwühlt und alles umher zertrampelt. Es sah wüst aus, und seine Entrüstung und die Tränen seiner Frau waren mehr als gerechtfertigt. Doch zum Verständnis der Ursachen dieser Zerstörungen muss ich etwas weiter ausholen:

Wie bereits erwähnt, lag das Lager bzw. Gefangenenlager in der "Vorstadt". Die Bewohner dieser Peripherien der russischen Städte stammten fast ausnahmslos aus den Dörfern und standen kulturell und zivilisatorisch kaum merklich über dem Niveau von Vater und Mutter, hatten auch noch dieselben Sitten und Lebensgewohnheiten. Wie jene waren sie in der Befriedigung ihrer leiblichen Bedürfnisse vollständig autark. Jeder hielt sich seine Kuh - oft auch mehrere, sein Geflügel und - nota bene - seine Schweine. Diese alle: Kuh, wie Schweine und Geflügel mussten sich genau so wie er selbst weitgehend selbst ihr "täglich Brot" suchen. Die Kuh ging in der Herde auf die Weide, das Geflügel suchte sich in den Abfällen auf Hof und Straße, Enten und Gänse in den Pfützen oder im Teich ganz draußen vor der Stadt allerhand Nahrhaftes. Und erst die Schweine, die finden überall im Schmutz und Dreck ihre Leckerbissen, und an dem gab es und gibt es wohl auch heute - keinen Mangel. Und das Bequeme an der Sache - man brauchte nur am Morgen das Hoftor aufzusperren, und alles rannte hinaus "auf Nahrungssuche". Und weil alle, Kühe, Schweine und Geflügel aus Erfahrung wussten, dass es abends daheim stets etwas Futter gab, kam alles ordnungsmäßig zurück. Eine Rückkehr im Laufe des Tages gab es nicht, denn das Tor war zu. Nicht zu war es dagegen am Lagerhof, wo die Gefangenen den ganzen Tag aus- und eingingen und keiner sich um das Tor kümmerte. Und der Abfallhaufen neben der Kaserne, den die russischen Soldaten hinterlassen hatten, bestand zum großen Teil aus Küchenabfällen. Er war nach dem großen Reinemachen zu einem wahren Berg geworden. Begreiflicherweise hat es sich wohl unter den Schweinen der Straße und Umgegend "herumgesprochen", was es in diesem Haufen alles an Schweine-Leckerbissen gibt, denn täglich war der Berg umringt und bedeckt von Schweinen. Es war ja ganz selbstverständlich, dass die Schweine auf dem ganzen Hof herumstrolchten, und da konnte es nicht ausbleiben, dass sie an und schließlich auch in das Blumengärtchen des Direktors gerieten. Es muss nicht das erste Mal gewesen sein, dass das geschehen war. Das behaupteten jedenfalls die Geschädigten. Der Herr schimpfte heftig auf die Gefangenen, dass sie die Schweine nicht schon längst totgeschlagen haben. "Sollen sie sie doch schlachten und aufessen!" rief er in seinem Zorn über den ganzen Hof. Ich hielt seine Wut für nur allzu berechtigt und mag wohl zustimmend auch etwas mit dem Kopfe genickt haben.

Selbstverständlich galt dies aber nicht auch dem "Schlachten und Aufessen". Meine beiden Begleiter und wohl auch mehrere andere auf dem Hof herumlungernde Gefangene, die die Scheltworte des Direktors natürlich gehört, und bereits soviel Russisch gelernt hatten, dass sie sie auch verstanden, mögen sich wohl gedacht haben: Damit wir nicht wieder solche Vorwürfe einstecken müssen, - holen wir das Versäumte nach. Am andern Tag wurde kein Fleisch vom Markt geholt, dafür lagen aber drei Schweine in der Kohlsuppe. Und die Folgen? Polizei? - Keine Spur! Nur ich hatte die "Bescherung". Jedoch von einer ganz anderen Seite. Die zwei türkischen Mitglieder unseres Hilfskomitees erschienen bei mir und beschwerten sich sehr, dass ihre Glaubensgenossen so schändlich irreführt und zum Schweinefleisch-Essen verleitet worden seien. Alle wollten sie daher das Lager verlassen. Da erst erfuhr ich, was geschehen war. Mir blieb natürlich nur wieder der Weg zu meinem Landsmann, dem Kommissar im ZK. „Nicht so schlimm!“ meinte er. Ganz in der Nähe des Lagers steht schon seit langem eine Volksschule leer. Betten Sie Ihre Türken dorthin um, dann gibt's keinen Streit mehr. Und

dass Ihre Gefangenen die drei oder vier Schweine geschlachtet haben, war nur gut. Sagen Sie ihnen, sie sollen es noch öfter tun. Dann werden bald weniger auf den Straßen herumlaufen. - Das habe ich natürlich nicht getan, sondern die Herren vom Lagerkomitee aufs Ernstlichste vor einer Wiederholung gewarnt, mit dem Hinweis darauf, dass sie unter den herrschenden Rechtsverhältnissen sonst Gefahr laufen, dass ein durch sie auf diese Weise Geschädigter aus Rache das Lager in Brand steckt.

Bereits am nächsten Tag siedelten die Türken in das neue, im Grunde genommen viel ältere Lager über. Meine Befürchtung, dass sie es ablehnen würden, in die ganz wesentlich engeren, niedrigeren Räume umzuziehen waren unbegründet. Ich hatte sogar den Eindruck, dass sie sich hier wohler, heimischer fühlten. Vielleicht weil diese mehr als jene sie an die ferne Heimat gemahnten.

Für mich ergab diese Trennung in einer Hinsicht eine gewisse Bequemlichkeit. Wenige Wochen zuvor hatte mich eine schwedische Delegation besucht, und mir, nachdem ich die Herren durch das Lager geführt und ihnen Gelegenheit gegeben hatte, sich mit den Gefangenen vertraulich zu unterhalten, zur Unterstützung der Türken 25 000 Rubel in die Hand gedrückt. Wir hatten im Hilfskomitee hin und her überlegt, wie es bei gemeinsamer Küche wohl möglich gemacht werden könnte, den Türken nun durch die Spende möglich gewordene Extra-Zuwendungen zu machen. Diese Schwierigkeit war nun durch die Übersiedlung überwunden.

Swoboda, ukrainisch Sloboda, deutsch ...?

.... Nein! Freiheit kann man - bei Gott! - , das was Lenin dem Russischen Volk gebracht hat, nicht nennen. Das wäre schändlichstes Sakrileg. Wer wie ich es miterlebt, zum Teil mit eigenen Augen gesehen hat, wie Gutsbesitzerfamilien zu Tode geprügelt, ihr Vieh, Dutzende von Milchkühen, Pferde u. anderes in den Ställen mit Bajonetten niedergestochen oder mit Säbeln zerhackt wurden, und dann der ganze Gutshof zu Aschenhaufen gemacht wurde, wer

damals auf einer russischen Bahn fahren musste (was lebensgefährlich war!) und gesehen hat, wie in den Wagen I. und II. Klasse die Polster zerfetzt, die Sprungfedern herausgerissen, sogar die Sitzbretter in Wagen III. Klasse heruntergerissen und alle Scheiben bis auf die letzte zerschlagen waren; und wer dann auch noch auf dem Kasernenhof die mehr als ein Dutzend Massengräber gesehen hat, aus denen Menschenhände und Menschenfüße hervorragten, und dann (nach der Eroberung unserer Stadt durch die "Weißen"!) auch der Massen-Seelenmesse im knappe 100 m von unserem Gymnasium entfernten Kasernenhof beiwohnte und die hysterischen Schreie von Tausenden von Frauen und Kindern und sonstigen Angehörigen mit angehört hat, die aus der ganzen Stadt zusammengeströmt waren, - wer das alles miterlebt, mit angesehen und mit angehört hat, der wird das deutsche Wort Freiheit vorsichtig gebrauchen. - Mögen die Russen in ihm, Lenin, den Freiheitsbringer gesehen haben, - vielen Millionen hat er den furchtbarsten Tod gebracht.

Den Gefangenen und uns Russlanddeutschen hat er aber, wenn auch nicht die Freiheit, so doch ein erleichtertes Aufatmen nach den vier drückenden Kriegsjahren gebracht. Und wir - beide, die Gefangenen wie wir - versäumten auch nicht, davon Gebrauch zu machen. Trotz der Mittel, die ich aus Moskau, leider sehr unregelmäßig, erhielt (im Lande herrschte Chaos), galt es vor allem zusätzliche Mittel zur Aufbesserung der sehr mangelhaften Verpflegung der Gefangenen zu beschaffen. Aber nicht minder notwendig war es, nach der großen Not der

langen freudlosen vier Kriegsjahre ein wenig Heiterkeit und Frohsinn zu schaffen. Veranstaltungen mussten arrangiert werden. Die dazu notwendigen Kräfte konnte unsere Gemeinde leider nur in sehr geringer Zahl stellen, das Lager aber, wie ich mit Freuden bald feststellen konnte, ganz erheblich mehr.

Ein Lehrer der deutschen Schule in Stanislaw, im ehemals österreichischen Galizien, hatte auf meine Bitte bereits vor Monaten einen Kirchenchor zusammengestellt, der unsere Gottesdienste wesentlich schöner gestaltete. Er hat natürlich auch weltliche Lieder geübt. Nun drohte keine Verschickung nach Sibirien mehr, und wir konnten ruhig uns kleine gesellschaftliche Veranstaltungen in unserem ziemlich großen Schulsaal gestatten, an denen sich auch immer Gefangene aktiv beteiligten. Und die Sache machte gute Fortschritte, dass wir zweimal es wagten, sogar das Stadttheater zu beanspruchen. Es wurde uns großzügig kostenlos - natürlich gegen eine entsprechende Zahl von Freiplätzen - zur Verfügung gestellt. Die Erträge waren freilich keineswegs überwältigend. Vorgetragen wurde natürlich nur in Deutsch, und da außer unserer kleinen Gemeinde so gut wie niemand in der Stadt Deutsch sprach, war der Besuch bescheiden. Dafür aber konnten wir jedes Mal dem Lager eine große Zahl Freikarten zur Verfügung stellen. Der moralische Erfolg war aber, fast möchte ich sagen, überwältigend, am größten wahrscheinlich in dem kleinen Häuflein Deutscher der Stadt. Sie hatten solches und ähnliches noch nie erlebt, und lebten förmlich auf. Einen ganz besonderen Eindruck erzielte ein Berufskabarettist aus Hamburg mit seinen oft sehr gelungenen drolligen und gut gespielten Szenen.

Die allgemeine Lage, wie sie nach der "großen Oktoberrevolution" (wie bereits gesagt, von einem kleinen, zum größten Teil aus den Gefängnissen freigelassenen Verbrechern bestehenden Häuflein Straßenmob vollbracht) entstanden ist, war wenig dazu angetan Freude und Lustbarkeit aufkommen zu lassen. Diese konnten immer nur kurze Lichtblicke im nur allzu düsteren Alltag des Lebens sein. Sie waren aber gerade deshalb dringend notwendig. Auch in unserer Gemeinde mögen sich einige Wenige gefunden haben, die diese Lage und die unschwer vorauszusehende Entwicklung begrüßt haben (von einem Mann weiß ich bestimmt). Der Großteil aber blickte mit Bangen und schweren Sorgen in die Zukunft. Bezüglich der Gefangenen weiß ich weniger Bescheid. So vertraulich waren meine Beziehungen nur mit ganz wenigen von ihnen. Sie werden sich über das entstandene Chaos im Lande wohl gefreut haben, weil sie glaubten, daraus auf eine baldige Heimkehr schließen zu dürfen, da ja die deutschen Truppen in der ganzen Ukraine, bis an den Don standen. Eigens deswegen bin ich nach Rostow am Don gefahren und habe dort mit dem späteren Feldmarschall - damals war er erst Oberst - verhandelt. Auf meine Frage, wann endlich die Gefangenen abgeholt werden, meinte er ziemlich verächtlich: "Diese Bolschewiken haben uns gerade noch gefehlt!" Ich war über diese Antwort so erstaunt, dass ich eine ganze Weile kein Wort herausbrachte; er benützte mein Schweigen und wollte mich überreden, ihm militärische Informationen zu geben. Ich musste ihm sagen, dass ich das weder kann, noch will. Dazu müsse er sich einen andern suchen. Den Gefangenen habe ich davon nichts verraten.

Beinahe Politiker

.... aber nur versehentlich, der Russe würde sagen, "kak kur wo Schtschi" (wie das Huhn in die Kohlsuppe). Ein paar unserer Vordermänner organisierten gleich nach dem Ausbruch der Revolution im Lande den "Verband der russischen Bürger deutscher Nationalität". Unsere Ortszeitung (natürlich russische) hatte wohl ein paar kurze Notizen darüber gebracht, wir waren aber ja doch vom übrigen Russland verkehrsmäßig vollständig abgeschnitten, und außerdem so sehr mit unseren eigenen Sachen beschäftigt, dass wir weder Zeit noch Lust hatten, uns mit der "großen" Landespolitik zu befassen. Ich kann mich bei besten Willen nicht erinnern, dass bei unsern zahlreichen Veranstaltungen irgend jemand einmal von dieser Organisation gesprochen hätte. Ich war daher sehr überrascht, als ich eines Tages eine Einladung zur Gründerversammlung einer Abteilung dieser Organisation auch in unserem Landesbezirk erhielt, und ich darin sogar gefragt wurde, ob ich nicht bereit wäre, dabei einen kurzen Vortrag über die damals so "brennende" Landfrage zu halten.

Diese Frage war nun tatsächlich **b r e n n e n d**, so brennend, dass es außer ihr überhaupt keine Frage mehr gab, seit der Zarenthron leer stand, und die zeitweilige Regierung - wremennoje Prawitelstwo - mit ihrer "Duma" sich vergeblich bemühten, die "swoboda" - Freiheit in die Hand zu bekommen, und das Chaos sowohl an der Front, wie im ganzen Land von Tag zu Tag wuchs. Beide, Regierung und Duma bestanden mindestens zu zwei Dritteln aus "Kadetten" - KD – Konstitutional-Demokraten. Sowohl die Rechte - Monarchisten, wie auch Linke - Sozialdemokraten und Sozialrevolutionäre, waren - die beiden Letztgenannten in der Duma - nur mit wenigen Abgeordneten vertreten.

In der Landfrage waren Rechts und Links in einer Hinsicht sich einig. Das "Mir"-System, nach dem das Land nicht dem einzelnen Bauern, sondern der Gemeinde, dem "Mir" gehört, wurde von Rechts und Links vertreten, für die Konservativen, die Slawophilen, aber auch für die "Westler" war es das typisch Russische, seit Jahrhunderten Geheiligte, für die Linke dagegen die ideale Lösung der sozialen Frage. Weit weniger einig waren sich Rechts und Links hinsichtlich der riesigen Ländereien des Staates, der Kirche und der Gutsbesitzer. Speziell hinsichtlich der Letztgenannten gingen die Ansichten und Wünsche weitgehend auseinander. Doch auch darüber bestand Einigkeit, insofern, dass die Lösung dieses Problems bis nach dem Kriege zu verschieben sei. Ein Ausbrechen aus der Entente cordial wäre für beide ein Sakrileg gewesen. Beide, die provisorische Regierung und die Duma wurden nicht müde, den Bauern heilig das Land zu versprechen aber "sawtra" - morgen! Da kamen Lenin und die Kommunisten und erklärten lauthals: Nein, nicht morgen, sondern sofort! Und damit hatten sie die Bauern, d. h. mindestens 85% des Volkes für sich. Dass das vonseiten der Kommunisten ein bewusster, ausgekochter Schwindel war? - Woher sollte der russische Bauer, der weder lesen noch schreiben gelernt hatte, wissen, dass Kommunismus Vergesellschaftung, d. h. Verstaatlichung auch von Grund und Boden bedeutet? Dass die Bauern vielerorts das sofort wörtlich nahmen und nicht erst warteten, bis die Bolschewiken das Land ihnen gaben, sondern hingingen, die Gutsbesitzer, und nicht nur diese, sondern alles dort Lebende abschlachteten, alles plünderten und was sie an Getreide und andern landwirtschaftlichen Erzeugnissen nicht mitschleppen konnten, oft samt großer Vorräte einfach niederbrannten, - das kam den Bol-

schewiken ganz zurecht. Je größer das Chaos - vor allem, je mehr Bauern aus Furcht, bei der Landverteilung zu spät zu kommen, von der Front davonliefen, desto geringer wurde die Gefahr, dass die Rechte einen ernsten Widerstand organisierte.-

Ich war der Landwirtschaft untreu geworden, aber das heißt noch lange nicht, dass ich die ersten 25 Jahre meines Lebens so total vergessen hätte, dass mir diese Entwicklung auf dem Gebiet der Landwirtschaft gleichgültig gewesen wäre. Ich habe sie mit bangen Sorgen verfolgt. Andererseits hat mich der häufige Verkehr mit den kommunistischen Machthabern etwas abgestumpft gegenüber der Gefahr, die jedem Nichtkommunisten von dieser Seite drohte. Ich habe mir das Konzept für den Vortrag ausgearbeitet und ihn auch gehalten. Ganz entschieden habe ich Stellung dafür genommen, dass der Arbeiter nun endlich den ihm gebührenden Lohn bekommt, dass es aber der Gipfel des Unsinnes wäre, Menschen Land zuzuteilen, die nicht wissen, wozu die Gabel einen Stiel und der Wagen eine Deichsel hat.

Die Versammlung fand in einem sehr wohlhabenden Mennonitendorf statt. Außer den Delegierten der einzelnen Ortschaften des Gebietes saßen auch zahlreiche Gäste aus der näheren Umgebung in dem großen Raum. Nach meinem Vortrag - es war der einzige - trat erst eine kurze Pause ein, so dass ich leise befürchtete, einmal wieder zu vorlaut gewesen zu sein, doch dann allgemeiner Beifall. Während der eingeschalteten Pause musste ich viele Hände schütteln. Da erfuhr ich auch erst die Ursache der kurzen Stille nach meinem Vortrag. Zur Versammlung waren auch mehrere Vertreter der Arbeiterschaft aus einem nahegelegenen Städtchen erschienen, und man hatte sehr befürchtet, dass mein Vortrag von diesen heftig zurückgewiesen werden wird. Ganz ungewollt war ich zum couragierten Kerl geworden, und die Folge war, dass man mich bei der Vorstandswahl zum 1. Vorsitzenden des Verbandes wählte. Da aber dieses Mennonitendorf zum Sitz der Organisation erkoren worden war, lehnte ich ab und bat, mit dem zweiten Vorsitzenden tauschen zu dürfen, da ich ja doch zur Erledigung der laufenden Angelegenheiten nicht dauernd zur Stelle sein könne. So wurde ich Zweiter. Wahrscheinlich habe ich mir gerade mit diesem Tausch die große Sympathie meiner Gastwirtin, der Frau des nun ersten Vorsitzenden, erworben. Sie war übrigens eine für die damaligen Verhältnisse hochgebildete Dame. Sie hatte Naturwissenschaft studiert und hat mich nicht nur mit den hervorragenden Leistungen ihrer Küche, sondern auch damit überrascht, dass sie am Abend mit einer Weberknecht-Spinne auf der Hand zu mir kam und mit großer und aufrichtiger Begeisterung das schöne und nützliche Tierchen lobte. Auf ihre Frage, ob auch ich die Spinnen liebe, musste ich leider gestehen, dass ich als kleiner Junge schon Spinnen vertilgt habe. Zwar nicht diese Art und nicht Haus spinnen, sondern eine große Spinne, die sich draußen auf den Feldern tiefe runde Löchlein in die Erde graben und dort leben. Die Frau war aber von dem, was ich gestand, weniger enttäuscht als überrascht. Denn dass es diese Spinnen auch in SüdRussland gab, war ihr vollständig unbekannt. Auch staunte sie darüber, dass wir kleine Dorfjungen von selbst auf die Idee gekommen waren, etwa zentimetergroße Wachskügelchen an kurze Fädchen zu binden und diese in die senkrechten Spinnengrübchen hinabrollen zu lassen, immer wieder und wieder das Kügelchen zu heben und auf die Spinne herabfallen zu lassen, bis sich die Spinne in das Kügelchen verkrallte, verbiss und sich aus ihrem Loch herausziehen ließ, und wir sie totschiessen konnten. Auf ihre Bemerkung, dass auch diese Spinnen unschädliche, wenn nicht gar nützliche Tierchen seien, konnte ich ihr nur antworten, dass jetzt das auch ich wisse, damals aber leider noch nicht gewusst hätte. Kurz, wir freundeten uns ganz gut an. Und doch habe ich diese liebe herzensgute Frau am Schluss so tief gekränkt, dass sie einer Verabschiedung auswich, und ich keine Gelegenheit hatte, ihr für ihre herzliche Gastfreundschaft zu danken. Und bei den häufigen Vorstandssitzungen fand ich

in einem anderen Hause Aufnahme. Womit ich die liebe gute Frau so tief gekränkt habe? - Vor allem ist es vollständig unbewusst geschehen. In der Schlusssitzung dankte ich im Namen aller auswärtigen Teilnehmer den Hausfrauen des Dorfes für die ausnehmend herzliche Gastfreundschaft, mit der wir empfangen worden waren, und machte anschließend den Vorschlag, die Generalversammlungen abwechselnd auch in anderen Orten abzuhalten, vor allem da es doch etwas unangenehm sei, immer nur Gastfreundschaft zu genießen, und nicht einmal zu erweisen. Die Frau glaubte aus diesen Worten schließen zu müssen, dass ihre Gastfreundschaft mir unangenehm gewesen sei. Leider hat sie mir keine Gelegenheit gegeben, ihr zu sagen und zu zeigen, wie sehr sie sich irrte. Wie gern würde ich es ihr noch heute sagen!

Ich habe mit voller Hingabe an dieser Organisation mitgearbeitet. Es war natürlich herzlich wenig, was wir für die weit verstreuten deutschen Siedlungen des Gebietes tun konnten. Wahrscheinlich hätten diese sich auch ohne unsere dringenden Ratschläge aus den Kämpfen zwischen "Weiß" und "Rot" genau so streng herausgehalten. Und unsere energischen Proteste haben weder bei den einen noch bei den anderen viel genützt. Beide haben den deutschen Landwirten die Pferde aus dem Stall geholt, die Kuhherden von der Weide weggetrieben, die Getreidespeicher geleert und geplündert, wo und was sie vorfanden.

Um das Schlimmste zu verhüten, konnten wir nur dringend davor warnen, mit Waffengewalt sich zur Wehr zu setzen. Ganze Ortschaften wären ausgerottet und niedergebrannt worden.

Unsere Abgeschnittenheit vom übrigen Russland und die Kämpfe zwischen "Weiß" und "Rot" hatten für mich ein Gutes, richtiger gesagt: verhüteten etwas, das für mich hätte schiefgehen können, nämlich die Wahl in die konstituierende Versammlung. In einer der letzten Vorstandssitzungen wurde ich als Kandidat nominiert. Wegen der Unruhen haben sich aber die Wahlen bei uns verzögert, und inzwischen hatte Lenin in dem in Petrograd umbenannten Petersburg mit seinen Horden die zur Eröffnung der Versammlung erschienenen Abgeordneten auseinander gejagt. Nach seiner Ansicht gehörte auch das zu Freiheit und Demokratie! - Mancher hätte vielleicht gesagt: Schade! Ich habe es damals nicht gesagt, und heute sage ich: Gott sei Dank!

—

Ich riskiere Kopf und Kragen

Angefangen hat die Sache ganz harmlos. Eines Morgens erhielt ich vom deutschen Vize-Konsul aus N. eine Depesche mit der Bitte, sofort nach N. zu einer dringlichen Besprechung mit Admiral H. zu kommen. Natürlich fuhr ich hin. Als der Zug von einer Anhöhe herab sich der Stadt näherte, sah ich durchs Fenster, wie ein großes Kriegsschiff in Begleitung von zwei oder drei kleineren den Hafen verließ. Sofort kam mir der Gedanke: Du kommst zu spät. Und tatsächlich, der Admiral hatte die Stadt bereits verlassen. Versäumt war aber, wie der Vize-Konsul sagte, durchaus nichts. Der Admiral hatte mit den örtlichen Regierungsstellen wegen Rückführung der aus den Westgebieten Russlands verschickten Zivilisten verhandelt. Da die Landverbindung mit uns durch Kampfhandlungen zwischen Kommunisten und Antikommunisten abgeschnitten war, sollten die Verschickten per Bahn nach N. geschickt werden, von wo sie dann per Schiff abgeholt werden würden. Den Abtransport der Verschickten aus Litauen und den ehemaligen baltischen Staaten, Estland und Lettland, sollte ich übernehmen. Vereinbarungsgemäß sollte ich alle Verschickte mit entsprechenden Ausweisen versehen. Und wenn sich 30 - 35 solcher Rückkehrer gemeldet haben, sollte ich zur Bahn gehen und einen Frei-Wagen verlangen, wenn dieser gestellt werde, die Frauen und Männer "verladen" und

dem Zugführer die von mir unterzeichnete Namensliste übergeben, die für den ganzen Wagen als Freikarte gelte.

Diesen Auftrag habe ich gern erfüllt. Das Auszahlen der monatlichen Unterstützungen war auf die Dauer - vier Jahre! - kein Vergnügen. Ließen es doch viele der Verschiedenen bei dem einen Besuch am Zahltag nicht bewenden und glaubten, sie müssten ihre Dankbarkeit durch möglichst häufige Privatbesuche bekunden.

Ich hatte so zwei oder drei Waggons abgefertigt, als ich eines Abends bei meinem üblichen Besuch im Lager in Begleitung von ein zwei Herren des Lagerkomitees durch die Räume ging und unter den Gefangenen einen bekannten russischen Offizier in Zivil erblickte. Auf meine Frage, was der hier zu suchen habe, erhielt ich die Antwort, dass er sich hier verberge, weil er von den Bolschewiken gesucht werde.

Zum besseren Verständnis eine kurze Zwischenbemerkung: Da wir, wie bereits erwähnt, vom übrigen Russland verkehrsmäßig abgeschnitten waren, ergab es sich, dass ein großer Teil der Offiziere der nach der Revolution aufgelösten Armee an der türkischen Front nicht in ihre Heimat zurückkehren konnte und ein ansehnlicher Teil von ihr sich auch in unserer Stadt niederließ. Der Großteil von ihnen war "zarentreu" und antikommunistisch eingestellt, und von der Bevölkerung der Stadt kann dasselbe gesagt werden. Unter der Leitung eines Generals beschlossen die Offiziere - es waren deren bei 3000 Mann in der Stadt! - einen Aufstand gegen die auch bei uns zur Macht gelangten Kommunisten. Der Aufstand wurde aber so echt russisch organisiert, dass bereits zwei - drei Tage vor dem Termin die halbe Stadt davon sprach, und - was das Traurigste an der Sache war - knappe 200 Mann an dem Aufstand teilnahmen. Es gab zwar eine große Schießerei, sogar Artillerie wurde eingesetzt und auch unser Gymnasium bekam ein paar Granaten verpasst, aber schon vor Tagesanbruch war das ganze Theater vorbei. Und die Folge? - Um einer zwar sehr unwahrscheinlichen Wiederholung vorzubeugen, holten sich unsere kommunistischen Machthaber Nacht für Nacht still und leise ein paar Dutzend ehemalige Offiziere aus ihren Wohnungen, schleppten sie vor die Stadt in den Wald und - um Munition zu sparen, oder aber auch um unnötigen Lärm zu vermeiden - hackten sie sie einfach mit Säbeln zusammen. In letzter Zeit ersparten sie das „In-den-Wald-führen“. Sie verrichteten dasselbe in dem neben unserem Gymnasium gelegenen Kasernenhof.

Für diesen Zweck wurde auch der Offizier gesucht, den ich bei meinem Rundgang im Lager traf. Dass die Gefangenen den jungen nebenbei gesagt - sehr schönen Mann vor einem so schändlichen Tod retten wollten, war natürlich schön und gut. Aber die Folgen, die sich daraus ergeben mussten, wenn es, was ganz unvermeidbar war, ruchbar wird, dass das Lager die Feinde der Machthaber vor deren Zugriff verbirgt, - die waren unschwer vorauszusehen. Ich ließ daher den Mann ins Lagerbüro rufen, wies ihn darauf hin, welche Gefahr er mit seinem Missbrauch der Gutmütigkeit der Gefangenen Hunderte von Menschen bringt, und verlangte aufs Entschiedenste, dass er nach Dunkelwerden sofort das Lager verlassen müsse, widrigenfalls ich gezwungen wäre, der Polizei Meldung zu erstatten. Seine Bemerkung, dass das für ihn einem Selbstmord gleichkomme, wies ich zurück mit der Frage, was es für die Gefangenen und nicht zuletzt auch für mich, dem Verantwortlichen für das Lager wohl bedeute, wenn das Zentralkomitee davon "Wind" bekommt. Ich lehnte jedwede weitere Verhandlung in dieser Sache ganz entschieden ab, schloss aber mit der Bemerkung, wenn er glaube, dass ich ihm sonst wie helfen könne, solle er zu mir in die Wohnung kommen.

Er kam. Und es war schon fast Mitternacht, als er mich verließ. Aber wenn ich hier erzähle, nicht was ich gesprochen, sondern was ich getan habe, dann wird mancher sich wieder an die Stirn tippen. Der Mann verließ mich mit einem Ausweis in der Tasche, dass er Vertriebener aus Wolhynien namens so-und-so ist, dass er nächsten Freitag um x Uhr zum Bahnhof kommen und sich am Wagen für die heimkehrenden Vertriebenen aufstellen, und bei Verlesen der Namensliste beim Namen X sich zu melden habe und in den Wagen steigen solle. Er hatte mir natürlich hoch und heilig und unter Berufung auf alle Heiligen der orthodoxen Kirche geschworen, dass er keinem Menschen etwas verraten werde, wie er entkommen ist, dass er mich täglich in sein Gebet einschließen werde usw. usw. Und, was noch erheblich weniger begreiflich erscheinen mag, - ich habe es ihm geglaubt. Und es ist mir wohl nur recht geschehen, dass ich bereits mit dem nächsten Wagen drei weitere Offiziere auf die gleiche Weise durchschmuggeln musste. Musste!, denn sie beriefen sich auf den "Präzedenzfall".

Und was mir "geblüht" hätte, wenn einer von ihnen aus Rache Meldung erstattet hätte, das konnte ich mir an den Fingern einer Hand abzählen. Ich atmete erst wieder auf, als dann weitere ähnliche Besuche ausblieben. Wenn mir jemand damals gesagt hätte, dass ich das, was ich getan habe, und jetzt für die größte, einfach unverzeihliche Dummheit meines Lebens halte, - dass ich - und nicht nur ich - dafür einmal Gott danken würde, - dann hätte auch ich mir an die Stirn getippt.-

Ich entschieße mich zum Bleiben

Nämlich in Russland. Nicht über Nacht, von heut auf morgen und auch keineswegs unwiderruflich, aber doch vorderhand fest. Was diesen Wandel hervorgerufen hat?

Die Lehrerinstitute, die ein Zwischending zwischen den Mittel- und Hochschulen bildeten und zur Ausbildung einer Art Oberlehrer dienten - ihre Absolventen wurden aber nicht selten den Akademikern gleichgesetzt und als vollberechtigte Lehrer an Gymnasien, Realschulen und Lehrerseminaren angestellt, - erhielten im Sommer 1917 die vollen Rechte einer Hochschule. Ihr Lehrprogramm wurde entsprechend ergänzt. Unter anderem wurde auch eine Fremdsprache nach Wahl der Studierenden ins Programm aufgenommen.

Zu meiner nicht geringen Überraschung wählten die Studenten an dem Institut in unserer Stadt trotz der zu diesem Zeitpunkt immer noch andauernden Deutsch-Hetze Deutsch als Fremdsprache. Und zu meiner noch viel größeren Überraschung erhielt ich die Berufung auf den Lehrstuhl dieses Faches. Da das neue Programm aber nur für die neu aufgenommenen Studenten galt, diese aber laut Programm wöchentlich nur vier Vorlesungen in diesem Fach hatten, während der "Etat" sechs vorsah, blieb ich etatmäßiger "Prepodawatel" - Studienrat am Gymnasium mit den vorschrittsmäßigen wöchentlichen 12 Unterrichtsstunden, und die Stelle am Institut galt als "außer Etat".

Meine Berufung kam nicht nur mir überraschend. Wir hatten im ganzen Lehrbezirk nur zwei solcher Institute. An den Mittelschulen (Gymnasien, Realschulen und Fachschulen) des Bezirks waren aber außer mir mindestens hundert Deutschlehrer tätig. Dass unter den Zweien, die die Berufung an die Institute erhielten, auch meine Wenigkeit war, - das durfte ich bei aller Bescheidenheit als Anerkennung betrachten, wieweil das "außer Etat" natürlich als ein

gewisses Provisorium galt. Ein Jahr darauf, als weitere vier Vorlesungen pro Woche hinzukamen, wurde es auch prompt zum Definitivum.

Dass ich diese - ich darf sie mit Recht, Auszeichnung nennen,- meinem Gönner im Lehrbezirk zu verdanken hatte, darüber war ich mir sofort im klaren. Im klaren war ich mir auch, was ihn wohl dazu bewogen haben mag. Und hätte ich diesbezüglich noch irgendwelche Zweifel gehabt, - unser Inspektor, mein lieber Freund und Klubkamerad Iwan Wasiljewitsch - im geselligen Verkehr hieß er "Djadja Wanja" hätte sie zerstreut. Als unser Sekretär die Nachricht über meine Berufung ins Lehrerzimmer brachte, kam er freudestrahlend auf mich zu, fasste meine Hand und rief: "Das haben Sie sich mit Ihrer ausgezeichneten russischen Stunde in Ihrer Deutschstunde eingebrockt! "

Erheblich weniger aufrichtig dürften aber die Glückwünsche meines über 10 Dienstjahre älteren Sprachkollegen gewesen sein. Hatte er doch bereits den "Statskij" (Staatsrat), während ich noch immer nicht über den "Nadwornyj", (geringschätzend "Dwornjaschka" - Hofrat) hinausgekommen war.

Ob sich wohl ein anderer das tiefe innere Glücksgefühl vorstellen kann, das mich erfüllte, zwar nicht sofort nach Empfang dieser Nachricht, sondern erst Stunden danach. Von frühester Jugend war es der sehnlichste Wunsch, waren alle meine Bestrebungen darauf gerichtet, endlich einmal auf eine Hochschule zu gelangen. - Alles vergeblich. Nur durch einen Gewaltakt, durch den Bruch mit den intimsten Beziehungen, erreichte ich das Surrogat, das Institut. Und nun so vollständig unerwartet, so gleichsam wie vom Himmel gefallen, nicht Lernender, sondern Lehrender an einer Hochschule. Und wenn ich nun gestehe, dass ich von diesem un erwarteten großen Glück meiner Familie, und später nach meiner Flucht auch meiner Mutter und meinem Geschwistern und guten Freunden, nie ein Wort gesprochen habe, wird sich da nicht wieder der eine oder andere an die Stirn tippen: So ein ...

Begreiflicherweise konnte diese wirtschaftlich wie gesellschaftlich wesentliche Verbesserung meiner dienstlichen Laufbahn nicht ohne Einfluss auf meinen bereits seit Jahren gefassten Beschluss bleiben, Russland zu verlassen. Das im ganzen Lande herrschende Chaos war freilich alles andere als verlockend. Aber obwohl die Geschichte des Interregnums nach dem Tode des Boris Godunow vor 300 Jahren uns hätte lehren sollen, dass im "Heiligen Russland" Ruhe und Ordnung nicht so bald wieder hergestellt werden können, waren wir doch alle fest überzeugt, dass in höchstens 2 - 3 Jahren wieder alles in bester Ordnung sein werde. Und worüber ich mich heute am meisten wundere, - ich selbst war es auch, und zwar auch dann noch, als die 2 - 3 Jahre längst vorüber waren. Anscheinend besteht das Wort zu Recht, dass der Wunsch der Vater des Gedankens ist. - Ich habe mich nachträglich oft an die Stirn getippt über das, was ich getan und unterlassen habe, weil ich immer noch an diese 2 - 3 Jahre glaubte, obwohl sie längst vorüber waren. -

Ein Jahr Kommunismus

Ich bin nicht Kommunist, war es auch nie, von allem Anfang an habe ich die Theorie des Kommunismus für falsch gehalten, und zwar ideologisch wie praktisch. Schöpferische Leistungen hat immer nur das Individuum hervorgebracht, niemals der Haufen, die Herde. Und die praktische Arbeit der Vielen wird niemals das Vielfache der Leistung des Einzelnen erreichen. Wenn ich nun sagen muss, dass ich gerne an das Jahr kommunistischer Herrschaft zurückdenke, so hat das andere Gründe. Nicht alles, was sich Kommunismus nennt oder so genannt wird, ist es auch, wohl am wenigstens das, was die Herren in Moskau uns vordemonstrierten. Was wir damals vor fast 50 Jahren erlebten, erst recht nicht. Was sie, die Kommunisten, mir sehr sympathisch machte, war, dass sie noch so unbürokratisch waren, die Herren in "Amt und Würde". Es ließ sich mit ihnen reden, wie man zu sagen pflegt. Wie, das zeigt schon die Tatsache, dass sie auch mich zu den Sitzungen des Zentralkomitees riefen, wenn Fragen zur Verhandlung standen, welche die Gefangenen betrafen. Und ich konnte dort so manches für die Gefangenen erreichen. Wenn mir bei meiner Fürsprache entgegengehalten wurde, dass unsere Gefangenen in Deutschland hungern müssten, konnte ich den Betroffenen ruhig fragen, ob er nicht wisse, dass ganz Deutschland infolge der Blockade hungerte. Ob man denn verlangen könne, dass es noch mehr hungern solle, nur um die Gefangenen besser füttern zu können. Ob er nicht wisse, dass ich monatlich über 10000 Rubel an deutschem Geld ausbebe, nur damit die Gefangenen nicht hungern müssen. Es hat mir keiner widersprochen, und wohlgemerkt, das habe ich als russischer Staatsbeamter gesagt.

Und die deutsche Gemeinde unserer Stadt hat wohl am meisten davon "profitiert". Sie hatte noch nie und bestimmt auch nie wieder so viel schöne Geselligkeit erlebt, wie gerade in diesem Jahr unter kommunistischer Herrschaft. Und zu verdanken hatten wir das zum weitaus größten Teil der regen Anteilnahme der Gefangenen an vielen Veranstaltungen.

Wenn ich nun aber wahrheitsgemäß gestehen muss, dass ich trotzdem buchstäblich aufatmete, als unsere Stadt gegen Ende August von den "Weißen" befreit wurde, so klingt das wie Widerspruch, ist es aber nicht. Bestimmt war ich nicht der Einzige, der aufgeatmet hat. Alle hatten wir genug Ursache dazu. Viele waren übrigens den Kommunisten, den "Roten" aufrichtig dankbar, dass sie die Stadt ohne Kampf geräumt haben. Sie haben sich auch nur wenige Kilometer weit vor der Stadt "eingegraben".

Was den Kommunisten nicht nur in meinen Augen, sondern beim weitaus größten Teil der Bevölkerung besonders schwer geschadet hat, das war die scheußliche Niedermetzlung der ganzen Zarenfamilie. Und dass es gerade ein Jude war: der dieses Massaker verübte, hat selbst aufrichtige Freunde des Kommunismus abgestoßen. Dazu kam dann die Aufdeckung der in unserer Stadt verübten bestialischen Unmenschlichkeiten der Kommunisten. Dass diese nach dem Umsturzversuch der Offiziere Nacht für Nacht Dutzende von ehemaligen Offizieren und andere ihrer Gegner aus ihren Häusern holten, das wusste natürlich jeder, dass keiner von diesen allen jemals wieder zurückgekommen war, ebenfalls; was mit ihnen wohl geschehen

sein mag, auch darüber konnte keiner von uns im Zweifel sein. Und dennoch, - als die neuen Machthaber am dritten Tag nach dem Abzug der Kommunisten auf dem Kasernenhof neben unserer Schule eine offizielle Seelenmesse veranstalteten, zu der die ganze Stadt zusammengeströmt war, und jeder an den aus den nur oberflächlich zugeschaufelten Massengräbern hervorragenden Armen und Beinen mit eigenen Augen sehen konnte, welch unvorstellbar bestialische Gräueltaten die Kommunisten verübt hatten, da blieb einem einfach der Verstand weg. Dass es Menschen gab, die zu so etwas fähig waren, war doch einfach nicht möglich.

Jetzt erst begriffen wir, dass und wovon wir tatsächlich befreit worden waren, und wie viel Dank wir unsern Befreiern schulden. Und der Dank und die Sympathie, die wir den Weißen entgegenbrachten, war wirklich groß und aufrichtig. Sogar von mir kann ich das ohne den geringsten Vorbehalt sagen und das "will etwas heißen", wie man zu sagen pflegt. Denn gerade ich hatte allerhand Grund, mit den neuen Herren unzufrieden zu sein. Was die Kommunisten zum Unterhalt der Gefangenen beisteuerten, war mehr als bescheiden. Wie viel es aber war, das merkten die Gefangenen und ich aber erst, als es mit der Befreiung der Stadt sofort ausblieb. Dass die neuen Herren wichtigeres, - für sie wichtigeres! - zu tun hatten, als sich um die Gefangenen zu kümmern, - das konnten wir, die Gefangenen wie ich - uns sehr gut denken. Als aber eine ganze Woche lang nichts "geschah", gestattete ich mir eine sehr höfliche kurze Bitte. Auch eine zweite, ebenso höfliche Bitte hatte keinen Erfolg. Mich befremdete die Sache darum so sehr, weil der von den "Weißen" eingesetzte Militär- oder Kriegs-Gouverneur einen deutschen Namen trug, einer vom baltischen Adel war. Als auch die zweite Woche vergangen war, ohne dass die neuen Machthaber etwas für den Unterhalt der Gefangenen unternommen hätten, entschloss ich mich zu einer persönlichen Vorsprache bei dem Herrn Gouverneur. Der Herr war sehr freundlich. Da ich von allem Anfang an den Standpunkt vertreten hatte, und auch den Gefangenen wie in der Gemeinde aufs Eindringlichste empfohlen hatte, die Zwistigkeiten der Russen gehen uns Deutsche nichts an, musste ich annehmen, dass der Balte bereits ein 100% iger Russe geworden war. Ich war daher sehr erstaunt, als ich feststellen musste, dass der Herr ein miserables Russisch sprach. Er versprach aber, dass er das Nötige veranlassen werde. Ob er etwas veranlasst hat? - Geschehen ist jedenfalls nichts. Ich sprach daher ein zweites Mal vor. Und wieder versprach er Abhilfe zu schaffen. Als auch die dritte Woche vergangen war, ohne dass die neuen Herren auch nur das Geringste für die Gefangenen getan hätten, die "Weißen" aber seit zwei Tagen begonnen hatten, ganze Trupps von Gefangenen aus dem Lager zu holen und zu Schanzarbeiten an die Front zu treiben, was die "Roten" damit beantworteten, dass sie das Lager unter Artilleriefeuer nahmen (sie mussten ja glauben, die Gefangenen hätten für die "Weißen" Partei genommen), da ging ich zum dritten Mal und zwar mit der festen Absicht, unter Berufung auf die diesbezüglichen internationalen Verpflichtungen ganz energisch sofortige Abhilfe zu fordern. Der Herr ließ mich aber überhaupt nicht zum Wort kommen. Als er mich erblickte, rief er mir ganz barsch zu, dass er diese Sache dem Rittmeister - russisch "Rotmistr" so-und-so übertragen habe, ich solle mich an diesen wenden. Damit wandte er mir den Rücken, und ich konnte gehen.

Eigentlich hätte ich Bescheid wissen müssen. Dass Renegaten 110%ig sind, was sie sein wollen, weiß jedes Kind, warum soll dieser radebrechende baltische "von" nicht auch ein 110%iger "Weißer" sein! Und was diese waren, hatten sie bereits in den paar Wochen ihrer Herrschaft gezeigt. Sie taten dasselbe, was ihre Vorgänger getan hatten, nur in der entgegengesetzten Richtung.

Wie an anderer Stelle bereits erwähnt, hatte ich meinen seit langem bestehenden Entschluss, Russland zu verlassen und in das Land meiner Vorfahren zurückzukehren aufgegeben, nachdem ich Berufung auf den Lehrstuhl am Institut erhalten hatte. Nach der Besetzung unserer Stadt durch die "Weißen", war die Verbindung mit der von den deutschen Truppen besetzten Ukraine wieder hergestellt, und der Weg in die Heimat und von dort nach Deutschland frei. Was ich in den letzten Wochen gesehen und erlebt hatte, die Bestialitäten der Kommunisten, wie auch die kaum weniger bestialische Reaktion der Weißen, ließen aber ein Verbleiben im Lande erheblich weniger verlockend erscheinen. Und es ist daher begreiflich, dass meine Familie und ich in unseren Entschlüssen schwankten. Hätten wir gewusst, was mir schon in wenigen Tagen bevorstand, dann wäre die Entscheidung freilich nicht schwer gefallen.

Der Herr Rittmeister (ich freue mich, dass ich seinen Namen vergessen habe), ließ mich mehrere Tage nicht vor. Als ich mir dann aber eigenmächtig, quasi mit Gewalt Zutritt verschaffte, und vielleicht etwas energisch unter Berufung auf das internationale Recht, verlangte, dass die Gefangenen endlich ihre regelmäßige Verpflegung erhalten, da sprang der Mann wütend auf und brüllte: "Won!" (hinaus!). Als ich aber ruhig stehen blieb und sogar noch energischer dagegen protestierte, dass die Gefangenen gegen jedes internationale Recht zu Schanzarbeiten an der Front gezwungen werden, da blieb dem ihm die Sprache weg. Mit hochrotem Gesicht und blutunterlaufenen Augen drückte er mit der Linken auf den Klingelknopf an der Tischplatte, zwei Kosaken stürzten in das Zimmer und er rief ihnen schon an der Tür zu: "Wras'chod jewo!" (wörtlich: in die Ausgaben buchen! Das 1943 in Moskau, im Staatsverlag für ausländische Literatur erschienene Russisch-Deutsche Wörterbuch übersetzt das Wort Ras'chod = Ausgabe, Aufwand, Debet, erschießen, um die Ecke bringen). Im Sprachgebrauch der "Roten" und "Weißen", und speziell im Munde des Herrn Rittmeisters hatte das Wort nur den vom genannten Wörterbuch an letzter Stelle genannten Sinn. Wenn mir dieser Sinn des Wortes bis dahin auch vollständig unbekannt war, - nach dem Ton, in dem es von dem Rittmeister nicht gesprochen, sondern gebrüllt worden war, und nach der Art, wie die beiden Kosaken mich unter die Arme fassten und abführten, habe ich unschwer diesen neuen Sinn des Wortes kapiert, wenn auch offensichtlich nicht in allen seinen Konsequenzen. Denn als die Kosaken mich aus dem Zimmer des Rittmeisters in den großen Kanzleisaal der Kaserne hinauszerren, war ich innerlich noch immer ganz ruhig. Und als ich an dem Tischchen am zweiten Fenster zur Straße den schönen Offizier sitzen sah, den ich vor einigen Wochen als Pseudoverschickten nach N. abtransportiert und damit dem Zugriff der Kommunisten entzogen hatte, blieb ich ruckweise stehen. Auch er hatte mich sofort erkannt und natürlich sofort erraten, wohin ich geführt wurde. Ich hatte noch nie gesehen, dass ein Mensch so urplötzlich so krebsrot geworden war, wie der junge Mann. Mit einem heftigen "Stoi" sprang er auf, rannte mit vorgehaltenen Händen auf uns zu, hielt die Kosaken zurück und rannte zum Rittmeister in das Zimmer. Durch die verschlossene Tür hörte man deutlich, dass dort eine heftige Auseinandersetzung stattfand. Nach einer Weile kam er heraus und schickte die Kosaken weg. Mich bat er dann verlegen, nach Hause zu gehen. Er werde am Abend zu mir kommen und mir mehr sagen.

Wenn ich heute daran denke - und wie oft habe ich es schon getan, dann erscheint es mir unbegreiflich, dass ich damals nicht anders reagiert habe. Das Erlebnis in der Kaserne des Rittmeisters, sollte man meinen, hätte doch wohl hinreichen müssen, die Frage gehen oder bleiben, ganz eindeutig zu entscheiden. Und dennoch bäumte sich in mir alles dagegen auf, eine so lebenswichtige Entscheidung unter Druck zu treffen. Daheim angekommen, sagte ich kein Wort von dem Vorgefallenen, vielleicht unbewusst, um nicht von meiner Frau einem zu-

sätzlichen Druck ausgesetzt zu sein. Der Offizier kam etwas spät am Abend. Ich hatte schon gedacht, dass er überhaupt nicht kommen würde. Aufs Dringendste bat er mich, sofort zu fliehen, da es in einer Stunde schon zu spät sein könnte. Als ich das ablehnte, öffnete er die Tür zum Wohnzimmer und bat meine Frau zu uns herein. Als er erfuhr, dass sie von dem Vorfall in der Kaserne noch nichts wusste, erzählte er es ihr kurz und schloss wieder mit der dringenden Bitte, sofort die Wohnung zu verlassen. Ob die Gefahr tatsächlich so groß war, wie er sie schilderte? ... Von meiner Frau erhielt der Mann die feste Zusage, dass sein guter Rat befolgt werden würde.

Und er wurde befolgt. Knapp eine Viertelstunde nach dem Mann verließ auch ich die Wohnung, und zwar auf Nimmerwiedersehen. Mein Weg führte mich an der Amtswohnung meines Rektors vorüber. Obwohl ein Besuch zu so später Stunde völlig unangebracht war, wollte ich dennoch nicht einfach "wortlos" meinen Posten verlassen. Ich klingelte und es wurde mir aufgemacht, und der Herr empfing mich sehr freundlich. Dass ich nicht ohne zwingenden Grund zu so später Stunde zu ihm gekommen war, konnte er sich ja denken. Als ich ihm diesen so kurz wie möglich mitgeteilt hatte, sagte er, dass unter den herrschenden Umständen ja an einen geordneten Unterricht nicht gedacht werden könne. Ich solle mich als in unbefristetem Urlaub betrachten. In ein - zwei Jahren - hoffe er, werde wieder Ordnung hergestellt sein. Dann möge ich wiederkommen, die Stelle werde mir bleiben. An diese ein - zwei Jahre habe damals auch ich geglaubt, und ganz gewiss waren wir beide nicht die einzigen so übertriebenen Optimisten.

In der Wohnung unseres Lehrers schrieb ich einen Brief an den Gouverneur:

"Exzellenz!

Im Sinne Ihrer Anweisung habe ich mich an Herrn Rittmeister ... gewendet. Auf meine Bitte, endlich etwas für die Verpflegung der Kriegsgefangenen zu veranlassen, wollte er mich aus dem Zimmer jagen. Als ich nicht ging, sondern dagegen protestierte, dass die Gefangenen zu Schanzarbeiten an der Front gezwungen werden, rief er zwei Kosaken herein und gab den Befehl: "W ras'chod jewo! " Dank der ganz zufälligen Intervention eines Ihrer Offiziere, dem ich vor wenigen Wochen das Leben gerettet habe, ist der Befehl noch nicht vollstreckt, jedoch nicht aufgehoben. Ich protestiere gegen eine solche Behandlung. Mit meiner Intervention zu Gunsten der Gefangenen habe ich nicht nur diesen, sondern gleichzeitig nicht minder auch dem Zaren und dem russischen Staate gedient, denen ich als Beamtentreue geschworen habe. Denn mit den vielen tausend Rubel deutschen, österreichischen und türkischen Geldes für die ich für den Unterhalt der Gefangenen erwirkt habe, habe ich verhütet, dass Russland vor der Welt als das Barbarenland hingestellt wird, das seine Gefangenen einfach verhungern ließ. Ich habe zwar aus rein humanitären Impulsen gehandelt, aber jeder vernünftig denkende Mensch wird mir zugestehen, dass ich meinen Treueid nicht im geringsten verletzt habe. Was Ihr Rittmeister befohlen hat, wäre um kein Haar besser gewesen, als das, was die Kommunisten an den vielen Tausenden verübt haben, für deren Seelenheil wir erst vor wenigen Tagen eine feierliche Messe gelesen haben. Oder wollen Sie sich und Ihre "Dobrowoltscheskaja Armia" (Freiwilligen-Armee) mit diesen auf eine Stufe stellen?"

Verabredungsgemäß setzte sich am Nachmittag des andern Tages meine Familie mit ein paar Koffern in den Zug. Am Schalter wurde meine Frau von ein paar Männern in Zivil aufgeregt nach mir gefragt. Wahrheitsgemäß konnte sie erklären, dass sie das nicht wisse. Dass ich in einem Güterwagen desselben Zuges hinter leeren Kisten, Fässern und Körben saß, hat sie tatsächlich nicht gewusst. Denn erst als der Zug aus dem Machtbereich der "Weißen" auf "neu-

trales" Gebiet gelangt war, verließ ich mein Versteck und wagte einen kurzen Gang auf dem Bahnsteig. Mein noch nicht ganz drei Jahre alter Sohn kam - natürlich nicht ohne Mamas Erlaubnis - heraus, und- natürlich wieder nicht ohne Mamas Erlaubnis - nahm ich ihn mit mir in mein Versteck, wo er sich übrigens sehr wohl fühlte. Und nicht umsonst erinnere ich mich noch genau an alle Einzelheiten unseres traulichen Beisammenseins in diesem wenig komfortablen Raum, gab er mir doch einen so einwandfreien Beweis dafür, welche unbegrenzte Machtvollkommenheit er seinem Vater zutraute. Wir hatten bereits eine ganze Weile in meinem Versteck gegessen und uns sehr gemütlich unterhalten, und der Zug stand noch immer. Ich aber hatte Grund genug möglichst bald weit aus dem Machtbereich der "Weißen" wegzukommen. Und als mir das Warten des Zuges nicht nur zu lang dauerte, sondern auch etwas verdächtig vorkam, entfuhr es mir zwar ganz für mich, aber doch ziemlich laut: "Na, wird's nun bald!" Kaum hatte ich das gesagt, fuhr der Zug such los. Offensichtlich hat mein Junge meine Worte in ursächlichem Zusammenhang mit der Abfahrt des Zuges gebraucht. Denn als der Zug auf einer der nächsten Stationen wieder so lange stehen blieb, bat er mich: "Papa, sag's wieder!"

In R. musste Station gemacht werden. Dies war notwendig schon allein, weil ich bei der schwedischen Delegation und im dänischen Konsulat Rechenschaft über die erhaltenen Gelder ablegen wollte.

Der Delegierte der schwedischen Gesandtschaft war leider nicht anwesend. Ich musste mit seinem Sekretär, einem Reichsdeutschen, vorlieb nehmen. Ich tat es ohne Bedenken, denn ich kannte den Herrn aus früheren Besuchen und hatte den Eindruck, da er das volle Vertrauen seines Chefs besitzt. Ich hatte daher auch keinerlei Bedenken, ihm als Vertrauensmann des Delegierten, auf Wunsch meiner Schwiegermutter einen Koffer mit Tafelsilber, zum Teil altpersischen Ursprungs, mit dem Auftrag zu übergeben, diesen in Berlin auf einer Bank auf deren Namen zu deponieren. Bei den damaligen sehr unruhigen Verhältnissen schien es nicht ratsam, auf tagelangen Bahnfahrten solche wertvolle Sachen mit sich zu führen. Der Koffer verschwand. Auf eine diesbezügliche Anfrage beim schwedischen Außenamt erhielt ich von dem Herrn Delegierten die kategorische Mitteilung, dass er auftragsgemäß den Koffer mit seinem Sekretär nach Berlin geschickt habe, mit der Weisung, ihn auf den Namen meiner Schwiegermutter zu deponieren. Der Herr Sekretär aber behauptete, die schwedische Delegation sei von den Donkosaken überfallen und geplündert worden und dabei sei auch der Koffer gestohlen worden. Ich habe dann brieflich einen Berliner Rechtsanwalt mit der Führung der Sache betraut, und diesem auch mehrmals das geforderte Honorar überwiesen. Die Sache ist dann aber "eingeschlafen", nachdem meine Schwiegermutter eigens deswegen nach Berlin gereist, doch ohne Erfolg zurückgekehrt war.

Schließlich wollte ich mir von diesen beiden Stellen bescheinigen lassen, was ich im Laufe der letzten Jahre für die "zivil verschickten" und Kriegsgefangenen getan habe. Bei dem Chaos, das auf den russischen Bahnen herrschte, musste man mit allerhand "Überraschungen" rechnen. Und weil ich wusste, dass wöchentlich mehrmals einem Zug nach Westen zwei Extrawagen für deutsche Urlauber angehängt wurden, wollte ich um die Genehmigung ansuchen, mit meiner Familie in diesen Wagen die Fahrt bis O.³⁸ machen zu dürfen. Die Empfehlungen (in sehr warmen Worten) erhielt ich auch sofort, genützt haben sie mir jedoch nichts. Als ich sie bei der zuständigen Stelle am Schalter vorwies, und der Gefreite sich damit an den Herrn Leutnant wandte, rief dieser über den ganzen Saal in seinem schnoddrigen "Militä-

³⁸ Odessa

risch": "Wenn der Herr meint, Ansprüche zu haben, soll er sich an die Schweden und Dänen wenden". Ich war sprachlos. Und dafür hast du ... buchstäblich Kopf und Kragen riskiert?! –

Meine Frau und mein noch nicht ganz drei Jahre alter Sohn waren inzwischen an der damals in ganz Europa grassierenden "Spanischen Grippe" erkrankt. Als ich am Schalter Fahrkarten zweiter Klasse verlangte, schaute mich der Beamte verwundert an. Wissen Sie, wie es in der zweiten Klasse aussieht? Da fehlen nicht nur die Überzüge, sogar die Sprungfedern sind an den Bänken herausgerissen. Am besten fahren Sie in der vierten Klasse. Die ist am wenigsten demoliert. Ich nahm Karten dritter Klasse. Nachdem wir uns aber mit eigenen Augen über den Zustand der Wagen informiert hatten, wählten wir tatsächlich vierte Klasse. Auch hier waren die Fenster ohne Glas, die Bänke aber heil. Die Schilderung dieser über 48 Stunden langen Reise darf ich mir wohl ersparen. Nur soviel kurz: Am andern Tag gelang es mir, vom deutschen Kommandanten einer größeren Bahnstation die Erlaubnis zu "erbetteln", mit meiner Familie in einen der (vollständig leeren!) Urlauberwagen überzusiedeln. Nach wenigen Stunden aber erschien eine Patrouille Österreicher und warf uns brutal heraus. Es war inzwischen bereits dunkel geworden. Aber kein Bitten und kein Betteln half. Nicht einmal bis zur nächsten Haltestelle wurde uns das Verbleiben im Wagen gestattet. Während der Fahrt mussten wir bei vollständiger Dunkelheit (Beleuchtung gab es überhaupt nicht) zurück in unsern Wagen. Dass meine Frau mit hohem Fieber und auch mein kleiner Junge diesen heil erreichten, grenzt an ein Wunder. -

Als wir am Vormittag des dritten Tages in O. ankamen, hatte auch ich hohes Fieber. Auf meine Frage, wo hier in der Nähe des Bahnhofes ein Hotel wäre, sagte man mir, dass die Hotels alle von den Österreichern (Militärs) besetzt seien, und dass es sehr schwer sei, in der Stadt ein Zimmer zu finden. Ich ließ daher die Frau mit dem Jungen auf dem Bahnhof warten und ging auf Zimmersuche. Über zwei Stunden rannte ich trotz hohem Fieber Straße auf und ab. Als ich schon vollständig entkräftet bereits wieder in der Nähe des Bahnhofes in einem "Nachtquartier" nach einem Zimmer fragte, wies mich der Inhaber erst kurz ab. Offensichtlich erkannte er aber an meinem Aussehen, in welchem verzweifeltsten Zustand ich mich befand, denn als ich mich anschickte, das Haus zu verlassen, rief er mich zurück und wies mir ein Zimmer an. Ich schleppte mich bis auf den Bahnhof und erwischte dort zum Glück sogar einen Wagen. Wie ich mit meiner Familie und dem Handgepäck in die Nachtherberge gelangt bin, davon habe ich nicht die leiseste Erinnerung. Nur aus dem, was mir meine Frau erzählte, weiß ich, dass sie mich halb bewusstlos sofort ins Bett brachte und sofort nach einem Arzt lief, den ihr der Inhaber der Herberge empfohlen hatte. Anscheinend war es aber kein Arzt, sondern nur eine Art Heilpraktiker. Dieser stellte erst über 40° Fieber fest, und dann griff er zu einem Heilmittel, das seit meiner frühesten Kindheit in ganz Russland allgemein - übrigens auch von vielen Ärzten angewandt wurde, er "setzte" erst auf der Brust und sodann auf dem Rücken mindestens je ein gutes halbes Dutzend "Schröpfköpfe". Er hat dadurch - wie mir später ein guter Facharzt versicherte - einer ganz schlimmen Lungenentzündung vorgebeugt. An der verbliebenen Rippenfellentzündung hat dann der Arzt fünf Wochen lang kuriert.

Weil ich während der Fahrt die Frau und den Buben auf der oberen Pritsche unterbringen konnte und sie, die beide grippekrank waren, mit allem, was an Mänteln und Decken vorhanden war, versah, hatte ich unten auf der kahlen Bank in dem fensterlosen Wagen - die Scheiben waren ja alle zertrümmert - gesessen und gelegen und mir dabei eine gründliche Erkältung zugezogen.

Und da erlebte ich nun, dass der Volksmund keineswegs umsonst das Wort geprägt hat: Not lehrt beten. (Der Russe sagt es übrigens wesentlich besser, bildhafter und einprägsamer: Not lehrt Weinen, Not lehrt Springen, Not lehrt Liedchen singen). Mein liebes "Weißkääppchen", das auch als Ehefrau und sogar als Mutter doch immer noch das liebe späte Töchterchen seiner Exzellenz, des Herrn Staatsrats, und seiner noch weit mehr in sie verliebten und auf mich eifersüchtigen Mama, geblieben war, - an der bewahrheitete sich nun alles, was sowohl das deutsche, als auch das russische Wort sagt und sogar noch weit mehr, und zwar buchstäblich "über Nacht" und ohne jegliche fremde Anleitung. Wenn ihr der Arzt meinen Zustand auch bestimmt nicht als katastrophal bezeichnet hat, so hat sie von seinem Gesicht doch un schwer ablesen können, wie ernst er war. Dazu kam noch der Zustand unseres Jungen. Während er bisher die übersprudelnde Lebhaftigkeit selbst war, saß er nun von früh bis spät auf dem Bett und spielte mit den leeren Medizinfläschchen (anderes Spielzeug gab's ja damals nicht mehr), ohne auch nur ein Wort zu verlieren. Dass sie, die Unselbständige, nun in Anbetracht der drohenden Gefahr mich und vielleicht auch das Kind zu verlieren, mutterseeleallein in der fremden Stadt zu verbleiben, in der das Chaos der Revolution herrscht - dass die Arme da weinen und beten gelernt hat, war nur allzu natürlich. Sie hat aber auch gelernt, in der Stadt, in der rein alles drunter und drüber ging, kein Restaurant und keine Gaststube mehr funktionierte, eine gutherzige, russische Hausfrau ausfindig zu machen, die der vollständig Fremden gestattete, auf ihrem Herd und in ihren Töpfen und Kesselchen die so dringend nötige Krankenkost zu bereiten. Und weil die maßlos verdreckt und verwanzte Bude (sie war ja, wie auch die übrigen Zimmer, Stundenlogie für die Straßendirnen) gar zu ekelig war und deshalb besonders deprimierend wirkte, musste sie die eigene Verzweiflung niederkämpfen und für mich Worte der Aufmunterung und der Zuversicht finden und mit dem Kleinen scherzen und lachen.

Wie schlimm es war, dafür nur ein Beispiel: Weil der Körper des Kindes eines Tages mit einem Ausschlag bedeckt war, wurde der Arzt betragt. Der stellte ohne weitere Untersuchung Masern fest. Da das Thermometer aber normale Temperatur anzeigte, konnte die Diagnose nicht stimmen. Was der Arzt für Ausschlag der Masern hielt, waren die Spuren unzähliger Wanzenbisse. Dank der hingebenden Pflege waren wir beide Patienten nach 6 Wochen soweit wieder hergestellt, dass wir die Weiterreise riskieren wollten.

Wieder in der Heimat

Das klingt so sehr, wie Erfüllung langer, langer Sehnsucht. War es das auch? Wenn ich heute nach bald fünfzig Jahren in meinen Erinnerungen alles an meinen geistigen Augen vorüberziehen lasse, was mich hier erwartete, dann muss ich mir gestehen, dass Vieles, was ich erwartet hatte, und erwarten konnte, leider unerfüllt blieb.

Schon in O. auf dem Krankenbett begann es. Als ich aus den russischen Zeitungen vom Zusammenbruch der Balkanfront erfuhr, war mir klar, dass dies das Ende meiner Hoffnung auf einen gerechten Friedensschluss bedeutet, dass ich folglich auch meine Absicht, ins Land meiner Väter zurückzukehren, endgültig begraben muss. Blieb nur die Hoffnung, dass mein Rektor recht behalten möge, und dass in ein - zwei Jahren in Russland wieder Ordnung hergestellt sein werde, und ich dann auf meinen Posten am Institut zurückkehren kann.

Den kurzen Rest der Heimreise habe ich zwar überstanden, und es war sehr gut, dass wir sie riskiert haben, denn nach wenigen Tagen wäre sie nicht mehr möglich gewesen, aber sie hat mich doch so sehr überfordert, dass ich bei Mutter sofort wieder für vier Wochen ins Bett musste. Es war natürlich sowohl für mich, als auch besonders für meine Frau viel weniger schlimm, als in O. Und auch der Kleine "lebte wieder auf".

.....³⁹

Ich hätte sehr wohl als Studienrat an einem Gymnasium oder Lyzeum unterkommen können. Mein Optimismus aber und die Hoffnung, nach ein paar Jahren wieder auf meinen Lehrstuhl am Institut in S. zurückkehren zu können, ließen es mir ratsam erscheinen, meinen geleisteten Treueeid nicht dadurch zu verletzen, dass ich in den Dienst eines anderen Staates trete. Ich benützte daher eine Gelegenheit, die sich mir bot, und trat in die Leitung eines kleinen wirtschaftlichen Unternehmens⁴⁰ ein.

Angesichts der Ereignisse, die sich in Russland abspielten, zerstoben natürlich meine Hoffnungen auf eine Rückkehr an das Institut in S., und ich schickte mich an, mich für absehbare Zeit mit der sehr bescheidenen Stelle zu begnügen, die ich innehatte. Leider musste ich nach einigen Jahren feststellen, dass ich dazu nicht die notwendigen Fähigkeiten besitze, weil ich das Geschäftsgebaren meiner beiden Kollegen nicht mitmachen konnte und auch nicht wollte. Weil ich nicht in den Verdacht kommen wollte, dass ich an dem, was ohne mein Wissen bereits geschehen war, mitbeteiligt war, habe ich bei der zuständigen Stelle Meldung erstattet und schied aus.

Leider erging es mir mit dem Unternehmen, das ich daraufhin selbst gegründet hatte, ebenso⁴¹. Geschäftstüchtigere Kollegen verstanden es, das als gesellschaftliches, als AG, gegründetes Unternehmen in unauffälliger Weise in die eigenen Hände zu manipulieren. Da ich dabei nicht mitmachen wollte, schied ich auch hier aus, freilich nicht ohne die Beteiligten zu informieren.

Volle zwei Jahre war ich erwerbslos. Und da es in diesem Staat keine Erwerbslosen-Unterstützung gab, verlebten wir den bescheidenen Teil des elterlichen Erbes, den ich nach dem Tode der Mutter⁴² erhalten hatte. Dass ich nach diesen zwei Jahren den Ruf an die Verwaltung einer angesehenen deutschen Zeitung des Landes erhielt, hatte ich einem Zufall zu verdanken. Die Sommermonate konnte ich mit meiner Familie, quasi als Aufsichtsperson, in der Villa meiner Schwester verbringen. Dort hatten wir einen sehr regen und angenehmen Verkehr mit dem Direktor dieser Zeitung und seiner Frau, die im Nachbarzimmer logierten. Offensichtlich hatte der Herr den Eindruck mitgenommen, dass ich einige Fähigkeiten besitze. Kurz vor Weihnachten erhielt ich von ihm das Angebot, an seiner Zeitung die vakant gewordene Stelle des Werbeleiters zu übernehmen.

³⁹ Auslassung einer Episode (Erbangelegenheit) auf Wunsch von Helmut Schöttle

³⁵ 1919 - 1926 Direktionsmitglied der "Bank für Landwirtschaft, Handel und Industrie" in Akkerman

⁴¹ 1926-1927 Direktor der "Bad Burnas AG" in Basyrjamka, Bessarabien

⁴² 12.10.1930

Dass ich nach den Enttäuschungen, die ich in der engeren Heimat erleben musste, dies Angebot gerne annahm und wieder in die Ferne zog, ist wohl verständlich.

Ich kann ohne jegliche Überhebung von mir sagen, dass ich kein schlechter Pädagoge war und auf diesem Gebiet einige Kenntnisse und Erfahrungen gesammelt hatte. Aber Werbung, Abonnenten und vor allem bei den Herren Wirtschaftlern um Inserate werben, - das war für mich ein so fremdes, so fernliegendes Gebiet, dass ich mich mit sehr bangem Herzen an die für mich vollständig neue Arbeit heranwagte. Dazu kam noch, dass die "Rechte Hand", die Sekretärin und Freundin meines krankheitshalber ausgeschiedenen Vorgängers, diesen solange vertreten wollte, bis er wieder hergestellt war, und daher mich gern ausgeschaltet hätte, bereits nach wenigen Tagen ihr Gutachten über mich in die Worte zusammenfasste : Der wird nie was von Werbung verstehen. Das, und dass deswegen der Beschluss, mich zu entlassen, bereits quasi feststand, habe ich natürlich erst später erfahren. Dass es dazu nicht kam, war auch wieder beinahe ein Zufall. Ich war freilich vorsichtshalber allein nach H.⁴³ gereist. Und weil das "Alleinsitzen" im öden, kalten Hotelzimmer mich wenig verlockte, und vor allem, weil die Registratur, und besonders die Ordnung der Korrespondenz so eigentümlich, um nicht zu sagen so unsorgfältig geführt war, dass es schwer war, sich in ihr zurechtzufinden, saß ich gewöhnlich auch nach dem Abendbrot allein im warmen Büro und "studierte" die Korrespondenz meines Vorgängers. Und weil ich mir natürlich allerhand Gedanken über Werbung gemacht hatte, schien mir die Nachricht, dass unser Land die wirtschaftlichen Beziehungen mit Deutschland nun nach so vielen Jahren wieder aufgenommen hat, die Gelegenheit zu einer Intensivierung der Werbung von Inseraten bei den Vertretern der deutschen Wirtschaft eine sehr gute Gelegenheit zu bieten. Ich setzte mich deshalb eines Abends hin und konzipierte zwei Werbebriefe in diesem Sinne, legte sie aber vorläufig in die Schublade. In einer Unterredung, die ich einige Tage darauf mit meinem Chef, dem Verwaltungsleiter hatte, erwähnte ich diese beiden Konzepte. Auf seinen Wunsch händigte ich sie ihm aus. Erst viel später erfuhr ich, dass sie sogar im Verwaltungsrat der AG zur Verlesung gekommen waren. Die Dame, die ein so voreiliges und abfälliges Urteil über mich abgegeben hatte, hatte viel früher als ich von der günstigen Beurteilung meiner Schreiben erfahren und hat sich zurückgezogen und die Kündigung unterblieb. Und weil bereits im zweiten Jahr zum ersten Mal in der Geschichte der Zeitung die Einnahmen der Inseratenabteilung die der Abonnentenabteilung ganz wesentlich überstiegen, bekam ich eine kleine Gehaltszulage. Sowohl wirtschaftlich als auch besonders moralisch eindrucksvoller war für mich, dass wenige Jahre darauf nach dem Tode meines unmittelbaren Chefs die Leitung der Verwaltung mir übertragen wurde. Und auch diese Maßnahme brauchte das Unternehmen nicht zu bedauern. Durch Rationalisierung des Betriebes gelang es mir, das Angestelltenpersonal fast auf ein Drittel (von 21 auf 8) zu reduzieren und trotzdem die Leistung um ein Wesentliches zu verbessern. Wenn diese Anerkennung nicht auch pekuniär den entsprechenden Ausdruck gefunden hat, so war dies wahrscheinlich wohl nur meine eigene Schuld. Das Wort: "Artig Kind verlangt nicht, bekommt aber auch nichts" besteht zu Recht.

Nach diesen 12 Jahren⁴⁴ öffnete sich ohne mein Zutun die Tür in die Heimat der Väter, die der Ausgang des Ersten Weltkrieges vor 23 Jahren so brutal und fest versperrt hatte. Das Passieren dieser Tür verzögerte sich zwar infolge einer offiziellen Dienstverpflichtung im Ausland. Immerhin konnte ich den ersten Sommerurlaub in dem nun auch zu meiner Heimat geworde-

⁴³ Hermannstadt, rum. Sibiu in Siebenbürgen

⁴⁴ 1929 -1941

nen Lande verbringen. Auch hier an diesem "Arbeitsplatz" fand ich volle Anerkennung⁴⁵. Unser inzwischen, erwachsener Sohn (weitere Kinder blieben uns leider versagt) hatte den Dipl.-Ing. erreicht, sich noch als Ausländer freiwillig an die Front gemeldet und sich bereits beide EK's verdient. Die Zukunft schien gesichert, auch wirtschaftlich.

Schien! Bekanntlich trägt der Schein aber leider nur zu oft. Er trog auch diesmal. Ebenso bekanntlich trägt nämlich auch die Freundschaft. Im Glück, im Erfolg kann man sich oft der Freunde kaum erwehren. Kaum, dass es sich aber wendet, einem den Rücken zukehrt, - suchst du vergeblich nach einem Freund. So ist's nicht nur im Leben des Einzelnen, so ist's auch in der Gemeinschaft, da sogar noch brutaler. Der Staat, in dem die Organisation lag, in der ich dienstverpflichtet arbeitete, und der bisher an der Seite meines nunmehrigen Vaterlandes gefochten hatte, machte buchstäblich über Nacht eine Kehrtwendung um volle 180°. Wir wurden dadurch ebenso über Nacht aus Freunden und Verbündeten zu Gegnern und Feinden. Und als, solche - wie konnte es auch anders sein! - wanderten wir mit allen im Lande ansässigen Landsleuten hinter Stacheldraht ins Internierungslager⁴⁶.

Und da unsere nunmehrigen Gegner und Feinde allen Grund hatten, ihren gestrigen Gegnern und Feinden möglichst anschaulich zu zeigen, wie hundertprozentige Freunde und Verbündete sie nunmehr geworden sind, da versuchten sie es eben dadurch zu demonstrieren, dass sie uns möglichst miserabel behandelten.

Sie haben dies gründlich getan. Die unmittelbar Beteiligten zwar weit weniger, um damit Eindruck zu schinden - an dem lag ihnen herzlich wenig, sondern um sich die eigenen Taschen zu füllen. Es hat ihnen herzlich wenig geholfen. Denn so dumm waren die neu gewonnenen Freunde und Verbündete nun auch nicht, dass sie diese ebenso plumpe wie hässliche Täuschung nicht erkannt hätten. Sie haben geraubt und geplündert, wo sich Gelegenheit dazu bot. Besonders "scharf" waren sie auf Taschen- und Armbanduhren wohl, weil die in ihrer Heimat nicht zu haben waren. Im Volk hießen sie nur die "Uri-Uri" (von Uhr). Ganze Viehherden wurden mitgenommen. Auch Frauen wurden vergewaltigt!

Das Erste war, dass sie uns bei der Internierung alle Barmittel nahmen, angeblich, weil wir für die Verpflegung selbst aufzukommen hätten. Wie diese aussah, darüber kurz Folgendes:

Hungern mussten wir nicht. Zum Frühstück gab es eine braune Brühe, (woher die Farbe stammte, habe ich nie erfahren), zum Mittag und Abendbrot weiße Bohnen, in Wasser gekocht, oft drei - vier Monate lang tagtäglich, dann wieder, ebenso zubereitet, Erbsen ein - zwei Monate lang ununterbrochen. Die schmeckten zwar - wenigstens mir etwas besser, ihr Geschmack war aber dadurch "etwas" beeinträchtigt, dass sie "besiedelt" waren. Ein Teil dieser "Insassen" hatten wohl während des Kochens ihre Behausung verlassen, schwammen an der Oberfläche und konnten abgeschöpft werden, dem größeren Teil aber war dies nicht gelungen. Zum Glück - für uns Esser! - schimmerten sie aber dunkel durch die gekochten Erbsen hindurch, und mit einiger Geduld konnten wir die unerwünschte Fleischzutat ausschöpfen. Noch weit weniger appetitanregend und gesundheitsschädlich waren die Fliegen. Sie sind es bekanntlich an sich schon. Was sie hier aber zum Ekel und zur formellen Lebensgefahr machte, war die nur knapp 20 Schritte von der Küche entfernte offene Latrine. Naturgemäß lieben auch die Fliegen Abwechslung in ihrer Kost, und "naschten" daher bald da, bald dort.

⁴⁵ 1942 - 1944 Referent für bessarabische Angelegenheiten und Abteilungsleiter bei der "Deutschen Abwicklungsstelle für die Umsiedlung" in Bukarest (Nebenstelle der Deutschen Botschaft).

⁴⁶ 1944 - 1946 interniert in Rumänien

Für uns Internierte ergab sich daraus der doppelte "Vorteil", dass wir nicht nur das "Aroma" der Küche gemischt mit den "Wohlgerüchen" der Latrine genießen durften, sondern gleichzeitig auch "hinreichend" mit Krankheitserregern "versorgt" wurden.

Weit weniger waren wir aber hinsichtlich Krankenpflege versorgt. Wenn sich nicht zufällig unter den Internierten auch ein Arzt befunden hätte, hätten die mehrere Tausend Frauen, Männer und Kinder ohne ärztliche Betreuung sterben können. Da das IRK offensichtlich viele Monate später von der Existenz unseres Lagers erfuhr, waren wir auf die kümmerlichen Medikamente angewiesen, die durch Wachsoldaten auf Schleichwegen und natürlich gegen doppelte und dreifache Bezahlung aus der nahen Stadt beschafft werden konnten.

Wenn man dann noch in Betracht zieht, dass sich unter den Internierten nicht nur kleine Kinder, sondern auch 80 - 85-jährige Greise und Greisinnen, vollständig Gelähmte, sogar Männer befanden, denen beide Beine amputiert worden waren, dann wird man begreifen, dass der Leichenwagen im Lager eine alltägliche Erscheinung war. Dass nicht auch ich zum "Passagier" dieser "Equipage" wurde, ist nach dreimaliger Ruhr eigentlich beinahe ein Wunder.

Die ersten Weihnachten im Lager haben wir verhältnismäßig schön verbracht. Nicht nur, dass in dem kleinen Lagerkirchlein ein Gottesdienst abgehalten werden durfte (wir hatten auch Geistliche beider Konfessionen unter den Internierten). Nach dem Gottesdienst war es gestattet, dass die Familien zusammenkommen und gemeinsam das Fest feiern durften. Auch an den beiden Festtagen war dies gestattet. Es war dies eine Vergünstigung, die wohl nur der richtig einzuschätzen weiß, der selbst in ähnlichen Verhältnissen einmal gelebt hat. Leider waren es eben nur zwei Tage. Und was wenige Tage danach geschah, war so hässlich und grausam, dass wohl nicht nur die, sondern allen ehemaligen Leidensgefährten, beim Gedanken an den 13. Januar 1945 das Grauen kommt.

Am Morgen dieses Tages war das Lager von Polizei und Militär besetzt. Baracke um Baracke wurde durchsucht, alle Männer zwischen 18 und 45, und alle Frauen zwischen 18 und 30 wurden herausgeholt und zusammengetrieben. Jeder und jede durfte einen Koffer mit Sachen mitnehmen. Je nachdem, wie sich die Jahre trafen, wurden Vater und Mutter von ihren Kindern, der Mann von der Frau und sogar die Mutter von ihrem Wickelkinde gerissen. Auffallenderweise brauchten die Betroffenen ihre Koffer nicht selbst zu tragen. Für das Gepäck waren - was sonst nie der Fall war - extra Wagen bereitgestellt. Das ganze Lager stand am Staheldraht, als der traurige Zug zum Tor hinauszog. Und noch heute klingt es mir in den Ohren, das "Deutschland, Deutschland über alles..." unter dessen Klängen der Zug durchs Tor und dem Hof zu schritt. Das genaue Endziel wusste keiner, offensichtlich auch niemand von der gemeinen Wachmannschaft. Nur soviel hieß es, dass die Menschen in ein Arbeitslager kommen sollen. Dass diese Lager weit im Osten, zum größten Teil sogar im fernen Sibirien lagen, haben wir, und wahrscheinlich auch die Beteiligten selbst, erst Wochen und Monate später erfahren. Dass dasselbe auch außerhalb des Lagers geschah, dass auch dieselben Altersklassen der friedlich in den Dörfern und Städten des Landes lebenden Volksdeutschen "ausgehoben" und nach dem Osten abtransportiert worden waren, haben wir auch erst Wochen später erfahren.

Auch dass viele Härten, um nicht zu sagen Brutalitäten, nicht zu Lasten der Initiatoren dieser Aktion gingen, sondern ebenfalls dem Übereifer der Ausführenden zuzuschreiben waren, das beweist unmissverständlich der folgende Fall. Eine Mutter, die sich mit erstaunlicher Energie

weigerte, sich von ihren beiden Kindern zu trennen (das jüngste war erst wenige Wochen der Brust entwöhnt!) und diese mit sich nahm, wurde vom Zugkommandanten, einem Offizier der verbündeten Armee, glatt zurückgeschickt.

Erst nach einer ganzen Reihe von Jahren kam ein Teil dieser Unglücklichen zurück in die Heimat, viele von ihnen als körperliche und seelische Krüppel. Eben so viele, wenn nicht mehr, haben die furchtbaren Strapazen nicht überstanden und sind dort elend zugrunde gegangen. Ob wohl die alten Ägypter vor drei- viertausend Jahren ihre Sklaven beim Bau ihrer Pyramiden auch so brutal, so bestialisch behandelt haben? - -

Im nächsten Frühsommer mussten wir das Lager räumen. Es wurde für andere Zwecke gebraucht. Das neue Lager lag zwar durchaus nicht so weit, knappe ein paar hundert Kilometer weit, doch die Fahrt dauerte mehrere Tage, wohlgemerkt in Viehwagen und bis zu 50 Mann samt Gepäck in jedem!

Im Vergleich mit diesem, musste das erste Lager als nobel gelten. Hier zeigten schon die Bretterstege von Baracke zu Baracke, dass nach jedem Regen das ganze Gelände mit knöcheltiefem Schmutz und Schlamm bedeckt sein wird. Und erst das Ungeziefer! Bei unserer Ankunft war es bereits Nacht. Der Versuch, auf einer der Holzpritschen sich eine Schlafgelegenheit einzurichten, musste schon nach wenigen Minuten fluchtartig aufgegeben werden. Decken und Kissen wimmelten förmlich von Wanzen. Eine Tür, die ich an eine Baracke angelehnt fand, legte ich über einen Entwässerungsgraben, und darauf richtete meine Frau das Bett für uns beide. Den ganzen Sommer über war das unsere Schlafstelle. Nur wenn es regnete, mussten wir mit dem Bettzeug unter Dach flüchten. Es war aber stets nur für wenige Stunden. Die zweistöckigen Pritschen wurden im Laufe des Sommers aus den Baracken herausgerissen. Ein gut Teil davon wurde verbrannt. Die meisten von uns bauten sich aber aus den Brettern Betten für den Winter, wo das Kampieren unter freiem Himmel nicht mehr möglich war. Da wir keinerlei Mittel zur Bekämpfung des Ungeziefers hatten, behelfen wir uns damit, dass wir die Bretter für die Betten zuvor gehörig abbrannten.

Das neue Lager war in vieler Hinsicht erheblich schlechter als das erste, vor allem schmutziger, unhygienischer. Das Regime aber wesentlich lockerer. Während dort längere Zeit sogar der mündliche Verkehr mit den Frauen über die Straße hinweg untersagt war, war hier sogar der Besuch in der Frauenbaracke gestattet.

Es muss aber zugegeben werden, dass keineswegs alles Negative im Lager den Internierern zuzuschreiben war. Mancher wird sich wundern, wenn ich sage, dass ich einem ehemaligen Arzt des Negus von Abessinien Unterrichtsstunden in Russisch erteilte, der mir für jede Stunde als Honorar ein ganzes Ei gab, es aber zuwege brachte, mir dieses "Honorar" für einen ganzen Monat schuldig zu bleiben. Einfach unglaublich und unvorstellbar war es - sicher nicht nur für mich, wie sehr sich intelligente, hochgebildete Menschen "gehenlassen" können, wenn sie aus ihrem "Milieu" herausgerissen werden. Wenn ein ehemaliger Oberst es zuwege bringt, von einem kurzen Spaziergang in die Baracken zurückzukehren, sich an den Pfosten der Pritsche zu stellen und seine Notdurft zu verrichten, oder wenn ein von Berlin delegierter hoher Fachmann in Erdölfragen am Abend in die Baracke zurückkehrt - wobei er unmittelbar an der Latrine vorbeigehen musste - sich den Nachttopf unter seinem Bett vorzieht, sich darauf setzt, dann den vollen Topf zurückschiebt und sich seelenruhig schlafen legt, - und dies sogar Abend für Abend tut, - noch dazu in der Krankenbaracke! - dann steht einem buchstäb-

lich der Verstand still. Und dann hat man auch volles Verständnis dafür, wenn ein Bettnachbar diesem Herrn kategorisch erklärt, wenn sie das noch einmal tun, stülpe ich ihnen den Topf auf den Kopf. - Quasi als Erklärung solcher "Auswüchse" pflegte man in meiner Heimat zu sagen: Unser Herrgott hat halt verschiedene Kostgänger. Und bei manchen hat's eben bis zur Kultur nicht gereicht, und was er an Zivilisation mitbekommen hat, war eben nur eine sehr dünne Schicht, nur Tünche. Doch wozu diese unschönen, direkt schmutzigen Erinnerungen wieder wachrufen? Mit Recht sagt der Russe: Rühr nicht im Dreck, er stinkt. Und schließlich nimmt ja alles einmal ein Ende, auch die zwei Jahre Lagerleben. Mitte April wurde uns erklärt, dass Einheimische freigelassen, und Ausländer in ihre Heimat abtransportiert werden. Und einige Tage darauf ging's zum Bahnhof. Dort wartete natürlich wieder der Viehwagen, doch hatte er diesmal zwei Stockwerke, und jeder Wagen wurde mit 24 Mann belegt, so dass jeder und jede nachts liegen konnte. Das war auch dringend nötig. Denn die Reise über Ungarn, Österreich und die Tschechei bis Berlin dauerte 18 Tage. Sie war, bei Gott keine Vergnügungsfahrt. Besonders schlimm war die Sache für die Frauen, da natürlich keiner der Wagen einen Lokus hatte, und die Wache strengstens darauf sah, dass sich niemand mehr als ein paar Schritte vom Zug entfernte, und sich nicht scheute, bei den geringsten Versuchen, sich den Blicken der

Wache und der Mitreisenden zu entziehen, sofort das Gewehr in Anschlag zu bringen. Es gab viele bittere Tränen deswegen.

Noch wesentlich schlimmer waren die Versuche Einzelner der Wachmannschaft, Frauen zu vergewaltigen. In unserem Wagen saß, bzw. lag auch eine sehr gut aussehende junge Frau, deren Mann ebenfalls verschleppt worden war, auf die es einer der Wachsoldaten besonders abgesehen hatte. Weil wir am Abend die Tür von innen regelmäßig mit starkem Eisendraht versperrten, und es ihm nicht gelang, die Tür aufzubrechen, setzte er sich eines Abends in der Türöffnung auf den Wagenboden, damit man die Tür nicht zuschieben konnte. Er saß aber in voller Fahrt unversehens plötzlich auf dem Fahrdamm, und die Tür war zu. - Nach einigen Tagen erreichten wir endlich auch Berlin, das Endziel unserer Reise.

Die Stadt hatte sich offensichtlich über unsere Ankunft etwas weniger gefreut, als wir, denn nach einigen Stunden Wartezeit ging es einige Dutzend Kilometer weiter nach dem Süden. Dort erhielten wir endlich unsere Entlassungspapiere und konnten als freie Menschen fahren, wohin wir wollten, natürlich nun mit Fahrkarten und gegen Entrichtung der entsprechenden Gebühren. Unser beider Weg ging zurück nach Berlin, wo wir in der Wohnung unseres Sohnes herzliche Aufnahme fanden. Er hatte, wie wir wussten, inzwischen geheiratet, und hatte, was wir noch nicht wussten - bereits zwei Kinder - das letzte war knapp eine Woche alt, als wir ankamen.

In der Heimat der Väter

Ob sie in den 20 Jahren, die ich nun schon in ihr gelebt habe, auch bereits zu der Meinen geworden ist? In vieler Hinsicht gewiss. Vor allem rein verstandesmäßig. Und wenn ich immer noch einige Hemmungen habe, mit einem freudigen Ja auf die Frage zu antworten, so nur aus rein gefühlsmäßigen Gründen. Das Wort: "Dein Vaterland ist dort, wo deine Wiege stand", mag mit Recht bezweifelt werden, so ganz o h n e ist es bestimmt nicht.

Ich kann natürlich nicht wissen, ob es allen so geht, wie mir, ob alle, die unter dem eigenen Dach geboren wurden und aufgewachsen sind, sich unter einem fremden Dach, auch wenn sie schon viele Jahre in den schönsten Wohnungen zur Miete gelebt haben, doch immer noch gleichsam "im Hotel" fühlen. Ich bin dies Gefühl bis heute noch nie ganz losgeworden. Ist dies der Grund, der mich hindert, die Heimat der Väter auch als die meine freudig anzuerkennen? Nur weil es mir in den 20 Jahren noch immer nicht gelungen ist, mir ein eigenes Dach zu erwerben? Ist es nicht vielmehr, dass ich mich so schwer von alten, lieb gewordenen Vorstellungen trennen kann?, von den Vorstellungen, die ich mir nach dem gemacht habe, was ich in so vielen Büchern gelesen, und was ich von den Erzählungen der lieben alten "Bekkas" immer noch nicht vergessen hatte? Und das muss ich gestehen, so habe ich die Heimat der Väter leider nicht angetroffen, weder die Heimat selbst, noch die Menschen.

In den ersten Tagen nach unserer Ankunft musste ich wegen der Aufenthaltsgenehmigung täglich viele Stunden im Bezirksrathaus vor den Türen stehen und warten, umringt von Dutzenden Frauen und Männern. Aber nicht das Warten war es, was mich befremdete. Das konnte ich mir unschwer erklären. Was die zahllosen Bomben der Amerikaner und Engländer in der Stadt angerichtet hatten, hatte ich ja bereits bei unserer Ankunft mit eigenen Augen gesehen. Dass nicht nur Häuser und Kirchen und sonstige Baulichkeiten getroffen wurden, sondern auch Tausende von Menschen den Tod fanden, wusste ich aus den Zeitungen bereits vor unserer Ankunft. Und dass auch die Überlebenden davon einiges abbekommen hatten, wenn nicht körperlich, so doch vor allem seelisch, war nicht schwer zu erkennen. Dass diese Menschen nach dem Überstandenen noch nicht wieder so arbeiten konnten wie ehemals, war mir klar. Und wenn ich an das Durcheinander dachte, das noch immer in der Stadt herrschte, dann fiel mir das schier endlose Warten vor den Türen nicht allzu schwer. Was ich aber nicht verstand, einfach nicht begreifen konnte, waren die Reden der Wartenden, die ich mit anhören musste.

Ich hatte die letzten 13 Jahre vor unserer Ankunft an einer Zeitung gearbeitet, an einer deutschen Zeitung, die allergrößten Wert darauf legte, ihre Leser über das Leben und die Vorgänge in Deutschland genau und richtig zu informieren. Und darum wusste ich - auch aus der fremdsprachigen Presse - zuverlässig, dass die Volksbefragungen Hitlers alle zu 95% und mehr mit Ja beantwortet worden waren. Und dass diese Abstimmungen "sauber", nicht gefälscht waren, war schon daraus zu ersehen, dass die Auslandspresse darüber kein Wort verloren hatte. Alle haben ja gesagt. Und wie sie ja gesagt haben! Im Rumänien, wo ich lebte, lebten Tausende deutscher Staatsbürger, die auch ja sagen wollten. Und weil die "Nazis" im Reich dies auch wollten, darum schickten sie eigens ein deutsches Schiff um ganz Europa herum ins Schwarze Meer nach Constanza, weil eine Abstimmung nur auf deutschem oder neutralem Boden stattfinden konnte. Und unsere "Reichsdeutschen", was taten die? Restlos alle strömten sie nach Constanza auf das deutsche Schiff. Aus Siebenbürgen, aus dem Banat, aus der Bukowina, viele hundert Kilometer weit fuhren sie, mieteten sich nicht nur Autos und Omnibusse, sondern sogar ganze Eisenbahnzüge hin und zurück, um nur ja diese Gelegenheit, auch einmal ja sagen zu können, nicht zu versäumen. Alle haben ja gesagt.

Nun stelle man sich mein Befremden vor! Wochenlang bin ich nicht nur vor den Türen des Rathauses, nein, in der ganzen Stadt ausschließlich mit den knappen 5% Neinsagern zusammengetroffen.

Wenn ich gestehe, dass ich wenige Wochen nach unserer Ankunft in Berlin eine Anstellung als Übersetzer an einer von den Russen herausgegebenen Zeitschrift gefunden habe, wird mancher, wenn nicht sagen, so doch denken: Na, ist es da ein Wunder, dass du nur Neinsager

getroffen hast? Ob das ein Wunder war, mag jeder selbst entscheiden. Aber ein Wunder war es - wenigstens für mich -, dass ich ausgerechnet hier den ersten Jasager traf. Und dieser Einzige war ..? Wetten, dass niemand es erraten wird! - Der Chauffeur, der auf einer Dienstfahrt den Wagen lenkte. Ich hatte mich neben ihn auf den Vordersitz gesetzt. Um ins Gespräch zu kommen, fragte ich ihn nach einer Weile, was er unter den "Nazis" gewesen sei. Etwas brummig antwortete er: Na, Chauffeur, was denn sonst! Auf meine weitere Frage: "Taxi?" kam die Antwort in gleichem Ton: "nein, bei einer Handelsfirma". Wegen des etwas mürrischen Tones wagte ich erst nach einer ganzen Weile die Frage: War's denn unter den Nazis wirklich so schlecht? Ruckartig drehte er den Kopf mir zu: Wer sagt denn, dass es schlecht war? -

Ich wusste Bescheid. Der Erste, der nicht schimpfte! Und dass es ein einfacher Arbeiter war, war doppelt aufschlussreich. Ist es verwunderlich, dass mir das Reden vor den Rathaustüren noch weniger verständlich wurde?

Dass die einst - nicht nur in den Erinnerungen der alten "Bekkabas"- so schöne Heimat der Väter zu einem so trostlosen Trümmerhaufen geworden war, - darüber hätte ich weinen mögen, aber vielleicht war sie mir gerade deshalb noch viel lieber. Nur, dass die Menschen mir so ganz anders erschienen, als ich sie mir - wieder nicht nur nach den Schilderungen derselben "Bekkabas" vorgestellt hatte, - mich damit abzufinden, fiel mir damals und auch viele Jahre danach schwer. Und darum fühlte - und fühle ich mich noch immer in der Heimat der Väter nicht so ganz richtig d a h e i m.

Ich will aufrichtig bekennen, dass ein großer Teil der Schuld daran bei mir selbst liegt. Ich hätte wissen müssen, dass auch ein Volk, genau so wie der Einzelne, sich nicht von heut auf morgen erholen kann, wenn es einen so fürchterlichen "Schlag auf den Kopf" erhalten hat. Und erst recht nicht, wenn er wie es, nämlich der Einzelne wie das Volk, gerade dem "in Pflege" gegeben ist, der den Schlag verabreicht hat. Das hätte ich wissen müssen. Zu meiner Entschuldigung kann ich nur darauf hinweisen, dass die ersten Eindrücke im Leben fast immer so tief und nachhaltig zu sein pflegen, dass sie nur schwer und nicht so rasch überwunden werden können.

Heute weiß ich, dass ich unserem ganzen Volk irrtümlich zugeschrieben habe, was in Wirklichkeit nur eine dünne Schicht betraf. Bereits vor Jahren erinnerte ich mich an die simple Weisheit: Wenn man das Wasser durcheinanderbringt, kommt der Schmutz nach oben. Und wenn ich bedenke, wie unser Volk sich in so kurzer Zeit erholt, und was es geleistet hat, - und das trotz der "Pflege", die ihm zuteil wurde! Und wenn ich dies mit dem vergleiche, was die andern, die so stolz und glücklich über den Schlag waren, den sie uns verabreichen konnten, in derselben Zeit alles verloren und eingebüßt haben und noch immer verlieren und einbüßen, - wenn ich das so überdenke, bin ich zutiefst stolz auf die Heimat der Väter. Dabei bin ich mir sehr wohl bewusst, dass sie, die nun auch zu der meinen geworden ist, nach meinem Dafürhalten noch keineswegs schon "überm Berg" ist. Dass im Gegenteil aller Voraussicht nach ihr Weg durch eine Zeit schwerer Not führt, bis sie sich aus den jetzigen "Gängelbänden" zu lösen vermag, und zu sich selbst zurückfindet. Dass sie dazu fähig ist, hat sie bewiesen. Noch ist so manches nicht so, wie es sein sollte. Und ich bin nicht so naiv zu glauben, dass ich das Ende noch erleben werde. Gottes Mühlen mahlen langsam und die Geschichte hat es nicht eilig

Und damit will ich schließen. Mancher mag fragen, warum so viel und ausführlich über die "fernen Zeiten" und so kurz über das Naheliegende? - Es sollen doch Erinnerungen sein, was

ich schreiben wollte. An die Gegenwart kann man sich doch nicht e r i n n e r n. Erinnerungen sind schön. Um sich an Geschehen und Erlebnisse erinnern zu können, muss "Gras darüber gewachsen" sein. Und dazu braucht es Zeit. - Warum verlegen wir das Paradies in die Zeit von Adam und Eva? Doch nur, weil Vater, Kindheit und Jugend so viel schöner waren, als die Gegenwart, und wenn du Großvater fragst, war seine Kindheit und Jugend noch unvergleichlich schöner als die von Vater usw., usf. Und hast du schon jemals eine Erinnerung gelesen, auch wenn sie hundert Jahre zurücklag - die nicht schöner war, als die Gegenwart? - Dass die Zeit der ersten Menschen alles andere, als schön war, hat jeder von uns in der Schule gelernt. Und dennoch denke nicht nur ich so gern an meine schöne Kindheit und Jugend zurück ... Aber war es wirklich so schön, das Ackertreiben und Schafehüten bei Kälte, Wind und Wetter? -

R ü c k b l i c k

Mancher wird fragen, warum den "So ein ... "? Warum die drei Punkte? Sag's doch selbst! Hab ich ja auch getan. Freilich nur, wo ich es konnte. Zum Beispiel damals, als ich in St. den zaristischen Offizier aus den Händen der Kommunisten rettete, indem ich ihn unter die heimkehrenden Vertriebenen schmuggelte, besonders als ich feststellen musste, dass er trotz seines feierlichen Versprechens den Mund zu halten, doch ausgeplaudert hatte, und dann noch eine ganze Reihe Weiterer kam, und von mir dasselbe erpresste, damals wäre es mir nicht schwergefallen, die drei Punkte durch ein sehr eindeutiges Wort zu ersetzen. - Aber heute, wo ich dies schreibe? Auch heute erkenne ich und sogar klarer als damals, dass ich mit dieser ausgesprochenen Dummheit buchstäblich Kopf und Kragen riskierte, aber auch weiß, dass ich mir mit dieser "ausgesprochenen Dummheit" buchstäblich Kopf und Kragen g e r e t t e t habe.

Und als ich, statt mich nach dem Willen meines Vaters auf seinen Hof sozusagen ins fertige Nest zu setzen, mitten in der schwersten Arbeitszeit auf dem Dreschplatz alles hinlegte, den Hof hinunterging und weit über tausend Kilometer weit in die Welt hinausfuhr, ohne Abschied von Vater und Mutter und meinen beiden Schwestern! Damals hätte wohl mancher an meiner Stelle sehr gut gewusst, was statt der drei Punkte zu setzen gewesen wäre. - Aber auch wenn er gewusst hätte, dass ich zwar vier Jahre lang schwer schuftete, jämmerlich darben und oft auch hungern musste, - dass aber wenige Jahre danach der Erste Weltkrieg ausbrach, und dass da die "Gscheiteren" alle an die Front marschierten, dort ebenfalls vier Jahre lang nicht weniger als ich schuftete, darben und hungern mussten, und mancher von ihnen seine gesunden Beine, wenn nicht gar das Leben opferte, ich aber daheim in meiner warmen Stube saß?

Auch ich habe das alles damals nicht gewusst. Ich habe weder gewusst, welche Strapazen mir bevorstanden, noch viel weniger geahnt, was ich mir alles erspart habe und dennoch habe ich meinen lieben Eltern dieses schwere Leid zugefügt. Weil ich ein solcher Rohling war? Nein, das bin ich nie gewesen. Also warum? Das wusste ich weder damals, noch weiß ich es heute.

Vielleicht wird es mancher auch für reine Dummheit halten, dass ich damals drei Jahre lang gewartet habe, bis mein "Weißkäppchen" sich endlich entschloss, meine Frau zu werden und das, obwohl ich durchaus nicht so "sterblich verliebt" war. Ob ich nicht auch hier statt der drei Punkte den Namen eines wohlbekanntes Haustieres hätte setzen können? Nein, hätte ich nicht, weder damals, noch viel weniger jetzt, wo ich das schreibe. Damals konnte ich freilich

noch nicht wissen, dass ich in ihr die liebste und beste Lebensgefährtin gefunden hatte. Auch hier war ein innerer Zwang. Ich konnte einfach nicht anders. Heute nach 52 Jahren, weiß ich, dass es keine Dummheit war. Ich bin aber auch ebenso weit entfernt, es für Klugheit zu halten. Verstand hat damit überhaupt nichts zu tun. Die Frage "warum" ist hier ganz unmöglich, denn es gibt hier keinen "Grund".

Ebenso wenig kann man fragen, warum ich damals als kleiner Junge mit meinem "Schepperle" nicht richtig spielen konnte, warum ich solche Hemmungen gehabt habe, wo ich doch so stolz darauf sein konnte und warum ich es schließlich mit aufrichtiger tiefer Trauer im Herzen begraben musste. Und ist es nicht einfach unerklärlich, dass ich es sofort vollständig vergaß, und erst Jahre danach mich erinnerte?

Warum bin ich trotz der Weisung meines Vaters und der vielen Bitten meiner Großmutter, deren liebes freundliches Gesicht ich noch heute vor mir sehe, stur auf dem Wagen sitzen geblieben, vom Samstagnachmittag bis Montag früh. Und warum bin ich dann derselben Weisung des Vaters frei von jeglichen Hemmungen ihm ins Haus gefolgt und habe am Familientisch des Onkels, neben Großmutter sitzend Kaffee getrunken?

Warum bin ich so maßlos erschrocken, als an meinem ersten Schultag mein Banknachbar aufstand und rief: "Herr Lehrer, der do kann scho lesa". Warum hatte ich so'ne Angst, als ich dann zum Lehrer an den Tisch kommen musste, dass ich keinen Ton herausbrachte, und nachdem ich flüsternd ein paar Worte gelesen hatte, einen heftigen Weinkrampf bekam? Warum wohl?

Und warum habe ich in der Schule die Antworten auf die Fragen des Lehrers stets nur leise für mich hingeflüstert, statt den Finger zu heben, wie mein Banknachbar? Warum hatte ich so'ne Heidenangst vor dem "Setzen"? Warum graute mir so vor dem "oben"-sitzen?

Ich weiß es nicht. Ich weiß nur heute wie damals, dass ich so handeln m u s s t e. Es war Z w a n g. Kein fremder, äußerlicher; ein innerlicher unwiderstehlicher Zwang, der den eigenen Willen vollständig lahmlegt und zu fast unbewussten Handlungen führt. Psychologie zählte jahrelang zu meinen Hauptfächern. Trotzdem muss ich offen gestehen, dass ich auch heute noch immer nicht weiß, was es war. Und doch, wenn ich mich nur zu deutlich an den Seelenzustand erinnere, in dem ich mich befand, als ich mein "Schepperle" buchstäblich nicht vergrub, sondern b e e r d i g t e, als ich bei Großmutter stur auf dem Wagen sitzen blieb, als ich mitten in der schwersten Arbeit meine Eltern und Schwestern allein ließ und in die Welt hinausfuhr, da stehe ich nun schon seit vielen Jahrzehnten vor einem Rätsel, das mir auch die Wissenschaft nicht zu lösen vermag. - Bleibt nur, was der Mensch seit Jahrtausenden, nein, nicht weiß, sondern glaubt: - Schicksal, Vorsehung, oder vielleicht richtiger ein Er oder Es, das schickt und vorsieht?

Doch das soll durchaus keine billige Ausrede oder gar Rechtfertigung sein. Zutiefst bedaure ich aufrichtig, dass ich vielen lieben Menschen wehgetan habe, und nun nicht zu ihnen hingehen und ihnen sagen kann, dass ich es bedaure, dass ich aber nicht anders konnte, dass ich es tun m u s s t e, weil ich eben so ein ... bin.